Samstag, 30. Januar 1954

Nummer 1

Den Heimatblättern zum Geleit / von Landrat Roemer

Einem schon viele Jahre empfundenen Mangel begegnet unsere Heimatzeitung, wenn sie vom Jahr 1954 an wieder Heimatwenn sie vom Jahr 1954 an wieder Heinfat-blätter herausgibt. Sie schließt damit an verschiedene ältere Erscheinungsformen solcher Veröffentlichungen in unserem Kreis an. Diesen früheren Beiträgen zur Pflege einheimischer Kulturgüter war kein langes Leben beschieden, weil es nur sehr wenige Persönlichkeiten waren, die sich einsetzten. Persönlichkeiten waren, die sich einsetzten. Daher treten unsere neuen Heimatblätter mit einem starken und großen Personenkreis hinter sich an die Öffentlichkeit. Eine noch immer im Zunehmen befindliche Gruppe ideal eingestellter Männer wird dieser für das ganze Kulturleben unseres Kreises und darüber hinaus bedeutsamen Erscheinung ihre Kräfte geben. Ein Heimatscheinung ihre Kräfte geben. Erscheinung ihre Kräfte geben. Ein Heimat-und Geschichtsverein — der Name steht noch nicht fest und ist auch nicht das wichtigste — ist im Werden. In ihm sind alle willkommen, die durch Tätigkeit und Bildung dazu berufen sind, die geistigen und

materiellen Werte der Vergangenheit und Gegenwart für die Zukunft zu erhalten, zusammenzutragen und einem großen Publikum mitzuteilen. Dieser Verein wird der Träger der Blätter sein. Unserer Zeitung aber gebührt Dank für die Aufnahme der Blätter in ihr Arbeitsfeld, besonders Hermann Daniel, der diese Bestrebungen fördete und ihnen nun den Weg zum Publik derte und ihnen nun den Weg zum Publi-

kum bereitet.
In diesen Blättern sollen alle kulturell interessanten Gebiete behandelt werden; diese sollen sich nicht nur auf den Bereich unseres Kreises erstrecken, sondern, wo es wertvoll ist, darüber hinausgehen und auch vor der Darstellung ausländischer Verhältnisse nicht Halt machen, einerlei, ob es sich um Geographie oder Geschichte, Geologie oder Volkskunde oder um eines jener vielen Gebiete handelt, deren Kenntnis jedem Aufgeschlossenen Freude bereitet. Die einzelnen Beiträge sollen wissenschaftlich ein-wandfrei, aber allen verständlich sein. Die

Heimatblätter, an denen auch auswärtige Freunde mitarbeiten, werden einmal im Monat erscheinen und sollen jährlich zu-sammengeheftet werden können; ein Register wird vervollständigend hinzukommen, so daß eine laufende Sammlung möglich ist. Der Grund für das Erscheinen dieser Blätter ist auch darin zu suchen, daß durch die Forschungen für die wohl noch in diesem Forschungen für die wohl noch in diesem Jahr erscheinende amtliche Kreisbeschreibung eine Fülle ebenso interessanten wie wichtigen Materials über fast alle Gemeinden aufgefunden wurde, das in der Kreisbeschreibung keinen Platz mehr finden kann, aber nicht verloren gehen oder in unzugänglichen Archiven verstauben, sondern veröffentlicht werden soll. So dürfen wir alle den Heimatblättern mit hoher Erwartung entgegensehen und ihnen ein gutes Gedeihen wünschen. Aber danken müssen wir schon jetzt allen, die künftig dazu beitragen werden, unser Wissen um Heimat tragen werden, unser Wissen um Heimat und Welt zu bereichern.

Der landschaftliche Aufbau des Kreises Balingen

Von Mittelschullehrer H. Müller

Unser Kreis ist ein Auschnitt aus der geht die Reise weiter, bis er bei Aldingen Alb und ihrem Vorland. Darum ist er so notiert: "Links Gebirgshöhen, worauf ein vielgestaltig und für die Betrachtung reiz-Schlößchen liegt." vielgestaltig und für die Betrachtung reiz-

vielgestaltig und für die Betrachtung reizvoll.

Als Goethe im Jahr 1797 von Weimar an den Vierwaldstätter See reiste — er ließ sich zwei Monate Zeit dazu — wählte er die uralte "Schweizerstraße" von Tübingen über Tuttlingen nach Schaffhausen. In Dußlingen schreibt er in sein Reisetagebuch: "In einiger Entfernung links höhere, mit Wald bewachsene Berge." Und vor Hechingen: "Links auf dem ganzen Wege hat man Berge, an deren Fuß sich ein Tal bildet." Nachdem er den Hohenzollern hinter sich hat, heißt es: "Die Berge links gehen immer fort." Bei Wessingen: "Auf der Chaussee, wie auch schon eine Weile vorher, sehr dichter, inwendig blauer Kalkstein mit splittrig-muschligem Bruch." Nun kommt er in den Kreis Balingen: "Engstlatt zwischen angenehmen Hügeln im Grunde, seitwärts Berge. — Balingen: Links in einiger Entfernung hohe, waldige Berge, bis an deren steilern Fuß sich fruchtbare Hügel hinauf erstrecken. Der Ort liegt zwischen fruchtbaren, mehr oder weniger steilen, zum Teil mit Holz bewachsenen Hügeln und hat in einiger Entfernung gegen Südost hohe holzbewachsene Berge. Die Eyach fließt durch schöne Wiesen. Sie läuft über Kalkfelsen, unter denen große Bänke von Versteinerungen sind. — Endingen: Man behält die Berge noch immer links. — Dotternhausen: Bis dahin schöne schwarze Felder, scheinen aber feucht und quellig. Hinter dem Ort kommt man dem Berge näher. — Bei Schömberg starker Stieg, den vor Jahren ein Postwagen hinunter rutschte. Man kommt immer höher, es zeigen sich Fichten, große Weidplätze, dazwischen Feldbau. Es kommen mehr Fichtenwäldchen." So

Die Schwäbische Alb hat auf der ganzen Strecke seinen Blick immer wieder gefan-Strecke seinen Blick immer wieder gefangen genommen. Er spricht aber nicht von Gebirgsrand oder gar "Albtrauf", sondern nimmt durchaus einzelne Berge wahr mit Tälern dazwischen, die sich "bilden", d. h. in ihrer Entstehung fortschreiten. Man merkt daran, daß er nicht von einer Karte ausgeht. Er läßt zumächen win sie ist Neben schaft auf sich einwirken, wie sie ist. Neben steilen Hängen weiß er den schönen Gegensatz zu "angenehmen Hügeln" zu schätzen. satz zu "angenenmen Hugen" zu schatzen. Bei Balingen fällt ihm auf, daß diese "mehr oder weniger steil" sind. Der Wald ist ihm überall wichtig, aber auch die heitere Abwechslung durch Wiesen, Weiden und Ackerland, wobei der schwarze Boden in den flachen Mulden seiner Aufmerksamkeit nicht entgeht. Ja, er bückt sich sogar nach Steinen und Versteinerungen auf der Straße oder im Flußbett! Das alles gehört für ihn zusammen; es bildet ihm, verbunden und aufeinander abgestimmt; die Landschaft.

Flüsse formten die Landschaft

Wir wollen versuchen, auch einmal so umfassend an unsere Heimatlandschaft heranzugehen. Alles, was im Kreis Balin-gen nordwestlich des Albrandes liegt, ist tatsächlich durch die flachen Mulden und die mehr oder weniger steilen Hügel treff-lich charakterisiert. Es ist der Kleine Heu-berg. Gehen wir den Erscheinungen gleich ein wenig auf den Grund, wie es Goethe auch getan hat! Das Pflanzenkleid der Erde ist stellenweise schadhaft; das nackte Erd-reich oder sogar Steingerippe guckt heraus. Entweder hat das Wasser den Wurzelboden weggerissen oder der Mensch hat Stein-

brüche, Baugruben und andere Löcher gegraben. Bei ausdauernder Betrachtung erkennen wir, daß unter dem Kleinen Heuberg härtere Schichten mit Kalkbänken und Sandsteinen liegen, die von weicheren Lagen aus Ton oder Mergel (= Ton mit Kalk) abgelöst werden. Halt! Was hat das mit der Landschaft zu tun? Nun, sogar sehr viel! Die harten Schichten geben die steileren Hänge, die weichen aber die flacheren. ren Hänge, die weichen aber die flacheren. Freilich kann am Bach oder Fluß auch ein-mal eine Mergellage eine Steilwand bilden, aber nie eine von Bergeshöhe. Die Schichtenfolgen wechseln ab, im ganzen sechsmal. tenfolgen wechseln ab, im ganzen sechsmal. Der Geologe nennt dieses sechstache Schichtenpaket "Schwarzer Jura". Aber nicht die Aufschrift ist die Hauptsache, sondern der Inhalt. Ganz unten hat Goethe in der Eyach zwischen Kalkbänkchen seine "Muscheln" gefunden, die wohl von der Art der Auster Gryphaea arcuata waren, die wir in Steinbrüchen nebenan in Mengen finden. Die beiden nächsthöheren Lagen bilden beispielsweise die Wand, an die sich Balingen gegen Westen anlehnt. Dann kommt nach einer weiteren Tonlage etwas Eigenartiges: "Pappendeckelschichten" könnten wir das nennen. Jedes Kind in der Umgebung kennt sie. Die Geschichte ihrer Ausbeutung auf Öl ist ein trauriges Kapitel. Daß sie von Ol ist ein trauriges Kapitel. Daß sie von einer kleinen Muschel den Namen Posidoeiner kleinen Muschei den Namen Posido-nienschiefer haben, ist uns weniger wichtig. Aber im Gelände bilden sie überall klei-nere Steilanstiege. Und steht nicht in jedem solchen Ölschieferbruch ein kleiner oder sogar größerer See? Sollte nicht der schwarze Boden damit in Zusammenhang stehen, den Goethe bemerkte? Denn wo der Boden wenig Wasser durchläßt, da bildet sich in flachen Mulden ein Moor! Wir sehen, die Erscheinungen schließen sich zusammen: Das Wasser. Die vielen Mulden und Tälchen auf dem Kleinen Heuberg sind das Werk von Bächen, ob sie nun dauernd oder nur zeitweise oder auch gar nicht mehr fließen. Überall wo sie im Albvorland oder

am Fuße der Alb entspringen, sind sie schwach und können die Landschaft nicht sehr verändern. Aber die Größeren, die aus dem Innern der Alb kommen, wie die Star-zel, die Eyach, die Schlichem und die Prim, die haben schon gründlicher aufgeräumt. Wo war zu Goethes Zeit der Postwagen die steile Stiege hinabgerutscht? Bei Schömberg Schuldig war die Schlichem, die dort schon ein beträchtliches Tal eingenagt hat. schon ein beträchtliches Tal eingenagt hat. Gehen wir an irgend einem der genannten vier Flüßchen weiter talab, so wird das Wandern mühsamer, aber auch interessanter. Fast kein Weg mehr, hohes Gras, steile Talwände mit Nadelwald, wilde Nebenschluchten! Haben wir Glück, dann ist einmal ein ganzer Hang abgerutscht, und wir können die schönste Schichtung bewundern: rote, gelbe, graue Tonlagen, dazwischen blütenweißer Sandstein, Kalkbänkchen und ganz oben eine kieselharte Decke, die da und dort heruntergebrochen ist. Wir sind im "Land der bunten Erde", von den sind im "Land der bunten Erde", von den Geologen Keuper genannt. Wo die welligen Ackerflächen des Schwarzen Jura mit scharfer Kante in die Täler hinab abbrechen, da ist der Keuperwald. Er zieht an der ganzen Alb entlang, in respektvoller Entfernung.
Auch zwischen Schömberg und Rottweil
zwängt sich der Keuperwald hindurch und
er ist den geübten Blicken Goethes nicht
entgangen! Es ist nämlich Nadelwald, meist Fichten. — Nun erst darf der geneigte Leser einen Blick auf das nebenstehende Kärtchen werfen, das einem Umrißstempel nachgebildet ist, wie ihn alle Schulen des Kreises Balingen verwenden. Da liegt im Kreises Balingen verwenden. Da liegt im Nordwesteck, stark zerlappt, das Gebiet des Kleinen Heubergs. Man sieht geradezu die Arbeit des Wassers! Es ist nur die 600-m-Linie eingezeichnet, aber sie sagt alles. Die Eyach fließt niedriger als die Schlichem und hat gründlicher ausgeräumt; darin deutet sich schon das Gefäll des Neckars an, der in nicht zu großer Entfernung im W und NW vorbeifließt. Die wellige Decke des Schwarzen Jura trägt wenig Wald, aber viel Ackerland und somit Dörfer. Das Keuperland aber, ganz im NW, ist Wald mit wenig Besiedlung, fast nur Einzelhöfe und Weiler.

Goethes landschaftsgeübtem Blick entgingen nicht "hohe waldige Berge, bis an deren steilern Fuß sich fruchtbare Hügel hinauf erstrecken".

Besiedlung, fast nur Einzelhöfe und Weiler.

(Fortsetzung folgt.)

600m Sing mis munul 800m reis Balingen

Wo liegt die heutige Wasserscheide?

Von Fritz Scheerer

Vom Wochenberg, Plettenberg, Schafberg und Lochenstein eilen viele muntere Bäch-lein mit starkem Gefälle in scharf eingelein mit starkem Gefälle in scharf eingeschnittenen Schluchten gegen Schömberg und Balingen, durchs Vorland zur Eyach und Schlichem und damit zum Neckar. Wo sich aber von diesen Bergen ein freier Blick nach Südosten öffnet, bietet sich ein anderes Bild. Sänft senkt sich die Hochfläche mit ihrem gleichförmigen, oft eintönigen Wechsel von Hügeln und Talungen gegen die Bära, die müde ihre Wasser zur Donau führt. Unwillkürlich suchen wir die Wasserscheide dort, wo gegen Westen an der Steilkante die höchsten Erhebungen sind (Plettenberg 1002 m usw.). Im Plettenberg-(Plettenberg 1002 m usw.). Im Plettenberg-und Schafberggebiet liegen aber die Quel-len der Schlichem 11 km weit hinter dem und Schafberggebiet liegen aber die Quellen der Schlichem 11 km weit hinter dem Gebirgswall, sie durchbricht ihn. Die Wasserscheide fällt nicht mit dem Albrand zusammen, sondern frißt sich in die Hochfläche hinein (s. Blockbild). Vom Klippeneck steigt sie bei Gosheim in den braunen Jura hinunter, verläuft dann über den Lemberg und den Oberhohenberg (Weißer Jura), um bei Deilingen nach Osten umzubiegen und die Höhen bei Obernheim zu erreichen (westlich des Heidenhofes 956 m), zieht sodann über die "Breitenhalde" herab nach Tieringen bis in den braunen Jura (802 m), wo sie bis vor etlichen Jahren über den First vom "Ölhaus" in der Nähe der Kirche verlief, so daß sich die Wasser des hinteren Daches ihren Weg zur Schlichem und die des vorderen zur Bära suchten. "Die eine Traufe fiel in die Nordsee, die andere ins Schwarze Meer". Von da erhebt sie sich rasch am "Nack" bis hart an den Albrand zum Hörnle und Grat (942 m) und wendet sich über "Katzensteig" und "Baienberg" südöstlich am Ostrand des Bäratales gegen Hossingen und Meßstetten, wo überall die Eyach gierig ihre Arme heraufreckt, um ihren Anteil zu heischen.

Bära und Schlichem - konträr

Von dieser Höhenlinie ziehen mehrere reichverästelte Täler zur Bära, Diese har in den Wiesen östlich von Tieringen ihren Ursprung. Als kümmerliches Rinnsal schleicht sie müde und träge durch sump-fige Wiesen gegen Oberdigisheim. Kein

Baum und kein Strauch schützt ihre Ufer. Bevor sie gerade gelegt wurde, zog sie in geschlungenem Lauf dahin; die Ufer waren flach und weit schob sich das Sumpfgewächs vor. Erst von Unterdigisheim ab nimmt sie eine muntere Gangart an, da sie beträchtliche Wassermengen durch den von Hossingen kommenden Burtelbach mit der "Lochbrunnenquelle" erhält.

Ganz im Gegensatz zu der Wassermenge

Ganz im Gegensatz zu der Wassermenge der oberen Bära steht das breite und tiefe, wohlausgeglichene Tal. Rund 1000 m sind die harten Weißjurakalke voneinander ent-fernt; 600 m breit und 75 m tief ist die Talsohle in sie eingesenkt.

die harten Weißjurakalke voneinander entfernt; 600 m breit und 75 m tief ist die Talsohle in sie eingesenkt.

Wie reichlich sprudeln dagegen die Quellen der S c h l i c h e m am Fuße der weißen Felsen hinter dem Hörnle im engen "Langental". Rechts und links bekommt sie Nebenbächlein, die heute freilich zuerst ihren Weg durch die Wasserleitung von Tieringen nehmen müssen, ehe sie sich in einem Bache sammeln. Im Dorfe selbst biegt der Bach, der bisher nach Südosten floß, nach Westen um ("Winkel") und bekommt aus den Wiesen zu beiden Seiten weiteren Zufluß, um dann schäumend durchs "Katzenloch" zu springen. Unter Weidengebüsch versteckt eilt die Schlichem rasch weiter nach Hausen am Tann. Die Talwände rücken jetzt zusammen und die Wälder ziehen bis ins Tal herab. Das Rauschen des Baches wird immer stärker. Bald stürzt er in weißem Gischt über die Felsbänke des unteren braunen Juras und schießt in einer tiefen Rinne zwischen großen Blöcken weiter. Hoch oben steigen aus dem Walde die weißen Kalkwände auf, trotzig und kühn, während an ihrem Fuße eine Wirrnis von Kalktrümmern den Berg hinunterzieht. Gefährliche Fußpfade führen hinauf. Ein schauerlicher Blick eröffnet sich von der Südspitze des Plettenbergs: unheimlich schroff stürzt die Felswand ab. Der Geologe Quenstedt sagte von diesem Gebiet: "Wir fühlen, daß wir uns hier in einer Landschaft befinden, die zu den großartigsten Württembergs gehört". Liegen im Tal und im Vorland noch die Frühnebel, dann hält der Plettenberg mit seinen scharfgeschnittenen Ecken als vorspringende Bastion Schildwacht (s. Blockbild!). In fast drohender Nähe leuchten im Frühgold die Kalkwände des Schafbergs auf. Diese sind nur durch einen schmalen Grad mit dem Wenzelstein verbunden, während der Plettenberg völlig isoliert wie eine Insel in dem Nebelmeer emporstrebt. Wenzelstein verbunden, während der Plet-tenberg völlig isoliert wie eine Insel in dem Nebelmeer emporstrebt.

Schlichem — starkes Gefälle

Wie sind nun diese Inseln und Halbinseln entstanden? Sonst tritt uns doch die Alb als geschlossene Mauer entgegen. Wie kommt es, daß die Schlichem und damit auch die Wasserscheide in den Rand der Albfläche auf Obernheim und Tieringen zu so tief hineingreifen? Wie kann das kümmerliche Rinnsal, die Bära, jene große Lücke bei Tieringen geschaffen haben? Dazu gehört eigentlich ein Fluß von über zwei Stunden Länge. Um dies alles zu verstehen, müssen wir zurück zur Wasserscheide.

Unbewußt trifft das Volk mit seinen Be-

wir zurück zur Wasserscheide.

Unbewußt trifft das Volk mit seinen Benennungen die Sache. Die Bära mit ihrer bedeutend geringeren Wassermenge wird in Tieringen "Bächle" (Verkleinerung!), die Schlichem aber "Bach" genannt. Diese sucht ihren Weg durch das "Unterländle", jene entwässert das "Oberländle".

Keine Spur von junger Zerstörungsarbeit, kaum das Ufer unternagt, so sehen wir das winzige Bächlein, die Bära, dahinschleichen; bis zur Unteren Mühle bei Oberdigisheim, die über 3 km von der Wasserscheide entfernt ist, nur 31 m Gefälle. So gering die Abtragung hier ist, so kräftig arbeitet sie an der Schlichem. Losgerissene Bäume,

unterwühlte Ufer, rutschende Hänge zeugen von der frischen Arbeit des rinnenden Wassers. Bei jedem Hochwasser wälzt sie Kalkmassen zu Tal. Ganz schlimm hauste sie 1895, wo sie sogar Menschen und Tiere in Todesnöte brachte. Ihre tosenden Fluten rissen alles mit, was sich ihnen in den Veg stellte. 73 m Gefälle auf 1½ km und auf 40 km (Ursprung-Mündung) 391 m, während die Wasser der Bära erst nach 180 km langem Lauf oberhalb Ulm diese Meereslangem Lauf oberhalb Ulm diese Meeres-höhe erreichen. Kein Wunder, daß die Schlichem ganz andere Arbeit zu leisten vermag.Immerwieder brechen unterwühlte Kalkwände ab, rutschen abwärts und erzeugen die weißen Narben an der Felsenstirn (große Bergrutsche 1787 und 1851!). Das abbröckelnde Gestein sammelt sich am Fuße der schroffen Felsen in mächtigen Fuße der schroffen Felsen in mächtigen Schutthalden (Plettenberg, Ortenberg). Häuderen Wasser rasch mit dem Schutt auf-räumen. Stück um Stück des Steilrandes wird zerstört, er wandert rückwärts.

Als der "Block" noch ganz war

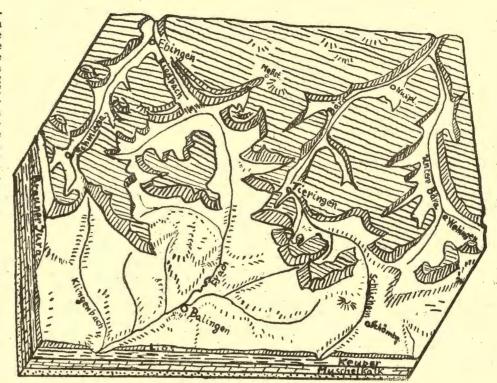
Als der "Block" noch ganz war

Und nun zurück in die graue Vorzeit! Da
müssen wir vorn am Steilrand gegen
Schömberg und Balingen neue Stücke anfügen. Die Schluchten füllen sich, die
Sporne verbreitern sich und wachsen zusammen zu einer einheitlichen Platte: die
Schlichem griff nicht hinter den Plettenberg. 70 m über Hausen und 130 m über
Ratshausen war der Oberlauf der Bära.
Heute noch kann man sich vom Plettenberg
oder Schafberg aus ein Bild der alten Entwässerung verschaffen. Das tief eingeschnitwässerung verschaffen. Das tief eingeschnit-tene Schlichemtal und das ganze Gebiet zeigt deutlich seine ehemalige Zugehörig-keit zur Bära. Auch der Rötegrabenbach (fr. Lochenhof-Oberhausen), der der Schlichem entgegenstießt, sowie der Oberlauf der Schlichem bis Tieringen weisen in ihren Talrichtungen und in der Höhe ihres Ursprungs hinüber ins Bäratal. Jetzt haben wir den wasserreichen Fluß, der die breite Pforte des Bäratales bei Tieringen schuf.

Überblicken wir den Kampf, dann sind es drei Entwicklungsstufen. Der Waldhausbach Überblicken wir den Kampf, dann sind es drei Entwicklungsstufen. Der Waldhausbach hinter dem Plettenberg wurde der Schlichem zuerst wasserpflichtig und war eine Zeitlang ihr Ursprung; er ist daher auch am schärfsten eingerissen und hat die tiefe Schlucht zwischen Plettenberg und Schafberg mitschaffen helfen. Ihm folgte der Rötegrabenbach, der noch mehr Spuren seiner Bäravergangenheit zeigt: er hat noch nicht so stark ausgeräumt. Endlich wurden auch die Quellen hinter dem Hörnle abgelenkt und damit der ganze Oberlauf der Bära vernichtet. Hand in Hand damit ging die Auflösung der Hochfläche, die einmal ein ähnliches Bild zeigte, wie wir es heute bei Obernheim haben, und die Landschaft bei Tieringen glich der unterhalb Nusplingens an der Einmündung der Unteren Bära. An Stelle der zusammenhängenden Platte traten losgetrennte Berge: Plettenberg, Schafberg, Lochen, während der Wenzelstein erst dem Burzel bei Oberhausen ähnlich werden will. lich werden will.

"Geköpfte" Täler

Von Wellendingen und Denkingen greifen die Nebenflüßchen der Prim herauf und haben die Quelltäler der Unteren Bära bei haben die Quelltäler der Unteren Bära bei Gosheim geköpft, wie ein Rundblick vom Lemberg wunderbar zeigt, während der Quellast bei Deilingen durch die Schlichem angezapft wurde (s. Blockbild!). Hier liegen zwei geköpfte Täler desselben Flußnetzes nahe beisammen, so daß zwischen Stufenrand und den Tälern die Stufenrandberge des Lembergs und Oberhohenbergs entstanden. Die Bahn nach Reichenbach fand durch diesen Paß ihren Weg vorgezeichnet, wenn auch der Zugang von Spaichingen her Schwierigkeiten bereitete (Gosheimer Steige!). Über den "Hirnwiesen" bei Gosheim, wo wir die Fortsetzung des Unteren Bäratales suchen würden, schaut der blaue



Vereinfachtes Blockbild des Albtraufs, in dem der weiße Jura durch waagerechte Strichelung ge-kennzeichnet ist. Eyach und Schlichem greifen weit in das Gebirge und haben es in einzelne Berg-massive aufgelöst. Die Wasserscheide verläuft nicht am Trauf. Schmiecha, Bära geköpft bzw. an-

Himmel herein und stehen wir an einem jähen Absturz. Wir haben hier wiederum, wie auch im Schmiecha-Eyach-Gebiet, das einer späteren Abhandlung vorbehalten sein soll, diesen ungleichen Kampf zwischen Neckar (Rhein) und Donau.

Wechselvolles Incinander

Schon seit den ältesten Zeiten flutete das Leben vom Neckar- zum Donauland hin-über und herüber. Vom Neckar folgten die Siedler den wegsamen Tälern bis dorthin, wo sich diese verengen und die Felsen senkrecht zum rauschenden Bächlein abfallen. Anders vom Donauland! Auf der weiten Hochfläche mit ihren sanften Mulden und flachen Talzügen boten sich für die Anlage von Wegen keine größeren Hinder-nisse, und so hat es hier ein ganzes Gewirr von alten Wegen und eine Reihe alter Siedlungen. Schwierig gestalteten sich die Auf-und Abstiege, denen sich die Felsmauer

verkehrsfeindlich in den Weg stellte. Erst in neuerer Zeit baute man Kunststraßen (Lochenstraße 1851). Auch die Besiedlung des Schlichemtals erfolgte in späterer Zeit. des Schlichemtals erfolgte in späterer Zeit. Etwa im 8. Jahrhundert wurden die ersten Siedlungen (Ratshausen, Hausen am Tann) auf erhöhten Terrassen angelegt, um vor plötzlich hereinbrechenden Hochwassern geschützt zu sein, während im Bäratal verschiedene Funde auf vorgeschichtliche Besiedlung hinweisen. Selbst die Straße durchs Schlichemtal wurde bis in die neueste Zeit als Stiefkind behandelt.

als Stiefkind behandelt.

Also überall ein wechselvolles Ineinander von Natur und Kultur, ein Abhängigsein von der Landschaft, dem Boden, dem Verhältnis von Berg und Tal und den Flußläufen. Dieser innige Zusammenhang, die Fülle von Formen und die ständig wechselnden Bilder lassen es verstehen, daß gerade auf diesen Höhen die Heimatliebe besonders starke Wurzeln geschlagen hat.

Das Grab von Weilheim

Von Dr. Hans Jänichen

Im Sommer 1953 wurde im Weilstetter Ortsteil Weilheim ein Grab der Merowin-gerzeit angeschnitten, dessen Inhalt von außerordentlicher Bedeutung ist. Dem Besitzer des Grundstückes, Herrn Heinz Single, ist es zu danken, daß der größte Teil des Inhalts heil geborgen werden konnte. Das Grab ist insofern einzigartig, als es 11 oder 12 Gegenstände enthält, die Inschriften oder buchstabenähnliche Zeichen der verschiedensten Art, die wir vier Gruppen zuteilen können, tragen.

Lateinische Inschriften auf römisch-kaiserzeitlichem Inventar

- Römische Münze des Vespasian mit Münzlegende
- Römische Lampe mit dem Töpferstem-
- Politische Lampe mit dem Topferstem-pel "Octavi". Sigillataschüssel, deren gleichartige Ge-genstücke sonst den Töpferstempel "Janu F"tragen. Die Weilheimer Schüssel konnte nur in Scherben geborgen werden, das Stück, das den Stempel tragen könnte, fehlt.

Lateinische Inschrift aus merowingischchristlichen Zusammenhängen

4. Tauschierte Riemenzunge des 7. Jahrhunderts. Auf der silbernen Randeinfassung steht eine längere lateinische Inschrift, von der am Anfang und am Ende ein Stück weggebrochen ist. Es können jeweils nur zwei oder drei Buchstaben fehlen:

ELISU-S · MANDAV TDETEUTCOSTOTIAMTEIOMIBOSVI..

Es handelt sich, wie man leicht erkennen kann, um den Psalmvers 91.1. (Vulgata 90. 1.): angelis suis mandavit de te ut custo-diant te in omnibus viis (Er hat seinen Engeln befohlen, in Bezug auf Dich, daß sie Dich auf allen Wegen behüten). Eine ähnliche Riemenzunge, ebenfalls mit einem lateinischen Psalmenvers beschrieben, stammt von Ebenhofen in Bayerisch Schwaben.

C. Griechische Buchstabengruppen

5.—7. Drei Knöpfe, die zu einem Sax, einem Kurzschwert, gehören, tragen auf der Schauseite ein gleichartiges Ornament. In

einem aus zwei Vierecken gebildeten achtzackigem Stern befindet sich ein Krels,
darin ein Kreuz. Um dies Ornament laufen
Buchstabengruppen. Auf zweien der Knöpfe
liest man TAT TIT, auf dem dritten
TAT TNT. Wie ich in einem ausführlichen
Aufsatz beweisen werde (im folgenden Heft
der "Germania"), liegen leicht abgewandelte
griechische Buchstaben vor. Es handelt sich
um christlich-griechische Formeln, die wir
aus dem östlichen Mittelmeerraum zur Genüge kennen, deren Sinn in diesem speziellen Fall aber noch unklar ist. len Fall aber noch unklar ist.

D. Buchstabenähnliche Zeichen

9.—12. Vier oder fünf silbertauschierte Riemenzungen des 7. Jahrhunderts oder Bruchstücke von solchen (zwei gehören vielleicht zusammen) sind alle gleicher Technik und entstammen derselben Werk-stätte. Im Mittelraum der Schauseite finden sich Bänder mit buchstabenähnlichen Zei-chen, die an sich stark aufgelöste Orna-mente darstellen. Wie verschiedene Gegen-stücke aus anderen Gegenden erweisen, ist ein Buchstabenefiekt erstrebt, d. h. es wurde absichtlich ein Ornament angebracht, das wie eine Schriftzeile aussah.

Diese Ansammlung von 11 oder 12 Gegenständen mit Inschriften oder zeichenartigen Zeilen in einem Grab kann nicht zufällig zustande gekommen sein. Der Begrabene hatte diese Gegenstände zu Lebzeiten um sich, die meisten trug er auf seinem Leib, so die Riemengarnitur, den Sax mit den drei Knöpfen und wohl auch die Münze in einem Beutel. Inschriften und schriftartige Zeichen haben also Amulettcharakter. Die römische Lampe oder die Sigillataschüssel römische Lampe oder die Sigiliataschussei sind nicht Wertgegenstände an sich, die Vespasiansmünze ist kein Zahlungsmittel in dieser Sammlung. Alles erhält seinen Wert erst durch die geheimnisvolle Beschriftung. Auch scheinbar sinnlose Formeln, wie die griechischen Buchstabengruppen oder auch nur buchstabenähnliche Zeichen erfüllen die Träger mit einem geheimnisvollen Etwas.

s hot gschneit!

Wach uf, Hansjörgle! Narr, s hot gschneit! Ma sieht koa' Stäpfel maih, Ond der gro Hemmel, lie'be Zeit, Der hanget vole Schnai.

Juck aus deim warme Bettle raus. Schlupf guetig nei' en d Schueh, Ond guck a Mol zom Fea'schter naus! Ka'scht schlittefahre, Bue!

Karl Hötzer

Für uns sind heute Schreiben und Lesen Dinge des täglichen Lebens, die wir wetter nicht beachten. Das war nicht immer so, noch weit bis ins hohe Mittelalter hinein war die Schrift eine zauberhafte Macht, der man allerhand zutraute.

Man allernand zutraute.

Auch der Psalmenvers darf nicht für sich betrachtet werden, sondern muß in den Kreis der anderen deutschen und lateinischen Inschriften des 7. Jahrhunderts gestellt werden, so wie sie uns aus alamannischen Gräbern überliefert worden sind. Wir blicken dann mitten hinein in die christlich-heidnische Glaubensmischung, die in der heidnische Glaubensmischung, die in der Reihengräberzeit herrschend war. An dieser Stelle kann nicht ausführlich auf diese Glaubenshaltung eingegangen werden. Es kann nur gesagt werden, daß der in Weil-heim etwa zwischen 650 und 700 n. Chr. Begrabene sich zweifellos für einen Chri-sten gehalten hat und daß er dies auch war im Sinne seiner Zeit und seiner Umgebung. Zugleich stand dieser Mann so stark unter dem Eindruck der Schrift, die er für eine geheimnisvolle Macht hielt, daß er sich zu seinem Schutze mit allerhand beschrif-teten Gegenständen umgab. Der Psalmen-

teten Gegenständen umgab. Der Psalmenvers "Er hat seinen Engeln befohlen, daß sie Dich behüten auf allen Wegen" paßt dem Sinn nach so ausgezeichnet in dies schüt-

zende Inventar, daß es als sicher gelten kann, daß der hier Begrabene zu seinen Lebzeiten den Inhalt dieser Worte kannte. Da er aber offenbar Schreiben und Lesen für magische Handlungen hielt, ist kaum anzunehmen, daß er selber lesen konnte, lateinisch schon gar nicht. Es dürfte eher so sein, daß ein Priester schon damals in der weiteren oder näheren Umgebung von Weilheim tätig war, der den Psalmenvers im Auftrag des Weilheimer Schriftensamm-lers aufzeichnete, worauf ein Handwerker die Inschrift auf die Riemenzunge über-

tragen hat.

Etwa 1 km von Weilheim entfernt liegt
Waldstetten, das 793 Walahsteti heißt. Dort
wohnten dem Namen nach Welsche, die
unter Umständen um 650, als der Weilheimer Schriftensammler noch lebte, lateinisch oder wenigstens einen romanischen Dialekt gesprochen haben. Es ist aber kaum anzu-nehmen, daß diese Welschen, bevor sie im 8. Jahrhundert sich den umwohnenden Alamannen in Sprache und Sitte angeglichen hatten, lateinisch lesen und schreiben konn-ten, daß sie also Ratgeber des Weilheimer

Nachbarn sein konnten. Andererseits bemerken wir aber bei den christlichen Missionaren, bei Gallus, Columban und bei anderen, daß sie sich gern in Gegenden niederließen, wo welsche Bevölkerung ansässig war. Das ist verständlich, da sie vielfach der Landessprache nicht mächtig waren und diese am raschesten in doppelsprachiund diese am raschesten in doppelsprachi-ger welsch-alamannischer Umgebung erler-nen konnten. Es ist also durchaus möglich, daß ein Wanderpriester in der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts zu Waldstetten einen Stützpunkt hatte. Er braucht keine regelrechte Pfarrei dort errichtet zu haben, denn Pfarrsitz war später Weilheim. Die dortige Pfarrei wurde des Kirchenheiligen St. Dionys halber wahrscheinlich erst in der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts eingerichtet.

Das Grab von Weilheim führt uns also ein in die frühchristliche Glaubenshaltung in einer Weise, wie es noch kein anderes Grab des südwestdeutschen Raumes getan hat. Es wirft zugleich noch eine Reihe weiterer Fragen auf, die in diesem Rahmen nicht behandelt werden können.

Der Rosenfelder Fahnenfund

Von Kurt Rockenbach

Feldzeichen, Fahne oder Standarte gelten als sichtbares Zeichen der inneren und äußeren Zusammengehörigkeit. Um dieses Mal sammeln sich die Truppen. Auf die Fahne legt der Soldat den Eid ab. Ihr gehorcht er. Ihr erweist nicht nur er selbst, sondern ebenso sein Führer, der Herzog und der Kaiser die Ehrung. Das Feldzeichen selbst ist das natürliche Mal der Einheit. Es trägt das Wappen oder die Farben des Sold-herrn. Karl von Seeger. 1)

Eine überraschende Entdeckung

Als im Jahr 1927 2) im oberen Rathaus-aal, dessen Bauzeit nach einer Inschrift saal, dessen Bauzeit nach einer Inschrift über der Tür-Innenseite in das Jahr 1687 fallen dürfte, in einem 307,5 Zentimeter langen Kasten umittelbar unter der getäfelten Holz-Kassettendecke eine sehrverstaubte, aber noch gut erhaltene Fahne gefunden wurde, wußte man mit ihr nicht viel anzufangen. Man bewunderte sie zunächst nur wie jede Neuigkeit, schob sie dann wieder in ihre wohl eigens dafür angefertigte altehrwürdige Behausung zurück, wo sie, wer weiß wie lange schon, unbeachwo sie, wer weiß wie lange schon, unbeach-tet in einem seligen Dornröschenschlaf gelegen haben mochte. Gelegentlich zeigte man Interessenten, Kunst- und Geschichtsfreunden diese Kuriosität, ohne recht sagen zu können, um was für eine Fahne es sich hierbei handle.

War es eine "Vereinsfahne", die in früheren Zeiten hier einmal verwendet und dann, ihrer Bedeutung und Wichtigkeit entkleidet, völlig in Vergessenheit geraten war? Hierzu hätte das äußerst bunte Mittelstück berechtigte Veranlassung geben können. Aber weil keine Jahreszahl oder und keine sonstigen üblichen Inschriften und Devisen

das Fahnentuch zierten, war wohl auch die-ser Schluß ziemlich abwegig.

Über 20 Jahre waren nach dieser Ent-deckung vergangen, als ich mir vom dama-ligen Bürgermeister Schmelzle und seinem ligen Bürgermeister Schmelzle und seinem "Adjutanten", Herrn Heinrich Müller, einige Pergamente aus Rosenfelds bewegter Vergangenheit zeigen ließ. Auf meine Frage nach sonstigen geschichtlichen Zeugen in diesem Gebäude führten mich die Herren in den oberen Rathaussaal, dem Amtszimmer des Verwaltungsaktuars Gräter. Ich war ziemlich überrascht, hier noch ein fast unversehrt erhaltenes, in Rohholz getäfeltes Zimmer aus der Renaissancezeit vorzutes Zimmer aus der Renaissancezeit vorzu-finden. Ein von drei oktogon behauenen Holzsäulen getragener holzverkleideter Balken durchzieht den 7,30×10,20 Meter großen und 2,60 Meter hohen Raum. Die Säulen verjüngen sich nach oben und unten

konisch. An ihrer dicksten Stelle mißt die mittlere und mächtigste bis 28 Zentimeter im Durchmesser. Basis und Kapitell der Säulen sind schlicht gehalten. Gewaltige Säulen sind schlicht gehalten. Gewaltige Stämme müssen es gewesen sein, die hier, 39 Jahre nach Beendigung des Dreißigjährigen Krieges, für den Bau des Rosenfelder Rathauses zu diesen Stützpfeilern aus dem nahen Wald ausgesucht, nun hier seit fast 300 Jahren Zeugen aller in diesem Raum geführten Gespräche geworden sind. Sechs Fenster an der Südseite und vier an der Westseite dieses Raumes, in ihrer lichten Weite schwankend 84×132 Zentimeter groß, vermitteln einen freundlichen Blick auf Hauptstraße, Schloßstraße und das gegenüberliegende Stadthaus 3) mit drei an der Giebelseite vorspringenden Stockwerken.

überliegende Stadthaus 3) mit drei an der Giebelseite vorspringenden Stockwerken.

In diesem Raum befindet sich ein alter, 125 Zentimeter aus der Nordwand hervorspringender Eisenplatten - Ofen jüngeren Datums. Etwa zwei Meter hoch, besteht er aus einem 80×85 Zentimeter im Geviert messenden Unterbau und einem 62×71 Zentimeter greßen eberen Teil An der Vordermessenden Unterbau und einem 62×71 Zentimeter großen oberen Teil. An der Vorderwand trägt er das königliche Wappen mit der Jahreszahl 1822. Er ist also 16 Jahrenach der durch Napoleon erfolgten Proklamation Württembergs zum Königreich in einer der württembergischen Eisengießereien hergestellt worden. Der 10 Zentimeter hohe und im Geviert 175×240 Zentimeter große Plattensockel, auf dem dieser Ofen mit einer verschnörkelten Steinstütze aus demselben Keupersandstein ("Schilfsandmit einer verschnörkelten Steinstütze aus demselben Keupersandstein ("Schilfsandstein") an der Vorderseite aufgestellt ist, entpuppt sich bei näherer Betrachtung als aus drei Platten bestehend, die in frontaler Breite je 97, 93 und 60 Zentimeter bei einer gemeinschaftlichen Länge von 175 Zentimeter messen. Es bleibt späterer Forschung überlassen, bei einer evtl. Renovierung des Raumes noch einmal nachzuprüfen, ob diese nach Größe, Abkantung und zertretenen Ornamentresten verdächtigen Platten nicht einmal als Grabplatten oder Epitaphien in der Stadtkirche oder in einem anderen sakralen Gebäude gedient haben. anderen sakralen Gebäude gedient haben.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Karl von Seeger: "Zweitausend Jahre schwäbisches Soldatentum".
 Nach Angaben von Eugen Frommer, Häsen-

bühl.

5) Das Stadthaus diente vor Bestehen des Rathauses als Amtsgebäude.

Herausgegeben vom Heimat- und Geschichtsver-ein des Krelses Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des "Balinger Volksfreund", der "Ebinger Zeitung" und der "Schmiecha-Zeitung".

Samstag, 27. Februar 1954

Nummer 2

Zur Farbthematik der Burgfelder Fresken

Von Dipl.-Ing. R. Kerndter

Burgfelden, das kleine Dorf auf der Albhochfläche im Kreis Balingen, wurde als kunstgeschichtliche Fundstätte berühmt, als man im Jahr 1892 die baufällig gewordene Michaelskirche abzubrechen begann und dabei romanische Wandgemälde entdeckte, deren Beziehungen zu der Reichenauer Malerschule unzweifelhaft erschienen. Die ikonographische und historische Auswertung dieses Fundes hat der Fachweit viel Mühe gemacht und es war den Kunsthistorikern von großem Wert, durch den Vergleich mit später entdeckten Bilderzyklen auf der Reichenau (Ober- und Niederzell) und in der Goldbacher Kirche bei Überlingen, ferner mit den angeblich ältesten Wandbildern Württembergs in Kappel bei Buchau (2. Hälfte des 11. Jahrhunderts) Anhaltspunkte für die Datierung der Burgfelder Fresken zu gewinnen.

Der Streit der Meinungen wurde nachhaltig von der sog. Zollernthese berührt. Die Reichenauer Chronik meldet nämlich vom Jahr 1061: "Burkardus et Wezel de Zolorin occiduntur", kündet also vom Tod zweier Zollerngrafen. Wenn man sich die Schalksburg damals als Zollerischen Besitz und die Burgfelder Kirche, unter deren Altar man zwei Gerippe fand, als die Grablege dieses Adelsgeschlechtes dachte, dann lag es nahe, die Burgfelder Bilder mit dem Tod dieser Grafen in Zusammenhang zu bringen. Man nahm an, daß einige der Gemälde Szenen aus dem ritterlichen Leben der Zollern darstellen, während die Motive der anderen Bilder der Heiligenlegende und der Bibel entnommen waren. Etwas vorschnell sprach man von den "ältesten weltlichhistorischen Wandgemälden Deutschlands", man sah also hier die Anfänge der Profankunst inmitten der sakralen, für die Romanik charakteristischen Darstellungen, und man gab, wie etwa Paul Weber in einer Monographie, als Entstehungszeit der Bilder die Jahre 1050 bis 1070 an. In den Jahren 1061 bis 1064 sollte das Langhaus der Burgfelder Kirche gebaut, diese also offenbar zum Gedächtnis der beiden Zollerngrafen errichtet und mit Bildern geschmückt worden sein.

In Urkunden treten die Zollern vor 1150 kaum, als Herren der Schalksburg erst 1266 auf. Bestattungen der Zollern in der Burgfelder Kirche, wie angeblich 1061, kommen nicht in Frage, da die dort gefundenen Platten- und Kistengräber nachweislich aus dem 7. und 10. Jahrhundert stammen. Die neuere Forschung verneint also Beziehungen der Zollern zu Burgfelden im 11. Jahrhundert und bringt auch sonst Ergebnisse, die von den bisherigen Anschauungen abweichen: Burgfelden war erst seit etwa 1400 ein Dorf, aber schon seit dem 7. Jahrhundert ein Herrschaftssitz mit drei Höfen, für die die ursprüngliche Schalksburg in Notzeiten eine Fluchtburg bildete. Die erste Michaelskirche in Burgfelden wurde als Mittelpunkt einer Urpfarrei spätestens um 700 erbaut; die Kirche, die die Gemälde beherbergt, ist die dritte, und zwar machen es baugeschichtliche Untersuchungen wahr-

scheinlich, daß der Turm um 1070, das Langhaus um 1090, die ganze Anlage als Wehrkirche errichtet wurde.

Nach Merkmalen des Baus nahm der Rohbau des dritten Langhauses auf die zu fertigenden Bilder Rücksicht, die Burgfelder Fresken wären also am Ende des 11. Jahrhunderts entstanden. Die Bilder in Niederzell, mit denen die Burgfelder Gemälde ziemlich verwandt sind, werden der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts zugeschrieben. Aus der Tatsache, daß spitze Judenhüte erst im 12. Jahrhundert aufkamen und in Burgfelden die Propheten mit solchen Hüten gemalt sind, schließt Herre, daß der Burgfelder Bilderzyklus aus dem 12. Jahrhundert stammt. Auch will man bereits Kreuzzugstimmung in den Bildern entdeckt haben. Im ganzen ist also die Datierung nicht eindeutig durchzuführen, Einigkeit besteht aber in der Auffassung, daß sich die künstlerische Bildgestaltung von südlichen Vorbildern und byzantinischem Einfluß löste, wie überhaupt die Reichenauer Schule damals eine ausgesprochen deutsche Eigenart der Malerei entwickelte.

wickelte.

Die örtliche Sage vom Schimmelreiter, der ohne Kopf von der Schalksburg nach Burgfelden reitet, bringt man mit einem früheren Wodanskult vielleicht auf dem Böllat in Zusammenhang. Die Schimmelreiterszenen auf den Gemälden der Burgfelder Kirche deutet man jetzt, nach dem Gleichnis vom Barmherzigen Samariter, als das Erlebnis des Menschen, der unter die Räuber und Mörder fiel. Eindeutig ist auf einema ndern der nur dürftig erhaltenen Bilder das Weltgerichtsmotiv. Doch noch wichtiger als solche Interpretation erscheint das Bestreben, zum tieferen Sinn der bei jenen Gemälden verwendeten Farben vorzudringen und damit der religiösen Hochstimmung des 11. Jahrhunderts gerecht zu werden. Jener Zeitraum ist charakteristisch für eine Geisteshaltung, die etwa als Baugesinnung bei der Errichtung des romanischen Domes an der Schwelle einer sich eben dem Menschen verschließenden geistigen Welt steht. Die Romanik kannte noch das für die germanische Auffassung vollgültige Spiel der elementarischen Kräfte, sah aber nun in Christus den Herrn der Elemente und durch ihn noch die Hintergründe des Kosmisch-Geistigen. Für das Bewußtsein der Gotik war dann gleichsam das Tor zur geistigen Welt zugefallen und es setzten nun die Bemühungen ein, Verlorenes wiederzugewinnen, äußerlich durch das Himmelstürmende der Dome, auf anderer Ebene durch die Hingabe an Mystik und Scholastik.

Dem modernen Betrachter mögen manche Einzelheiten der Burgfelder Fresken vielleicht als noch naive Kunst erscheinen. Was aber diese Bilder wie überhaupt die mittelalterlichen Farbschöpfungen ganz besonder auszeichnet, ist das Wissen um die kosmische Hintergründigkeit der Farbe. Man geht heute beim Kolorieren mehr von ästhetischen Gesichtspunkten aus, während die

Alten, wie es etwa Professor H. A. Bühler in seinem Werk "Das innere Gesetz der Farben" darlegt, um den geistigen Hintergrund des Farbgeschehens und der Farbwirkung noch wußten. Damit bekamen die Bilder einen Inhalt, der über ihre historische Aussage weit hinausgeht.

Noch zum Maltechnischen gehört es, daß man den Malgrund der Kirchenwände dadurch zu verbessern suchte, daß durch eingemauerte Tontöpfe besonderer Halt und Widerstand gegen die Feuchtigkeit erzielt wurde. Auf geglätteter Oberfläche wurden dann die Farbbänder des Bildhintergrundes aufgetragen und mit einem Überzug aus punischem Wachs versehen. Diese Farbhorizonte mögen wie eine primitive Bänderung erscheinen, deuten aber geistige Entwicklungsstufen an oder symbolische Landschaften. Dabei ist es charakteristisch für die Reichenauer Malerschule, daß sie fast ausschließlich die Farben Blau, Grün, Rot, Gold und Schwarz verwendet.

Es wäre einseitig, die Bewältigung der Farbthematik nur aus der Freude am Bunten und aus dem Gefühl für Farbharmonie erklären zu wollen. Für den mittelalterlichen Menschen und damit für die Künstler, die in Farben eine Welt ausdrückten, ging es um ganz präzise Aussagen mittels des farbigen Elements. Blau beispielsweise bedeutete die Geistigkeit, das Übersinnliche, die Himmelswelt. Grün entsprach der Irdischkeit, der Sinnenwelt, der Materie. Das Sonnenmetall Gold galt als das Königtum der Farbigkeit, als die verklärte Mitte. Und deshalb liebten es die Kirchenmaler schon seit alten Zeiten, Bilder der Heiligen oder der Gottesmutter mit Goldfönen zu bedenken. Kann aber ein Goldgrund des Bildes genügend zum Ausdruck bringen, was mit dem "incarnatus est" gemeint ist, die Menschwerdung Christi?

Auf dem Weltgerichtsbild in Burgfelden ist in der Mitte der Weltenherr in der Mandorla, und zwar nicht auf Goldgrund, sondern von grünblauem Hintergrund sich abhebend: Das Geistige durchdrang das Irdische, das Blau vermählte sich mit dem Grün, die Welt wird gleichsam im Symbol des Grünblaus erlöst. Konnte man feinsinniger und zugleich einfacher das Größte in Farben ausdrücken?

Rot ist das Hochgemute, das Recht, die Macht. Veil drückt das Würdige, geistig Distanzierte aus. Mit Schwarz weist sich das Dunkel, die Tiefe, die Verneinung, die auf allen Farbstufen möglich ist, aus. Man kann Vergleiche mit dem Goetheschen Farbreis anstellen, der von Rot über Orange und Gelb, also von den warmen Farben, zu Grün, Blau und Violett als den kalten führt. Der Gang durch die Farbstufen des mittelalterlichen Menschen dagegen ist eine symbolische Lebensreise: Vom Blau, aus geistigen Welten kommend, betritt der Mensch den grünen irdischen Plan. Im Gelb steigt die Lebenskurve, im Rot kulminiert sie, Veil bringt die Reife und Hinwendung zum Blau, zum Stirb und Werde als Durchgang zu geistiger Wiedergeburt. Und wer nun diese Bedeutung der Farben kennt, vermag besser zu würdigen, was die Burgfelder Fresken kunsthistorisch und auch menschlich bedeuten.

Der landschaftliche Aufbau des Kreises Balingen

Von Mittelschullehrer H. Müller

1. Fortsetzung

Und er sieht "in einiger Entfernung gegen Südost hohe, holzbewachsene Berge". Es ist der Höchst mit dem Hirschberg, der Bol und der Hundsrücken, der einen "steilern Fuß" hat wie die andern Balinger Berge zu beiden Seiten der mittleren Eyach. Diese hohen Felsenstirnen sind ja wie Ufer, gegen die ein Wellen schlagendes Gelände anbrandet und sich bis zu hohen Wogen erhebt. Der rundlich geformte Höchst mit allen seinen Ausläufern ist die Höchst mit allen seinen Ausläufern ist die größte Woge. Gehen wir aus dem Albvorland gegen den Albfuß vor! Da hören zunächst die Äcker auf, und ein immer muldiger werdendes Gelände ist mit Obstwiesen bewachsen. Dann treten wir in den Wald ein, und das Wandern wird mühsamer. Denn der Untergrund schwingt beträchtlich auf und ab. Für Autofahrer wäre reizvoll, einmal (am besten bei nassem Wetter) von Heselwangen nach Streichen oder von Roßwangen über das Steinerne Meer nach Laufen zu fahren. Sie bekämen einen Begriff, was es heißt: Brauner Jura! Ja, selbst der viel geländegängigere Fußgänger muß hier Mühe anwenden. Man gehe nur beispielsweise den ganzen Schalksgehe nur beispielsweise den ganzen Schalks-bach und Büttenbach entlang bis zum Was-serfall bei Zillhausen. Oder durch das Tobeltal von Laufen nach Tieringen! Der Omnibus gibt überhaupt keinen Begriff von dem, was hier "geboten" ist. Man muß die überhängenden Ufer kennen lernen, wo man mehr an Zweigen und Wurzeln bau-melt als Boden unter den Füßen hat. Man muß die äußerst steilen Seitentälchen hinabmuß die äußerst steilen Seitentälchen hinab-gerutscht und drüben wieder hinaufge-keucht sein, und auch das am besten wie-der, wenn der Boden feucht und schmierig ist. Dann erst kennt man den Braunen Jura. So mancher arme Gaul, der Langholz aus Braunjurawäldern herausziehen mußte, hat es bitter empfunden, und auch mit dem Traktor ist es keine leichte Sache. Was wir bis jetzt kennen gelernt haben, ist aber erst die unterste Lage des "Braunen", die auf bis jetzt kennen gelernt haben, ist aber erst die unterste Lage des "Braunen", die auf den schönen Namen Opalinustone hört und — grau aussieht. Der Wasserfall von Zillhausen, wie auch die kleineren Stufen in der Eyach, davon Laufen seinen Namen hat, oder etwa die Sprünge, die der Tobelbach macht, wenn er (wie z. B. im Sommer 1953) Wasser führt, — das alles kommt von den "Wasserfallschichten". Diese liegen nämlich als eine feste Sandsteindecke über den schmierigen Tonen. Sie bricht überall herunter, wenn sie genügend unterspült ist. Bei Zillhausen sehen wir ja die Brokken liegen. Die Sandsteine dieser zweiten Braunjuraschicht verdanken ihre braune Farbe und ihren Namen Eisensandstein dem Eisenrot, den sie enthalten. Für eine Eisenverhüttung reicht es aber hier bei uns nicht. Es gibt auch beim Braunen Jura im nicht. Es gibt auch beim Braunen Jura im ganzen sechs Schichten; aber die beiden untersten machen fast allein den breiten Saum der Obstwiesen und Nadelwälder aus, der sich bei uns an den eigentlichen Albfuß heranschiebt. Weiter oben, bei Lautlingen, finden wir blaugraue, ziemlich harte Kalksteine, die von den Rändern her rostbraun anwittern, die Blaukalke. Diese mag Goethe anwittern, die Blaukalke. Diese mag Goethe gemeint haben, wenn er sagt: "sehr dichter, inwendig blauer Kalkstein mit splittrigmuscheligem Bruch". Gehen wir von Lautlingen die alte Römerstraße hinauf gegen die Straße von Margrethausen, dann haben wir fast die ganze Musterkarte der Braunjuraschichten auf einem kleinen Bergsporn beieinander. Das ist selten, denn am Albrand wie in den Tälern sind die mittleren und oberen Braunjuraschichten völlig überdeckt von den grauweißen Gesteinströme. deckt von den grauweißen Gesteinstrüm-mern, die unablässig von den steilen Berghängen herunterwandern. Nun ist wieder ein Blick auf das Kärtchen angebracht:

Weiche Landschaftsformen Weiche Landschaftsformen bildet der Braune Jura in den Vorbergen nordwest-lich der Starzel, dann am Albrand ein-schließlich dem Höchst bei Balingen, das Eyachtal hinauf bis fast nach Margrethau-sen, dann wieder am Albrand, das Schlisen, dann wieder am Albrand, das Schlichemtal hinauf nach Tieringen und die Albseite des Primtals. Der Hohenzollern aber verdankt seine kühne Bergform einem "Hut" aus Weißjura, der ein Abwittern des Darunterliegenden "bremst". Was lehren uns aber die Flußtäler? Sie zeigen, daß die mächtigen Lagen bröckliger und schmieriger Tone und Mergel mitsamt den verhältnismäßig geringen Bänken aus Sandstein ger Tone und Mergel mitsamt den verhältnismäßig geringen Bänken aus Sandstein
und Blaukalk unter der Alb schwinden!
Und unter ihnen wieder taucht natürlich
auch der Schwarze Jura unter die Alb unter. Gewissermaßen liegt der Kleine Heuberg zur Hälfte unter dem Großen Heuberg und nur zur Hälfte im Freien. Daran
erkennen wir aber, daß die Alb ein Koloß
auf tönernen Füßen ist. Jedesmal, wenn das
Wasser von dem weichen Zeug am Albrand Wasser von dem weichen Zeug am Albrand oder in einem Tal genügend weggenommen hat, muß ein Stück von den hohen, stolzen Felsenriesen herunterbrechen. Dann gibt es wieder einen Bergrutsch. Wenn das auch sonst niemand gern hat, so schätzt es doch der Wanderer. Durchaus nicht nur wegen der Romantik. Auch die Pflanzenwelt ändert sich an so einer wilden Stelle von Grund aus. Dem Forstmann aber erwach-sen dadurch neue Aufgaben.

Auf dem Thron der Bergriesen

Nunmehr klettern wir über Geröll und Felstrümmer (manchmal "Steinernes Meer" Felstrümmer (manchmal "Steinernes Meer" genannt) und schließlich an den Felsen selber hinauf, erreichen überall eine Steilkante und sind damit auf der eigentlichen Alb. Oben lächelt uns unschuldsvoll die lieblichste Bergwiese entgegen, als ob die grauenvollen Abstürze dicht nebenan überhaupt nicht vorhanden wären. Aber so ist das ja auch im Leben: Dicht neben der Gefahr ist uns mopswohl. Die Landschaft bietet überall ein Gleichnis, an dem wir das Wesen des Lebens erkennen mögen. Goethe nannte derartige Anblicke "bedeutend", nämlich: auf etwas Tieferes hindeutend. — Wende dich um! Diese goldene Wanderregel, die er übrigens auch kannte, müssen wir hier unbedingt befolgen. Das sture Geradeaussehen des Autofahrenden ist für die Landschaftsbetrachtung völlig unfruchtbar. Landschaftsbetrachtung völlig unfruchtbar. Wir haben Zeit und wenden unsern Blick zurück. Was sonst als Landschaft vor uns liegt, das liegt nun tief unter uns, und das ist ein Reiz, dem sich wohl kein Mensch liegt, das liegt nun tief unter uns, und das ist ein Reiz, dem sich wohl kein Mensch entziehen kann. Ein Waldmeer, fast nur Nadelwald! Er verbirgt die Bewegtheit des Bodens. Dann wellige Wiesen mit viel Obstbäumen. Dann flachere Hügel und Zungen, oft mit ganz ebener Fläche, mit Äckern, und endlich auf der Talsohle wieder frischgrüner Wiesboden. "Die Eyach fließt durch schöne Wiesen", schrieb Goethe ins Tagebuch. Es ist wahrhaftig, wie einer der alten Geologen es einmal ausdrückte, ein Teppich hingebreitet vor den Thron der hohen Bergriesen. Wir verstehen nun, warum dieser Teppich so lieblich und vielfältig ist, denn wir haben ihn ein wenig "gelupft" und haben erkannt, was darunter liegt an vielfältigen Gesteinen und Bodenarten.
Nun aber sehen wir uns auf den Albhöhen um! Am Albrand trifft die 800-m-Höhenlinie (auf dem Kärtchen gestrichelt) im Großen recht wirklichkeitsgetreu mit

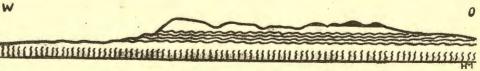
dem Steilrand zusammen. Im Freien haben wir deutlich den Eindruck: die Alb will eine Hochfläche sein, aber sie wird immer wieder daran gehindert. Überall fressen sich Seitentäler ein, stören die Fläche, schneiden Halbinseln aus ihr heraus oder sogar ganze Einzelberge wie etwa den Lemberg und Oberhohenberg, den Plettenberg oder in kleinerem Ausmaße den Lochenstein und so fort. Goethe sah keinen "Albtrauf", keine "Mauer"; das scheint nur aus großer Ferne so; er sah durchaus Berge. Auf dem Kärtchen sind diese Reste der Hochebene schwarz umrandet.

Uralte Meeresriffe

Aber auch von unten herauf wirkt Unruhe. Schon wenn wir das Lochenhörnle von der Westseite her ansehen, merken wir, daß die Verebnung, die von der horizontalen Schichtung der unteren Weißjurakalke herrührt, wellig wird, aufgewölbt, unruhig. Da waren riesige Kolonien von kleinen Meerestieren im einstigen Jurameer, die in ihrem Wachstum zum Wasserspiegel hinaufdrängten, dem Licht und der Wärme entgegen, Manchmal haben sie hohe Riffe aufgetürmt, die, wie z. B. der Lochenstein, nun wieder herausgewittert sind. Oft ist der Rand der Albhochfläche zu einem Horn Aber auch von unten herauf wirkt Under Rand der Albhochfläche zu einem Horn aufgebogen: Nußhecke am Heersberg, Ge-spaltener Fels auf dem Schafberg, Lochen-"hörnle". Diese uralten Riffe spießen von unten her durch die Albtafel hindurch und unten her durch die Albtafel hindurch und machen ihre Oberfläche so unruhig. Dennoch haben wir einige schöne Hochebenen im Kreis: die Burgfelder Verebnung, die ganze Strecke vom Lerchenfeld bis hinauf zum Irrenberg und Onstmettinger Heuberg und in geringerem Umfang der Plettenberg. Diese Reste der Albtafel bestehen aus besonders schön geschichteten gelbgrauen Kalksteinen, die durch ihre Lagerung der Landschaft die Form gegeben haben. Ansätze zu einer Verebnung zeigen sich auch auf dem Hülenbuch hinter dem Hörnle und auf der Hossinger Flur hinter dem Gräbelesberg. Aber die Schlichem und die Seitenauf der Hossinger Flur hinter dem Gräbelesberg. Aber die Schlichem und die Seitentäler der mittleren Eyach haben schon zuviel davon weggefressen. In der Nähe des Albrandes oder des tiefen, breiten Eyachtals ist eben die Erosion (= Abtragung durch Wasser und andere Kräfte) schon zu stark. Auch hat die östliche Bära die Albbis auf den Braunen Jura durchgeschnitten, und die westliche Bära beunruhigt die Albganz erheblich.

Wenn Flüsse miteinander streiten

So bietet der Große Heuberg und das Ebinger Hardt (Truppenübungsplatz) ein außerordentlich bewegtes und ebenso schönes Landschaftsbild. Man muß sich das — außer im Freien selber — auch einmal auf einer guten Karte ansehen, am besten auf der großen Schulwandkarte des Kreises, die gerade im Druck ist. Sie ist unter maßgeblicher Mitwirkung von Schulmännern von verständnisvollen Kartographen geschaffen worden. Aber auch auf dem nebenstehenden Kärtchen sehen wir ganz klar, wie die Flüsse das Gebirge zerschneiden. Sie drin-gen immer tiefer ein und sind dabei sehr gen immer tiefer ein und sind dabei sehr eifersüchtig aufeinander. Die Neckarnebenflüsse graben denen der Donau buchstäblich das Wasser ab *). Für diesmal sei nur auf die obere Schmiecha aufmerksam gemacht, die nebeneinander herlaufen, als seien sie Nebenbäche eines Flusses, der sich bei Ebingen das breite Tal geschaffen hat. Und so war es auch. Der Fluß war die Ur-Schmiecha. — Der Vehla im NO sehen wir ohne weiteres an, daß sie sich vor der Starzel aus ihrem eigenen alten Tal zurück-



zieht. — Wenn gesagt wurde, die schön geschichteten Kalksteine lägen horizontal, so gilt das nur auf kleine Strecken. Über die ganze Alb hin gesehen, hat die gesamte Schicht nach SO, also zur Donau hin, ein sehr deutliches Gefälle. Wenn wir die Oberkanten aller Steinbrüche dieser Schicht in ein Blockdiagramm einzeichnen, so geben sie verbunden eine Ebene, die um knapp ein Winkelgrad gegen SO einfällt. In dem nebenstehenden Profil (= Schnitt durch die Landschaft) ist das auch zu sehen. — Bevor wir weiterwandern, muß gestanden werden, daß die besprochene Schicht schon die zweite im Weißen Jura ist, und daß die erste unterschlagen wurde. Dieses aber nur deswegen, weil die erste, unterste, fast überall unter den Trümmern der zweiten begraben liegt. Nur zwischen Lautlingen und dem Römerkastell bei Ebingen bildet sie ein paar kleine Terrassen mit schön abgerundeten Kanten, dazwischen mehrere hübsche Tälchen. Das ist von der Hauptverkehrsstraße und auch von der Bahn aus sehr gut zu sehen. Hier liegen weiche, graue Mergel mit wenigen Kalksteinbänkchen, die sich leicht wegschwemmen lassen. Das darüberliegende Gestein, in Steinbrüchen aufgeschlossen, ist sonst überall über die Mergel heruntergewandert. Ganz anders sind die Täler in den wohlgeschichteten Kalken darüber: größer, einfacher, gerade und weniger zahlreich. Das Ebinger Riedbachtal, die obere Schmiecha und Eyach, das Käsental bei Margrethausen, das Rössental bei Truchtelfingen, der Anfang vom Thanhei-

mer Stich sind Musterbeispiele. — Nach oben hin müssen wir nun wiederum eine Weißjuraschicht überspringen, weil sie nicht gebirgsbildend ist: bröckelnde oder schlüpfrige Mergel, die Hochflächen und Terrassen mit guter Ackererde überdecken, auch an flachen Hängen hervortreten und Quellen hervorbringen, sonst aber vom Gestein überrollt sind. Dieses Gestein über ihnen hat es uns angetan!

"Zweite Alb" auf der Alb?

Wir stehen auf der Burgfelder Verebnung oder auch auf dem Irrenberg und blicken nach Südosten. Ist es da nicht, als stünden wir im Tiefland, und vor uns baue sich ein kleines Gebirge auf? Von der Burg bei Onstmettingen über den Nank, den massigen Braunhartsberg herüber zum Kugelwäldle und Kugelberg (mit der Ruine Wildentierberg), dann zum Wachtfels und Ochsenberg, drüben weiter am Autenwang, Tierberg (mit dem Gut und der Ruine Altentierberg), dahinter der Weichenwang bei Meßstetten und so fort: Das ist der "zweite Albanstieg", eine kleinere Alb. auf die größere Alb aufgesetzt, etwa 100 m hoch. Auf dem Kärtchen sind es die dunklen Flecken, Burren und Buckel über 900 m, ja bis über 950 m hoch. Da brauchen wir nun nicht lange zu suchen, was daruntersteckt. Allüberall gucken harte Riffe in den wunderlichsten Formen aus dem Boden heraus.

(Schluß folgt.)

Der Rosenfelder Fahnenfund

Von Kurt Rockenbach

Schluß

In diesem heute noch kunstgeschichtlich interessanten Raum, der, seiner Gestaltung und Inneneinrichtung nach, lange Zeit repräsentativen Zwecken gedient haben muß, wurde auch die Fahne aufbewahrt. Man muß sich aber schon ziemlich anstrengen, um auf den Gedanken zu kommen, wo dies in diesem Raum sein könnte. Nur so läßt sich auch erklären, daß die Fahne lange Zeit in Vergessenheit geraten konnte. Ganz unauffällig, eigentlich mehr wie ein Querbalken unter der Decke aussehend, hängt der anfangs erwähnte Kasten an der Ostwand. Seine altersgeschwärzte, kaum noch feststellbare, sehr primitive Bemalung tarnt ihn abermals. Obere und untere Brettbreite von 18 Zentimeter entspricht, wie bei den Seitenbrettern, deren hinteres nur 14 Zentimeter und das vordere, nach oben aufklappbare 16 Zentimeter mißt, wiederum den Außenmaßen eines Balkens. In der Mitte der Vorderseite befindet sich ein kleines Schloß. Wir müssen auf Stühle steigen, um an den Kasten heranzukommen und ihn mit einem besonderen Kniff zu öffnen. Da, endlich springt das Schloß auf, und heraus rollt die Fahne.

Vorsichtig wickeln wir die Fahne vom Schaft ab, der 3 Zentimeter dick (Eschenholz) und ohne Fahnenspitze 284 Zentimeter lang ist. 212 Zentimeter beträgt die "Höhe" des Fahnentuches am Schaft, die "wehende Länge" oben 150, unten 139 Zentimeter. Sie war wahrscheinlich länger, vermutlich 172 Zentimeter oder mehr. Kriegsstürme zerfetzten sie um die fehlenden Maße, die uns aus den Akten bekannt sind. Die Grundfarbe des Fahnentuches besteht aus goldgelber, reiner "handgewobener", crêpe-artiger Naturseide. Dieses Fahnentuch ist von vier eingefügten, gewellten Querbalken (20—23 Zentimeter breit), sogenannten "Flammen" aus dunkelstahlblauer, im Laufe der Zeit brüchig gewordener Taft-Seide (Marcelline?) durchzogen, die, nach ihrer inneren Faser zu beurteilen, ehemals tiefschwarz gewesen und vom Alter blau ausgeblichen sein dürfte. Die



Die Fahne der Schwäbischen Kreistruppen, die 1927 (nach Eugen Hammer, Häsenbühl) im oberen Rathaussaal zu Rosenfeld entdeckt wurde. Foto-Mauthe, Balingen

"Flammen", die vom Fahnenschaft aus spitz beginnen, dürften ebenso spitz am äußeren Rande der Fahne ausgelaufen sein. In der Mitte der Fahne befindet sich, axial 86 Zentimeter vom Schaft entfernt, ein Oval, das in der Senkrechten 49 Zentimeter und in der Waagrechten 37 Zentimeter mißt. Es enthält, mit heller Seide umstickt, das herzogliche Wappen, wie es, von Herzog Eberhard Ludwig gestiftet, als württembergisches Hoheitszeichen in der Zeit zwischen 1707 und 1785 Verwendung fand. Geviertet ("quadriert") führt es im Feld 1 die schwarzgoldenen Teck'schen Wecken ("Rauten"), im blauen Feld 2 die goldene Reichssturm-

fahne mit schwarzem Reichsadler, rotem Wimpel und rotem Schaft (Markgröningen), im roten Feld 3 zwei aufgerichtete, mit dem Rücken gegeneinander gewendete Fische (Barben oder Brassen für die Grafschaft Mömpelgard) mit hellgestickten Schuppen, im goldenen Feld 4 das Brustbild eines bärtigen Mannes, des "Heiden", mit roter, blauverbrämter Mütze und roter, blau ausgeschlagener Kleidung (Heidenheim) und im goldenen Feld 5, dem schwarzumstickten "Herzschild", drei schwarze Hirschstangen (Grafschaft' Württemberg). Alle Teile sind mit bewundernswert feinen und gleichmäßigen Seidenfadenstichen zusammengenäht, und ebenso sorgfältig sind die Stikkerien ausgeführt. Aller Wahrscheinlichkeit nach enthielt die Rückseite der Fahne das gleiche Wappen. Es scheint verloren gegangen zu sein. Um das eine noch erhaltene Wappen zu festigen, hat man es vermutlich später einmal mit einem rotvioletten, jetzt mottenzerfressenen Wollstoff unterlegt, der die obere Hälfte der Ellipse noch um 5 bis 6 Zentimeter überragt

Das mit einem, dem Umfang des Fahnenschaftes entsprechenden Streifen "schwarzer" Seide verstärkte Fahnentuch ist ebenso wie das abwärts von hier den Schaft in Schrägwickelung mit 27 Windungen umgebende, schwarz-goldene "Banderoll" mit insgesamt 117 Nägeln angeheftet, das Fahnentuch selbst mit einer Reihe auf einem 1,8 Zentimeter breiten Goldband, das Banderoll mit zwei Reihen von Nägeln ohne Band, oben in 5—6-Zentimeter-, unten in engeren Abständen. Die Fahnennägel sind eiserne 1-Millimeter-Vierkantstifte von etwa 1,8 Zentimeter Länge mit aufgelöteten flachen Messingblechköpfen von etwa ein Zentimeter Durchmesser. Der untere Fahnenschaft schließt mit einer 5,5 Zentimeter langen und bis 3,2 Zentimeter im Durchmesser betragenden, oben dreifach gerillten Messinghülse ab. Das obere Ende des Fahnenschaftes ist mit einer goldbronzierten 9 Zentimeter großen Holzkugel gekrönt. Auf einem oben herausragenden Schraubengewinde mag einmal eine Holzspitze aufgeschraubt gewesen sein. Diese Holzkugel enthält aber noch den Rest eines nach oben schwach konisch zulaufenden Messingrohres, das als der untere Teil einer etwa 25 Zentimeter langen Lanze (= Fahnenspitze) ausgelegt werden könnte, wie sie in einem herzoglichen Dekret von 1722 erwähnt wurde. Diese Lanzenspitzen enthielten für die württembergischen Kreisregimenter auf der einen Seite des "Hochfürstlichen Hauses Wappen" — wie auf dem Fahnentuch — und auf der anderen Seite "des Schwäbischen Kreises Wappen", bei den übrigen Fahnen auf beiden Seiten das "Kreiswappen". über drei staufischen "Löwen" ein Kreuz.

Der Fahnenfund von Rosenfeld dürfte insofern beachtlich sein, als es sich nach vorläufigen Informationen, zuletzt nach Ansicht eines der bedeutendsten Fähnenexperten, Herrn Regierungsbaudirektor, Fleck, Fellbach bei Stuttgart, wohl um eine der wenigen noch vorhandenen, sehr wahrscheinlich aber um die einzige, noch fast vollständig erhaltene Fahne dieser Art in Altwürttemberg handeln mag. Bei gegebener Zeit wird an dieser Stelle das endgültige Ergebnis der Forschungen, die noch nicht abgeschlossen sind, bekanntgegeben.

Wegen der Einzigartigkeit des Fundes veranlaßte Landrat Roemer die Anfertigung einer maßgetreuen Kopie der im Laufe der Jahrhunderte sehr gebrechlich gewordenen Fahne, die nach meinen Vorschlägen im Privatauftrag in neuzeitlichem haltbaren Fahnentuch ausgeführt wurde. Sie fand 1953 ihre Aufstellung im Sitzungssaal der Kreisverwaltung. Ein zweites, anläßlich des über 700jährigen Bestehens der Stadt Rosenfeld in Auftrag gegebenes Duplikat befindet sich zur Zeit in Arbeit.

Die Waldentwicklung der Zollernalb

Von Forstmeister Scheel

Die Schönheit der Alb, in deren Genuß man bei einer Wanderung gelangt, ist in dem bunten Wechsel von Wald und Feld bedingt, der das Auge nicht bloß bei einem Gang längs des Albtraufs, sondern auch auf der eigentlichen Hochfläche mit seiner weiten Sicht immer wieder erfreut. Für den aufmerksamen Beobachter ist es auffallend, daß bei den Wäldern das Laubholz mit größeren Flächen Nadelholz abwechselt, während doch eigentlich die Buche als "der Baum" des Jura und damit der Alb vorherrschend sein sollte. Eine kleine forstlichbestandesgeschichtliche Untersuchung aus dem Gebiet der Zollernalb soll hierüber einiges berichten. Als typische Beispiele seien die Wälder der Gemeinden Bitz, Onstmettingen und Tailfingen-Truchtelfingen herangezogen, bei denen die Gemeindeforsten ohne die Privatwälder in Bitz 29 % (nur Wald auf Eigengemarkung), in Onstmettingen 31 % und in Tailfingen 27 % der Gesamtmarkungsfläche einnehmen. Zählt man den an Fläche nicht unwesentlichen Privatwald hinzu, so erhöhen sich die Bewaldungsprozente in Bitz auf 38 %, in Onstmettingen auf 39 % und in Tailfingen auf 35 % der Gemarkung.

Nach den Untersuchungen von Gradmann in Delegentleben der Schwöhischen Alb"

Nach den Untersuchungen von Gradmann in "Pflanzenleben der Schwäbischen Alb" ist anzunehmen, daß im Albgebiet der jungfräuliche Laubholz-Urwald schon zu Römerzeiten nur noch an einzelnen schwer zugänglichen Stellen, vor allem Steilhängen, vorhanden war. Nach demselben Autor ist wahrscheinlich, daß die heutigen landwirtschaftlich genutzten Flächen niemals geschlossen Wald getragen haben. Vielmehr waren zwischen den vorhandenen Urwaldresten lichte Feldgehölze verbreitet, die, von landwirtschaftlichen Flächen abgesehen, als Waldweide genutzt wurden. Mit der Zunahme der Bevölkerung wurden bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts die vorhandenen Gehölze durch Weide und anderen starken Mißbrauch außerordentlich heruntergewirtschaftet. Eine Bestätigung findet diese Annahme bei der Durchsicht hier vorhandener ältester Waldbeschreibungen für Onstmettingen und Truchtelfingen aus den Jahren 1779/80. Diese Aufschriebe wurden von den damaligen Dorfvögten auf Anordnung des Oberamtes Balingen angefertigt, nachdem eine dreiköpfige Kommission mehrere Tage die Wälder auf Pferden durchstreift hatte. Wenn auch die Weide und nur die Möglichkeit der Nutzung bzw. des Abtriebes damals eine Hauptrolle spielten, so wurde doch in Onstmettingen bereits die Gemeinde auf eine pflegsame Waldbehandlung hingewiesen, die nicht nur den Bürgern und Handwerkern durch stärkeres Holz einen Nutzen geben, sondern auch den Verkauf von Holz an waldarme Gemeinden und Städte der Umgebung ermöglichen würde. Hierzu wurden merkwürdigerweise das waldreiche Ebingen und auch Balingen besonders aufgeführt.

Viel scheinen diese Ratschläge aber nicht eingeschlagen zu haben, denn eine "Waldbeschreibung über die Comun-Waldungen vom Jahre 1819 für das Revier Margrethausen des Forstamtes Rottweil" befaßtsich ebenfalls in erster Linie mit der möglichen Nutzung und vor allem wieder der Waldweide. In dieser Beschreibung sind die Gemeinden der heutigen Forstämter Ebingen und Tailfingen sowie eines Teiles von Balingen aufgeführt. Wenn man das Werk als erste geschlossene Neuplanung zu Grunde legt, so war die Größe der Gemeindewaldungen für Bitz 55 ha, Onstmettingen 385 ha und Tailfingen 325 ha. Die Gemeindewaldungen wurden danach in Augenschein genommen. Von jedem Distrikt—Bitz hatte nur 4, Onstmettingen 7 und Tailfingen 15 — erfolgte eine kurze Be-

schreibung der Bodenausformung, wie "der Bestand ist ein westlicher Abhang von Privatgütern und Viehweiden begrenzt", eine Beschreibung des aufstockenden Waldes, eine Schätzung der Gesamtgröße und des evtl. Anfalles je Morgen in Klaftern und Wellen, sowie des Gesamtanfalls für das nächste Jahrzehnt. Eine Nutzung wurde aber nur angenommen, wenn der Bestand mindestens 20 Jahre alt war und somit im kommenden Jahrzehnt genutzt, d. h. abgetrieben werden konnte. Fast ausnahmslos wird als Holzbestand "gemischtes Laubholz" angegeben, das in erster Linie aus Buchen mit Ahorn und Eschen neben teils vielen Aspen und Salweiden beschrieben wird. Lediglich in Onstmettingen werden im alten Haib einige 40—50 jährige Forchen erwähnt. Die Altersangaben liegen zwischen 1 und 40 Jahren. Altbestände im heutigen Sinne gab es damals nicht, weil der Wald in Niederwaldbetrieb bewirtschaftet wurde. Auf den schlechteren Standorten wurde mit 30 Jahren, auf den besseren mit 40 alles auf den Stock gesetzt. Eine Verjüngung durch Besamung als Kernwuchs konnte in den noch nicht mannbaren Beständen daher kaum erfolgen.

Die Flächenangaben aus diesem Werk möchte ich jedoch nur mit gewisser Vorsicht als richtig annehmen, denn eine genaue Waldabgrenzung bestand 1819 noch nicht, wie vor allem aus den späteren Waldwirtscheftsplänen hervorgeht

wirtschaftsplänen hervorgeht.

Wie in allen wissenschaftlichen Zweigen der Menschheit setzte um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts auch bei der Forstwirtschaft eine vermehrte Forschungstätigkeit ein. Für die Wälder unseres Gebietes läßt sich diese Entwicklung ebenfalls feststellen. So wurde nach den nächsten vorhandenen Wirtschaftsplänen der drei Gemeinden die Fixierung der Waldgrenzen in den Jahren 1840 bis 1846 vorgenommen. Es war dies eine Auswirkung der wenige Zeit früher durchgeführten allgemeinen Landesaufnahme. Mit der jetzt festgestellten genauen Flächengröße wurden im Anklang an die staatlichen Bestimmungen eine Nutzungsfestsetzung geplant, forstliche Maßnahmen angeordnet, von denen die Heraufsetzung des Abtriebsalters auf zunächst 60, dann 80 Jahre, die Einbringung von Nadelholz in verlichete und schlecht geschlossene Verjüngungs- und Jungbestände und die Einschränkung der Waldweide auf gewissen Flächen besonders zu erwähnen sind neben dem immer wiederkehrenden Hinweis, bei einem Hieb das Schlechteste zuerst auszuhauen. Gerade über den Vieheintieb wurden lebhafteste Klagen geführt, daß neben den Pferden und dem Rindvieh was verständlich ist, wenn man bedenkt, das gesamte Kleinvieh wie Schweine, Schafe und die überaus schädlichen Ziegen eingetrieben wurden. Einen besonderen Schaden verursachten zusätzlich in Tailfingen die durchziehenden Wanderschäfer. Da gegen diesen wilden Weidebetrieb nicht vorgegangen wurde, legte man Schutzgräben an, die in den ehemaligen Beständen z. T. heute noch festzustellen sind. Auch lassen die an älteren Laubholzbeständen vorhandenen Nadelholzstreifen die Vermutung aufkommen, daß diese Übergriffe des Eintriebs von Vieh in die Verjüngung der angrenzenden Wälder nicht unterbunden werden konnte.

in den ehemaligen Beständen z. T. heute noch festzustellen sind. Auch lassen die an älteren Laubholzbeständen vorhandenen Nadelholzstreifen die Vermutung aufkommen, daß diese Übergriffe des Eintriebs von Vieh in die Verjüngung der angrenzenden Wälder nicht unterbunden werden konnte. Die Waldbewirtschaftung war demnach keineswegs ideal, denn bis 1874 verstummen die oben aufgeführten Klagen noch nicht. In den Wäldern wurde nach den vorliegenden Berichten fast durchweg eine ungeheure Holzverschwendung getrieben, denn alles Holz wurde mit der Axt ausgehauen, statt die damals schon übliche Säge zu verwenden. Auch wurden die Bestände selbst schlecht gepflegt. Trotz Hinweis wurde nur

das schönste Holz ausgehauen und alles schlechte blieb stehen. Auch wurde ohne Rücksicht auf die erfolgte Auszeichnung nach dem Weggang des in Balingen stationierten Forstbeamten ein willkürlicher Hieb vorgenommen, hohe Stöcke wurden belassen, das Holz nicht richtig, meist zu gering vermessen, besonders an den Holztagen wurde im Wald gewüstet, erfaßter Wald ohne Erlaubnis wieder zu Weide genommen u. a. m. Eine Erklärung findet dieser Raubbau, wenn man z. B. lesen muß, daß der unausgebildete Waldschütz besonders ängstlich sei und neben seinem Amt als Waldschütz gleichzeitig Nachtwächter und Holzhauer war und seine eigene Landwirtschaft betrieben hat. — Eine andere Gemeinde beschäftigte mit diesem Amt sogar einen 78jährigen Mann, der nicht allzu häufig in den Wald hinaus kam. — Ähnlich muß man die Bemerkung eines Wirtschaftseinrichters verwerten, der bemerkt, daß kurz vor der Aufstellung des Einrichtungswerkes im Jahr 1843 die gesamten Unterlagen über den Wald der betr. Gemeinde abhanden gekommen seien.

Es dürfte danach sehr zum Schaden der Gemeinden im vorigen Jahrhundert etwas rauh und wenig geordnet zugegangen sein.

Die Verjüngung und Nachzucht der Bestände erfolgte unterschiedlich. Neben der Eckernsaat verwendete man in erster Linie Buche zum Auspflanzen. 1850 lehnte man

Es war ein Mißverständnis

Daß unsere Mundart Anlaß zu Mißverständnissen geben kann, erfuhr ein Gast in einer Wirtschaft. Auf Befragen, was es zu essen gebe, lobte die alte biedere Wirtin den saftigen Schweinebraten mit Sauerkraut, das sie bieten könne. "Aidepfel" könne der Gast auch haben. "Guat, no bringet Se halt dees mit Aidepfel, i mag aber bloß de grakchte!" Mit verwundertem Blick verließ die Frau ihren Gast und brachte nach beträchtlich langer Zeit dem ungeduldig Wartenden das dampfende Essen mit einer Platte voll riesiger Kartoffeln in der Schale. Unwillig darüber, gesottene Kartoffeln statt der verlangten gerösteten essen zu müssen, erinnerte er die Wirtin, daß er nur die "g'raischte mög'". Die etwas verärgerte Wirtin setzte sich mit den vorwurfsvollen Worten zur Wehr: "Sie send m'r aber oiner! Wenn dia net reacht send! Da ganze Haufe im Keller hon i 'noch de "graischte" a'gsuacht, graißere hend mir koine!"

das Nadelholz ab, denn es wird ausdrücklich erwähnt, daß dieses für die Höhen des Heubergs kein Standort sei, es hätte nur ganz geringen Zuwachs, obwohl einzelne als gut gelungen erwähnte Fichtensaaten aus den Jahren um 1800 in Bitz das Gegenteil bewiesen. Der Grund der Ablehnung von Fichte und Forche ist darin zu suchen, daß man ihnen in erster Linie die schlechtesten Öden zugedacht hatte. Auch fehlte es vielfach bei den Kulturen nach ihrer ersten Anlage an der weiteren Pflege und Nachbesserung, denn große Flächen, die man in dem einen Jahrzehnt angeplanzt hatte, waren bei der Aufstellung des nächsten Wirtschaftsplanes nur noch als kümmerliche Reste vorhanden und wurden daher als Wald abgeschrieben. Man kann wohl annehmen, daß einzelne im Gelände stehende ältere Forchen und Fichten die übrig gebliebenen Reste solcher Aufforstungsflächen sind. (Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben vom Heimat- und Geschichtsverein des Kreises Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des "Balinger Volksfreund", der "Ebinger Zeitung" und der "Schmiecha-Zeitung".

Samstag, 27. März 1954

Nummer 3

Unsere Landschaft und ihre Wege

Von Fritz Scheerer

Wer sich von Westen unserer Heimat nähert, dem erscheint die Alb als hohe Mauer. Der Anstieg erfolgt aber nicht in einer einzigen Stufe, sondern in verschiedenen Treppenstufen (Stufenlandschaft), deren Dach immer wieder von einer harten Schicht bedeckt wird. Harte, widerständige Schichten bilden in der Landschaft deutliche Kanten. Einzelne Staffeltritte haben einen breiten Rücken, wie im untersten und oberen Schwarzen Jura, in den wohlgeschichteten Kalken der Balinger Berge und den Quader- bzw. Massenkalken der bewaldeten Kuppen um Tailfingen und weiter südlich. Blickt man vom Lochenstein hinaus ins Vorland, so sieht man die weite fruchtbare Vorebene in einem Waldsaum enden, der den Abfall zum Neckar verbirgt. Es ist der Stufenrand des Keupers und Lias, den wir noch besser erkennen, wenn wir uns von Oberndorf dem Kleinen Heuberg nähern.

Diese Stufen fallen albeinwärts gegen Südosten, so daß die neuaufgesetzte Stufe tiefer liegt, als sie nach der Schichtenmächtigkeit liegen sollte, wodurch man zum Fuße der nächsten Stufe langsam herabsteigen muß. Dadurch entsteht eine Tiefenlinie zwischen der sehr widerstandsfähigen Unterlage und dem nächsten Anstieg, "die Tiefenlinie am Stufenrand". (G. Wagner). Unsere Landschaft, deren Schönheit durch die Verschwammung der wohlgeschichteten Kalke in mächtigen Felsklötzen am Albtrauf und an den Talhängen noch gesteigert wird, bietet dadurch reizvolle Ausblicke.

Die alten Flüsse strömten alle nach Süd-

blicke.

Die alten Flüsse strömten alle nach Südosten dem abziehenden Meer und nachher der Donau zu. Unsere Schmiecha und Bära waren einmal weit größere Flüsse. Durch den Paß von Lautlingen, der unten 400 m, oben 2 km breit ist, floß einst ein stattlicher Fluß. Weit draußen, etwa 300 m über Balingen lagen seine Quellen im obersten Braunjura oder untersten Weißen Jura. Auch die obere Schmiecha hatte ihren Ursprung weit draußen über Bisingen.

All das hat sich mit dem Einbruch des

All das hat sich mit dem Einbruch des Rheintalgrabens geändert. Die neuen Rheinzuflüsse eroberten fortgesetzt Gelände und trieben die Wasserscheide zwischen Rhein und Donau immer weiter zurück und sägten den Donauzuflüssen den Oberlauf ab und drehten sie um: Der Schalksbach, die Pfeffinger Eyach und die Quellbäche der Bära wurden abgelenkt und eingetieft, der geschlossene Albtrauf in einzelne Blöcke und Vorberge aufgelöst. Der Albrand wanderte zurück und durchgängige Talwasserscheiden entstanden.

Die hohen Stufen und die vielen gewundenen, tief-eingeschnittenen Täler hemmen Straßen und Bahnen, an manchen Stellen durch unüberwindliche Schwierigkeiten. Der Verkehr mußte sich den günstigsten Stellen zuwenden, die ihm durch die Landschaftsformen und die Flußgeschichte vorgezeichnet waren. Das war in der Vorgeschichte bis ins Mittelalter herein anders; denn mit Pferden bespannte Wagen spielten erst in

der Keltenzeit eine bedeutende Rolle, während vorher der Saumtierverkehr überwog. Auf unserer Alb befindet sich so ein Gewirr von alten Wegen, die ohne Rücksicht auf die Steigung zu den Höhen hinaufführten, die Täler meist mieden und sie nur an günstigen Stellen querten. Bei diesen vorrömischen Wegen handelt es sich um solche, bei denen keine Kunst, "sondern nur die Gewohnheit der Menschen in vielen Generationen die Linie bestimmt hat und keine Kunst die geplante oder gefundene Linie begehbar gemacht hat" (Hertlein). Grabhügel liegen gerne an alten Wegen (zwischen Bitz und Winterlingen), oder ist ein Depotfund ein Wahrscheinlichkeitsbeweis für einen alten Weg, so der aus der Hallstattzeit von Pfeffingen an dem Weg von da zur vorgeschichtlichen Schalksburg. Wegen den Befestigungsmöglichkeiten liegen die politischen Mittelpunkte in den alten Zeiten oft ziemlich weit ab von den großen Verkehrslinien. Man denke an die Ringwälle (Gräbelesberg, Schafberg, Plettenberg); Seitenwege führten zu ihnen hinauf.

Bis ins Mittelalter gingen die Straßen möglichst gerade aus und scheuten die Steigen nicht. Die Fuhrleute brauchten Vorspann. Es gab daher in den Dörfern eine Zunft vorspannberechtigter Bauern, die dadurch einen guten Verdienst hatten. So führte der alte Weg vom Ziegelwasen nach Tieringen steil aufwärts zwischen Schafberg und Lochen durch; auf einer schlechten, fast gerade verlaufenden Straße von Thanheim aus erstieg man die Wasserscheide beim Stichwirtshaus, die Höhen vom Winterlinger Sattel von Straßberg, den Steilanstieg des Braunen Juras zwischen Heselwangen und Streichen in der "Krummensteige". Erst das Aufblühen der Städte und der damit verbundene Wagenverkehr lenkten den Verkehr mehr in die Talsohlen. Im letzten Jahrhundert wurde man der technischen Schwierigkeiten Herr, baute Brücken und legte Kunststraßen an (Lochenstraße usw.).

Eine alte Straße, die sog. Schweizerstraße, führte von Tübingen kommend über Balingen, Tuttlingen nach der Schweiz. Nicht nur die Post fuhr diese Straße (1709 Poststraße), sondern auch viele 4—6spännige, bedeckte Kaufmannswagen brachten das Handelsgut von Frankfurt, von Heilbronn über Stuttgart in die Schweiz. Mancher große und berühmte Mann ist diese Straße gezogen, so Lavater 1782, Goethe auf seiner Reise nach der Schweiz 1797; Lenau hat seinen Postillon "Lieblich war die Maiennacht" in Balingen als Reiseeindruck niedergeschrieben. Wenn auch dies alles mit dem Zeitalter der Eisenbahn aufhörte, so wird im Zeichen der Motorisierung durch die Bundesstraße 27 bis Schömberg derselbe Weg wieder benützt und die Bahn Rottweil—Schömberg—Balingen—Hechingen folgt zu einem großen Teil der alten Schweizerstraße. Der alte Weg von Tübingen nach Tuttlingen umging größtenteils die Städte, wie die heutigen Autostraßen, nur aus anderen Gründen, wahrscheinlich um die

nicht unbedeutenden Tor- und Pflastergelder zu sparen. Hechingen ließ er östlich liegen, führte durch Engstlatt, überquerte oberhalb der Stadtmühle bei Balingen die Eyach, um die heutige Bahnhofsgegend zu erreichen. Hier wurde er beim Bahnbau 1876 angeschnitten. Vom Bahnhof führte er am Fuße des Heubergs gegen Endingen. Dort heißt er bei den Kapellenäckern "Heerstraße", ebenso zwischen Erzingen und Dotternhausen.

Dieser Verkehrslinie war durch die Landschaft ihr Verlauf vorgezeichnet. Sie verläuft in der besonders stark ausgeprägten Tiefenlinie vor dem Stufenrand. Teils benützt sie die Fläche des unteren Schwarzen Juras wie bei Balingen, teils die des Posidonienschiefers wie bei Bisingen und zwischen Erzingen und Wellendingen. Goethe schreibt in seinem Reisebericht von Schömberg: "Man findet auf der Höhe wieder eine ziemliche Fläche, wo Acker und Weide ist". Die Flüsse werden an den Stellen überquert, wo ihre Talkante in dieser Tiefenlinie am niedrigsten ist, oder wo sie breite Talauen bilden, wie die Eyach bei Balingen. Damit bot die Überquerung der Täler keine zu großen Hindernisse.

Schwieriger gestaltet sich der Aufstieg auf die Albhochfläche. Die tiefen und engen Täler bieten an manchen Stellen unüberwindliche Schwierigkeiten, da sie oft in ihren Talschlüssen durch steile Felswände einen jähen Abschluß finden. Der Weg von Lautlingen oder Laufen nach Hossingen führt durch ein solches Felstal. Wollten die Dorfbewohner von Hossingen früher ins Tal oder in die Heimat zurückkehren, so mußten sie durch eine an einer Felswand angebrachte Holzleiter die letzte, aber gefahrvolle Steigung überwinden. Ein Gedenkstein gibt uns Kunde, daß Unfälle keine Seltenheit waren. An andern Stellen sind die in Serpentinen hinaufführenden Wege durch ständiges Rutschen gefährdet und können nur als Fußwege, deren Unterhaltung sehr schwierig ist, bemützt werden (viele Albvereinswege). Die Kunststraßen, z. B. die Lochenstraße, die in vielen Kehren auf 888 m in das Lochengründle hinaufführt, nützt die Terrassen des Eisensandsteins und der Blaukalke aus, und die Straße von Thanheim zum "Stich" (826 m) sowie die Straße von Zillhausen nach Pfeffingen sind in den obersten Braunjuraschichten durch Rutschungen ständig in Bewegung, so daß deren Unterhaltung sehr teuer ist. In früheren Zeiten waren gerade diese Anstiege oft grundlos, so daß Hohlweg neben Hohlweg angelegt wurde, wie wir es auch bei Holzabfuhrwegen in den tonigen Braunjuraschichten öfters beobachten, wo sie häufig zu mehreren dicht nebeneinander laufen.

Dem Verkehr boten die breiten Durchgangstore durch die Albmauer in den Talwasserscheiden keine größeren Schwierigkeiten. Hier hat die Flußgeschichte entscheidend mitgewirkt, die regelrechte Pässe geschaffen hat. Immer wieder war in Kriegen der Paß von Lautlingen wichtig für den Anstieg auf die Alb. Im bayrischen Erbfolgekrieg zog durch ihn Kaiser Maximilian I., im 30jährigen Krieg im Jahr 1649.

der Schwedengeneral Bernhard von Weimar. Schon in alter Zeit hatte er seine besondere Bedeutung für den Verkehr, wie vorgeschichtliche Funde von einer Siedlung an der Wasserscheide beweisen, und die Römer legten hier als Paßsperre ein Erdkastell mit 6,7 ha an, dessen eine Hälfte zur Donau, die andere zum Neckar entwässert wurde. Die Ablenkung des Haupttales schuf die tiefe und breite Pforte westlich Ebingen (742 m, wo noch über 10 m aufgeschichtet sind), die heute von Hauptstraße und Bahn benützt wird und von den Römern für ihre Straße von Inzigkofen zum Häsenbühl diente. Hier war der tiefstliegende und daher bequemste Albübergang in unserer Gegend, da der Anstieg von Lautlingen her nur rund 80 m beträgt und nach Osten das alte, breite Riedbachtal die Durchgängigkeit wesentlich erhöht.

An der Wasserscheide bei Tieringen (801 m) kreuzen sich die Wege des Schlichemtals und der alte Lochenweg. Doch hat das enge, tiefeingeschnittene Schlichemtal für den Verkehr ins Bäratal bis in die neuere Zeit keine bedeutende Rolle gespielt. Das untere Bäratal und besonders das untere Schmiechatal werden vom Verkehr gemieden. Die zahlreichen Talschlingen der Schmiecha und die häufig an den Ufern senkrecht abfallenden Felswände zwangen die Wege auf die Höhe. Nur die Bahn konnte durch Brücken und Tunnel die Schlingen abschneiden. Die Straße verläßt auch heute noch wie zur Römerzeit das Tal und gewinnt im Winterlinger Sattel die Hochfläche (781 m).

Der alte Bitzer Fluß, der von Bitz über Winterlingen zur Schmiecha verlief und durch dessen Tal heute noch die Straße Bitz—Winterlingen zieht, hat in dieser flachwelligen Landschaft, die wahrscheinlich vom Miozänmeer vorgebildet wurde, den günstigsten Übergang vom Schmiecha-

zum Laucherttal geschaffen. Die zahlreichen vorgeschichtlichen Funde um Winterlingen sowie der Verlauf der Römerstraße weisen auf die Bedeutung dieses alten Überganges hin.

Im Degerfeld und in der südlich verlaufenden Mulde mit ihren bronze- und eisenzeitlichen Funden sehen wir die Erdfälle wie Perlen an einer Schnur aneinandergereiht. Verbinden wir sie, so bekommen wir eine gut ausgeformte Talsohle, die zum Siechenbühl verläuft und über dem Otmartal bei Ebingen endigt. Die Mulde, die einmal von einem fließenden Bach geformt wurde, benützt heute zu einem Teil die Straße Ebingen—Bitz und dürfte wohl zur Römerzeit die Verbindung mit dem Kastell Burladingen dargestellt haben, worauf auch die römischen Funde an der Bitzer Steige hinweisen.

Bei der Überwindung der Keuper-Liasstufe sind wohl keine so großen Höhenunterschiede wie auf die Albhochfläche hinauf, aber die rutschenden K nollen mergel unter der Liaskante, wie z. B. im "Kühlen Grund" und im Schlichemtal, bereiteten außerordentliche Schwierigkeiten. Bahn- und Straßenbauten sind im Knollenmergel mit großen Kosten verknüpft (Bahnlinie Rottweil—Schömberg). Die Wege sind in ihm in nassen Zeiten ungeheuer schlüpfrig. Selbst wenn eine Straße schon angelegt ist, kann sie ins Gleiten kommen und wird immer wieder durch ihre unruhige Oberfläche auffallen ("Wellblechstraßen"). Die "Millionenstraße" von Owingen nach Ostdorf kostete statt 126 000 RM fast das Vierfache des Voranschlags (476 000 RM).

Wer also nicht nur mit dem Auto über unsere Straßen rast, sondern auch einmal auf Schusters Rappen "fährt", dem wird unsere Landschaft zahlreiche innige Zusammenhänge zeigen, die in ihrer Geschichte begründet sind.

Der landschaftliche Aufbau des Kreises Balingen

Von Mittelschullehrer H. Müller

(Schluß)

Es ist auch das Reich der Höhlen und der Dolinen (= Erdfälle, Einbrüche wegen unterirdischer Aushöhlung), der Buchenmischwälder und Schafweiden, der ausgetrockneten Hochtäler und vieler vorgeschichtlicher Siedlungsplätze. Da sind wir erst so richtig auf der Schwäbischen Alb! Alles andere war nur ein Vorspiel. Es haben aber auch gleich zwei Weißjuraschichten am Aufbau dieser köstlichen Landschaft mitgewirkt; sie sind so eng miteinander verwachsen, daß sie nur von ganz raffinierten Geologen unterschieden werden können. Es ist nach oben hin fast alles "tierischer" Kalk, d. h. von Schwammtier- und Korallenkolonien hinterlassen. Bei Winterlingen sieht man noch Ringriffe wie heute in der Südsee. Das ist nun eine sehr bucklige Welt; immer wieder kommt man im Walde unverhofft an einen steilen, steinigen Anstieg, und die meisten Steine sind durchlöchert und heißen daher Lochfelsen. — So müßte es eigentlich bis an die Donau weitergehen, wo dieselben Felsen vom Fluß aus dem Boden herauspräpariert worden sind. Stattdessen wird jedoch südlich der Linie Stetten a. k. M. — Winterlingen — Harthausen die Alb merkwürdig flachwellig. Wohl stoßen wir noch auf Felsgestein, aber es ist wie abgehobelt und ganz verflacht.

Aus dem Meere aufgestiegen

Das geht so zu: Das Jurameer zog sich zurück. Zuletzt hinterließ es in Mulden und andern Vertiefungen noch tonhaltigen Kalk als sechste, allerdings sehr lückenhafte Schicht. Wie alles andere, so verhärtete auch dieser zu Stein: Zementmergel, Plattenkalk, Bankkalke. Dann wurden "wir"

wieder Land. Das Land wurde durch unterirdische Kräfte millimeterweise gehoben. Einst war es ja in Meereshöhe; heute ist es über 1000 m hoch! Gleichzeitig mit der Hebung wurde es gekippt, so daß die Alb heute zur Donau hin niedriger wird. Als dieser Vorgang noch gar nicht weit gediehen war, näherte sich wieder ein Meer, das Tertiärmeer. Es bespülte nur die niederen Teile der Alb und ebnete sie ein. Alte Flüsse rundeten die Kalksteine und rollten sie in Massen ins Meer hinaus. Diese "Kugelsteine" bedecken heute zwischen Winterlingen und der Fürstenhöhe alle Äcker. Das Tertiärmeer wich wieder zurück, seine Flüsse aber haben schöne Hochtäler hinterlassen: Das Degerfeld, das Bitzer Tal, das tertiäre Laucherttal, welches überhaupt nur geübte Wanderer finden. So bekam die Donauseite der Alb ihr ganz besonderes, eigenartig-gemildertes Gepräge. Es bildet zu der Schroffheit des Donautals selber einen scharfen Gegensatz, wodurch dessen Wirkung nur noch erhöht wird.

Wirkung nur noch erhöht wird.

Wir sprachen von der Hebung und Schrägstellung der Alb mit allen ihren Schichten. Es sind, wie wir sahen, dreimal sechs, also achtzehn. Sie liegen wie die Blätter eines Buches. Man könnte die Alb das erste Buchstabierbuch des Geologen nennen. Es enthält aber auch schwerere Aufgaben. Hierher gehören die "Grabenbrüche" wie etwa der viel erwähnte und wenig verstandene Zollerngraben. Er ist allerdings nicht leicht zu erklären. Denken wir uns eine kunstvolle Torte mit 18 Schichten! Auf einer Tortenplatte. Der kleine Fritz schiebt seine Hand darunter und macht eine Faust. Nun steht die Torte höher, steht schief und bekommt einige

Risse. Zwischen den Rissen sinkt sie nachher etwas ein. Fritzle bröckelt dann ziemlich viel von den obersten Schichten der Torte ab. Nur wo sie eingesunken ist, bleibt das Alleroberste unberührt, weil es eben tiefer liegt. So verhält es sich mit dem Zollerngraben, nur daß die Gelehrten statt Fritzle "endogene und exogene Kräfte" sagen. Der Weißjurahut des Zollerngrabens erklärt sich daraus, ebenso die Zementmergel unter den Hügeln von Bitz, denen der Ort seine zahlreichen Brunnen und damit seine Entstehung verdankt. Daß sich die Riffe (siehe Kärtchen) bis zum Raichberg vorschieben, hängt ebenfalls damit zusammen. Da ist Oberstes stehen geblieben, weil es einmal eingesunken war. Zu sehen ist der Zollerngraben im Gelände nicht. Nur wer Gesteine unterscheiden kann, vermag ihn zu finden. — Es dürfte einleuchten, daß an den Bruchlinien des Grabens die Verwitterung leichtes Spiel hat, weil eben da das Gestein schon zerrüttet ist. So schuf einst fließendes Wasser das Scheertal beiderseits Bitz und von da bis hinab nach Veringendorf, ebenso einige seiner vielen Nebentäler. Sie sind alle sehr schön. Sie haben das viel ältere Bitzer Hochtal an zwei Stellen zerschnitten, eigenartige Eindrückel Auch jenseits der Lauchert zieht sich eine Bruchlinie hin, derzufolge wir von Winterlingen oder Benzingen aus die Zollernalb etwas höher erblicken als unsern Albanteil.

Es wäre noch von den Eiszeiten zu reden, die an unserer Landschaft die Feinziselierung bewirkt haben. Damals schuf und bewegte der Frost Lehmdecken, und der Wind häufte Lößschichten an. Das ist so wichtig für die Besiedlung, daß es nicht hingehudelt werden darf. Es verdient gelegentlich eine eingehende Betrachtung.

Sehend wandern ...

In diesem Aufsatz sollten die großen Vorgänge und Formen dargestellt werden: Das Albvorland, der Albfuß und das Hügelhochland, letzteres als Ergebnis geschichteter Kalke, ruppiger Riffe und tertiärer Abhobelung. Die Lochenberge, das Ochsenberg-Massiv, die Fürstenhöhe: drei Wanderungen mit ganz verschiedenem Charakter!

Nur durch Wandern erschließen wir uns die tiefere Schönheit unserer Heimat. Aber heute wollen sich die Menschen bewegen und — dabei sitzen bleiben! Das ist ganz absurd und dazu für den Körper ungesund. Noch viel verheerender sind die Rückwirkungen auf die Erlebnisfähigkeit, leider sogar schon bei Kindern. Robert Jungk, der Verfasser des Buches "Die Zukunft hat schon begonnen" sprach in einem Stuttgarter Vortrag von der "seelischen Arbeitslosigkeit" und bezeichnete sie als das größte Verhängnis unserer Zeit. Wer kann da noch helfen? — Zweifellos in hohem Maße: Goethe! Mit was für Augen muß er (während eines einzigen Tages!) unsere engere Heimat gesehen haben, daß seine wenigen Aufzeichnungen so treffend sind, wie gezeigt werden konnte! ".. und so habe ich immer bisher den geologischen und landschaftlichen Blick benutzt, um mir ein freies und klares Anschauen der Lokalität zu erhalten", schreibt er. Zur Vorbereitung auf das landschaftliche Sehen genügen nicht Reiseführer und Karten, ja nicht einmal die hohe Wissenschaft allein. Dazu gehört mehr: "Es gehört zur Naturbeobachtung eine gewisse ruhige Reinheit des Innern, das von gar nichts gestört ist." Das ist weit über alles Wissen hinaus sittliche Bildung. "Gebildet ist, wer sich in seiner Umgebung bewegen kann." Bewegen! — Natürlich, wenn Goethe dieses Wort ausspricht, in aller Bewußtseinsklarheit und mit tiefer Empfindung für das Schöne.

So schaffen wir uns Heimat! Und das Schöne an der Sache ist: Die Heimat selber hilft uns dabei!

Die Waldentwicklung der Zollernalb

Von Forstmeister Scheel

(Fortsetzung)

(Fortsetzung)

Mit der Einführung der Württembergischen Forstgesetze um 1870 begann eine bessere Zeit. Die Pläne wurden genauer aufgestellt. die Nutzung eingehalten und überwacht, Übergriffe unterbunden, Auspflanzungen vorgenommen und vor allem zwischen den ehemaligen Walddistrikten gelegene Feldgehölze nunmehr planmäßig zur Aufforstung und Auffüllung vorgesehen. Schon älter gewordene Bestände ließen infolge ihres besseren Holzertrags auch bei den Gemeinden den Wunsch nach einem ordentlichen Wald aufkommen. Nach den ersten Versuchen der Nadelholzeinbringung von 1840 setzte mit dem Rückgang der Waldweide infolge der Umstellung der Landwirtschaft auf Stallfütterung ein verstärkter Anbau von Fichte und Forche auf den aufgelassenen Flächen ab 1870 ein. Nachstehende Übersicht in Prozenten der jeweiligen Flächen läßt das erkennnen.

	Bitz		Onst	mett.	Tallfingen		
Jahr	Laub- wald	Nadel- wald	Laub- wald	Nadel- wald	Laub- wald	Nadel- wald	
1780	100	-	100		-	*	
1840	85	15	92	8	98	2	
1860	77	23	84	16	92	8	
1890	61	39	79	21	73	27	
1920	43	57	59	41	48	52	
1950	42*)	58*)	59	41	45	55	
*) nur Eigengemarkung.							

Betrachtet man diese Aufstellung allein. so hat man den Eindruck, als ob man sich die Aufgabe der Waldbegründung auf Kodie Aufgabe der Waldbegründung auf Kosten des Laubholzes sehr einfach gemacht habe. Eine Darstellung der Waldfläche in ha für die einzelnen Zeitspannen ergibt aber ein anderes Bild. Gegenüber dem Jahr 1840 kann man feststellen, daß der damals erfaßte Wald aus "gemischtem Laubholz" sich noch einigermaßen mit den heutigen Buchendfächen in allen der Gemeinden Buchenflächen in allen drei Gemeinden

	Bitz		Onst	mett.	Tailfingen	
Jahr	Laub- wald	Nadel- wald	Laub- wald	Nadel- wald	Laub- wald	Nadel- wald
1780	55		364	alasken)**	360	
1840	145	25	392	36	436	10
1860	144	44	467	87	436	40
1890	118	75	439	118	406	151
1920	112	145	360	255	363	393
1950	119*)	169*)	382	264	357	429
. *) nui	Eiger	gemar	kung.	i.		

Auf das Jahr 1840 bezogen ergibt sich, daß die Buchenfläche gegenüber dieser ersten Aufnahme sich nicht so wesentlich geändert hat, wie man befürchten könnte. Danach haben Bitz noch 82 %, Onstmettingen 98 % und Tailfingen 82 % ihrer damaligen Laubholzflächen. Sofern älteste Wald-konten ellerdiese geht einfehen Auf aus gen Laubnolzhachen. Solern alteste Wald-karten, allerdings sehr einfacher Art, aus diesen Jahren (eine ist von 1780) vorhan-den sind decken sie sich ebenfalls mit den heutigen Buchengebieten. Im übrigen kann man aus der Zunahme der Laubholzflächen von 1920 bis 1950 bei Bitz und Onstmettin-gen z. B. schon den Einfluß der neueren forstlichen Richtung erkennen, die bisher reine Nadelholzbestände soweit möglich als Mischwald nachziehen will.

Aus den alten Plänen geht weiter hervor, daß die Entscheidung für oder wider eine Holzart sehr unterschiedlich war. Wenn auch heute die Fichte dominierend ist, so hatte man doch in dem einen Jahrzehnt mal der Forche, weil es in den vorhergehenden Jahren besonders trocken gewesen war oder Spätfröste der Fichte zu sehr zusetz-ten, dann nach 1900 der Tanne und letzten Endes doch der Fichte wegen ihrer besseren Verwertungsmöglichkeit schon in den

jüngeren Altersklassen und ihres leichteren Anwachsens den Vorrang gegeben. Schlechtere und lichte Laubholzbestände sind durch tere und lichte Laubholzbestände sind durch Einsprengung von Nadelhölzern verbessert worden, wie dies z. B. in Onstmettingen im Bremelhart oder in Bitz auf dem Gaumen-berg so gut gelungen ist. Vor allem der Bremelhart und Himberg sind typische Beispiele, wie ursprünglich vorhanden ge-wesene unregelmäßige Feldweidegehölze in einen geschlossenen wüchsigen Wald über-geführt worden können. Dahen ist die Zugeführt werden können. Daher ist die Zu-nahme des Nadelholzes in die Zeit von

1865/70 an zu verlegen. Mit dem vermehrten Verständnis für die Forstwirtschaft seit der Mitte des vorigen Forstwirtschaft seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, der Einführung des Hochwaldbetriebes und der planmäßigen Aufforstung entbehrlicher Schafweiden und Ödlandflächen sowie einer verstärkten Arbeitsintensität in den Forsten steigt auch der Ertrag aus den in ein höheres Alter heranwachsenden Gemeindeforsten. Die folgenden beiden Übersichten mößen dies für genden beiden Übersichten mögen dies für die drei Gemeinden näher erläutern.

Anfall in Festmetern je ha (Planung und tatsächlicher Ertrag):

	Bitz		Onstr	Onstmett.		Tailfingen	
	Soll	Hat	Soll	Hat	Soll	Hat .	
1780		k	eine A	ngabe	n		
1840	1,6	1,4	1,2	1,2	1,8	?	
1860	1,8	1,2	1,4	1,3	3,4	2,1	
1890	2,7	2,6	3,0	3,4	3,4	3,0	
1920	3,9	4,0	4,3	4,5	2,9	3,2	
1950	3,4	3,7	5,4	6,4	3,2	4,3	
Anfall	umg	erechn	et auf	die C	Jesamty	wald-	
fläche							
	Bi	itz	Onsti	mett.	Tailfl	ngen	

		Bitz		Onst	mett.	Tailfingen	
		Soll	Hat	Soll	Hat	Soll	Hat
,	1780			keine A	ngaber	1	
	1840	270	240	510	510	800	?
	1860	340	225	775	720	1620	1000
	1890	525	500	1670	1890	1890	1670
	1920	1000	1030	2640	2770	2190	2420
	1950	980	1065	3490	4130	2500	3380

Aus den vorstehenden Tabellen geht hervor, daß trotz schmeichelnder Planung des Solls in den Jahren 1840 und 1860 das Ein-Solls in den Jahren 1840 und 1860 das Einschlagsist nicht an die vorgesehene Höhe herankam. Die ehemaligen bis höchstens vierzig Jahre alten Buchenstockausschlagbestände des Jahres 1840 konnten eben keine Massen abwerfen. Auch ist aus dem geringeren Anfall bis 1860 die schon erwähnte allzu großzügige Verbuchung des Holzanfalls zu ersehen. Besser wird es mit dem Heranwachsen des Waldes von 1890 ab. Der höhere Ertrag der Gemeinden Onst-

Der höhere Ertrag der Gemeinden Onst-mettingen bzw. Tailfingen gegenüber Bitz ist neben einem damaligen Anreiz für weitere Aufforstungszusagen seitens der Ge-meinden durch die etwas günstigere klima-tische Lage bedingt, die auch heute noch deutlich festzustellen ist. Beide Gemeinden deutlich festzustellen ist. Beide Gemeinden haben einen, wenn auch nicht allzu großen, höheren Niederschlag infolge günstigerer Lage von Bitz. Das zeigt sich auch bei dem Unterschied zwischen Tailfingen und Onstmettingen. Die Bestände der beiden Gemeinden sind im großen Durchschnitt um 1/4- bis einforstliche Bonität besser. Neben diesen durch den Boden und das Klima bedingten Voraussetzungen ist für den Unterschied der derzeitigen Nutzung noch ein Vergleich der Altersverteilung notwendig. Vergleich der Altersverteilung notwendig. In 20jährige Altersstufen aufgeteilt ergibt sich für 1950 nachstehendes Bild (Angaben in Prozent der Fläche):

	bis	bis	bis	bis	bis	über
	20	40	60	80	100	100 J
Bitz	32	28	13	10	10	7
Onstmettingen	23	12	25	16	14	10
Tailfingen -	21	22	31	15	6	5

Danach nehmen die ertragsschwachen Altersklassen bis 40 Jahre in Bitz noch 60 %, in Tailfingen 43 % gegenüber nur 35 % bei

Onstmettingen ein. Zusätzlich fehlen in Tailfingen die massenreichen älteren Stu-fen ab 80 Jahren. Entsprechend ist auch das Durchschnittsalter der vorstehenden Übersicht abgestuft, das für Bitz sich auf 41 Jahre, für Onstmettingen auf 54 Jahre und für Tailfingen auf 45 Jahre berechnet. Der Fachmann kann hieraus den Ertrag des Waldes leicht erkennen und warum die Leistung je ha so niedrig bleibt. Für die Gemeinden dürfte im Großen gesehen aber mehr der Unterschied in dem Gesamtanfäll zwischen 1840 und 1950 von Interesse anfall zwischen 1840 und 1950 von Interesse sein, weil das mehr erzeugte Holz sich ja in klingender Münze umwandelt. Auf den Kopf der Bevölkerung in den beiden angeführten Jahren umgerechnet ergibt dies eine verfügbare Durchschnittsmenge von damals 0,23 fm gegenüber heute 0,45 fm. Aber auch die Holzarten spielen eine wesentliche Rolle. Die unterhalb des Albtraufs stockende Weißtanne dringt in die beiden Gemeinden Onstmettingen und Tailfingen Gemeinden Onstmettingen und Tailfingen schon früher vor und liefert wesentlich höhere Erträge als die Fichte, sofern sie nur einigermaßen wachsen kann. Daher eine weitere Übersicht über die Holzartenverteilung in Prozent der jeweiligen Waldflächen.

Bitz Onstmettgn. Tailfingen Bu Fi Ta Fo Bu Fi Ta Fo Bu Fi Ta Fo

Seltenere Holzarten sind nicht besonders aufgeführt. Erwähnt werden soll aber die aufgeführt. Erwähnt werden soll aber die Lärche, eine in jeder Hinsicht ganz hervorragende Holzart, deren Anbau schon vor 100 Jahren zur Verbesserung der Buchenverjüngungen gefordert wurde. Altere Bäume sind leider nur vereinzelt zu finden. Als weitere Holzart ist die Douglasie zu erwähnen, deren Anbau zum erstenmal 1905 erfolgte. In Bitz und Tailfingen ist sie in prachtvollen Exemplaren vorhanden und hier beweist sie, daß sie nicht nur durch Höhen beweist sie, daß sie nicht nur durch Höhenwuchs, sondern auch in ihrer Mas-senleistung richtig eingebracht unsere ein-heimische Fichte um das Doppelte über-

Es bleibt nun noch der Kleinprivatwald zu erwähnen, der mit rund 45 ha in Bitz, 160 ha in Onstmettingen und 190 ha in Tailfingen nicht unbeachtliche Flächen ein-nimmt. Im allgemeinen ist bei ihm die Entwicklung ähnlich der vorher geschilderten für die Gemeindeforsten. Auf alten Waldfür die Gemeindeforsten. Auf alten Waldböden besteht er aus Buchen, wie z. B. die Wälder um den Braunhardsberg oder unter der Halde in Tailfingen. Mit der Entwicklung der Industrie und damit der Aufgabe der Landwirtschaft wurden von den Eigentümern seit 40 bis 60 Jahren bis in die Jetztzeit zusätzlich Wiesen und Felder aufgeforstet für die man in erster Linie Eighte. geforstet, für die man in erster Linie Fichte verwendete. Daher nimmt diese Holzart heute bei den Privatwäldern eine absolut herrschende Stellung mit etwa der doppelten Fläche gegenüber dem Laubholz ein. Fortsetzung folgt.

Aufgeschnitten

Irgendwo auf der Alb — ich nenne keinen Namen — haben sie wieder mal ein vor-geschichtliches Grab gefunden.

geschichtliches Grab gefunden.
Schon am nächsten Tag in aller Frühe
kam ein Professor mit seinem Assistenten.
Der stieß nach kurzem Suchen einen Erdbrocken auf die Seite und einem Freudenschrei aus: "Herr Professor!" rief er, "da
sehen Sie mal. Knochenteile von einem
Becken!"

Da schob der Frieder, der interessiert unter den Neugierigen am Rand der Grube stand, seinen Hut ins Genick und sagte: "Ha, do bischt doch fertig! Jetzt sieht der an so a baar Breckala Knocha, daß dees a Beck

Von der Christianisierung unserer engeren Heimat

Von Dr. Wilhelm Foth

Fast in jedem Ort rufen allsonntäglich die Kirchenglocken zum Gottesdienst, und wenn auch nicht alle Leute ihrem Ruf Folge leisten, so gehören sie doch zum allergröß-ten Teil wenigstens formell der christlichen Kirche an. Uns ist die christliche Kirche zu einer Selbstverständlichkeit geworden, und wir können uns nicht vorstellen, daß es ein-mal ganz anders gewesen ist.

wal ganz anders gewesen ist.

Vor 1500 Jahren waren unsere Vorfahren, die Germanen, noch keine Christen. Das Christentum war nur im römischen Reich und in seinen Provinzen, in den Ländern um das Mittelmeer und in Frankreich verbreitet. In der Völkerwanderung drangen dann die Germanen, die an ihre heidnische Religion selbst nicht mehr mit vollem Ernst glaubten, in das römische Reich ein und lernten dort das Christentum kennen. Seinen tiefsten Gehalt verstanden sie freilich noch lange nicht. Sie traten zum Christengott über, da er mächtiger war als ihre heidnischen Götter und ihnen den Sieg in der Schlacht gegeben hatte. So trat 496 der heidnischen Götter und ihnen den Sieg in der Schlacht gegeben hatte. So trat 496 der Frankenkönig Chlodwig, zu dessen riesigem Reich auch Alemannien und damit auch unsere engere Heimat gehörte, zum Christentum über und ließ sich taufen. Für unsere Geschichte wurde diese Bekehrung von entscheidender Bedeutung, war doch damit entschieden, daß der römische Katholizismus die bei uns herrschende Religion werden sollte. ligion werden sollte.

Freilich, das ganze Volk war damit noch längst nicht bekehrt, weder äußerlich noch viel weniger innerlich. Dazu bedurfte es jahrhundertelanger Bemühungen, bis die Mission auch die einfache Bevölkerung ge-wonnen hatte.

Wann wurden die ersten Kirchen in un-seren Städten und Dörfern gebaut? Die Urkunden, die uns sonst über die Vergan-genheit soviel erzählen, verlassen uns bei dieser Frage fast völlig. Unsere Vorfahren dieser Frage fast völlig. Unsere Vorfahren waren schon lange Christen, bevor ihre Kirchen erstmals schriftlich bezeugt werden. So werden z. B. erst 1094 als erste Kirchen in unserem Gebiet die von Dürrwangen und Ehestetten, dem kleinen abgegangenen Dörflein bei Ebingen, erwähnt. Ihnen folgte 1179 die von Leidringen. Zu Beginn des 13 Jahrhunderts wird den ein Beginn des 13. Jahrhunderts wird dann ein "Decanus de Ebingen" genannt und einer von Schömberg, 1228 ein Pfarrer von Frommern. 1246 ist von der Kirche von Nusplingen die Rede, 1253 von der von Oberdigisheim, 1255 von der Balinger. Die allermeisten Kirchen werden 1275 erstmelig gemeisten Kirchen werden 1275 erstmalig ge-nannt, als auf Befehl des Konstanzer Bischofs, zu dessen Diözese unser Gebiet gehörte, der "Liber decimationis", eine Steuerliste, angelegt wurde, die alle Kir-chen mit ihrem Einkommen sorgfältig ver-zeichnet

Diese urkundlichen Nennungen sind von großen Zufällen abhängig. In einer Zeit, in der das Schreiben eine wenig verbreitete Kunst war, mußte ein besonderer Grund vorliegen, wenn über eine Kirche eine Ur-kunde aufgesetzt wurde. Und dann waren diese Urkunden durch Brand, Plünderung usw. großen Gefahren im Lauf der Jahrhunderte ausgesetzt, so daß uns viele ver-loren gegangen sind.

Trotzdem können wir das Alter unserer Kirchen wenigstens annähernd erschließen durch die Patrozinien. Die Heiligen spielten früher im täglichen Leben jedes Christen eine weit größere Rolle als heute, wurde doch z. B. auch nach Heiligentagen datiert, woran uns noch Peter und Paul (29. Juni) erinnert. So nimmt es nicht wunder, daß jede Kirche einem Heiligen geweiht war. Er war der Schutzherr der Kirche und leistete bei Gott Fürbitte für

seine Verehrer; eine Reliquie von ihm wurde im Altar aufbewahrt. Noch heute ist jede katholische Kirche einem solchen Heiligen geweiht; in der evangelischen Kirche verschwand dieser Brauch seit der Reformation, und heute sind in den evangelischen Gemeinden diese alten Kirchenheiligen, die "Patrozinien", weitgehend vergessen

Nicht alle Heiligen waren zu jeder Zeit gleich beliebt, sondern zu einer Zeit ver-traute man z. B. besonders St. Michael, zu einer anderen St. Peter. Diesen wurden einer anderen St. Peter. Diesen wurden dann auch die in der betreffenden Zeit gebauten Kirchen geweiht. Weiß man also, wann die einzelnen Heiligen besonders verehrt wurden, so kann man auch etwa erschließen, wann die ihnen geweihten Kirchen gebaut wurden. Wir erhalten auf diese Weise einen gewissen Aufschluß über das Alter unserer Kirchen und damit über die Fortschritte der Christianisierung in unserer Heimat. rer Heimat.

Die ältesten Kirchen waren besonders Die ältesten Kirchen waren besonders St. Michael und St. Martin geweiht. St. Michael, der kriegerische Erzengel mit der Lanze, entsprach noch stark den heidnischen Vorstellungen der Germanen. Michaelskirchen finden wir deshalb häufig an Orten, wo früher Wodanskult getrieben wurde. So ist es auch mit der Michaelskirche in Burgfelden, die zwischen 650 und 700 gegründet wurde und der ursprüngliche kirchliche Mittelpunkt der ganzen Gegend war. Noch 1450 gehörten Laufen, Pfeffingen, Streichen, Zillhausen, die Kapelle in der Schalksburg und das abgegangene Aufder Schalksburg und das abgegangene Aufhofen zu ihrem Sprengel.

Etwa gleich alt sind die Martinskirchen. Martin war der fränkische Nationalheilige, und die ihm geweihten Kirchen wurden oft von fränkischen Adligen, die als eine Art Besatzungsmacht in Alemannien weilten, gegründet. Wir finden eine solche Martinskirche in Ebingen, zu deren Gemeinde noch his zur Beformationszeit Bitz Hossingen. bis zur Reformationszeit Bitz, Hossingen und Winterlingen gehörten. Eine andere Martinskirche befindet sich in Isingen, von der aus später die Rosenfelder Kirche gegründet wurde. Ursprünglich waren Rosenfeld und Erlaheim nach Isingen eingepfarrt. Auch die Dotternhauser Kirche ist St. Martin geweihtt gie wurde aber gielleite zu der tin geweiht; sie wurde aber vielleicht erst später gegründet.

Sehr alt sind auch die Kirchen, die Jo-hannes dem Täufer geweiht sind. In den Anfängen des Christentums wurde nämlich nicht in allen Kirchen getauft, sondern nur in besonderen Taufkirchen. Solche dem Johannes dem Täufer geweihten Kirchen befinden sich in Lautlingen und Roßwangen.

Der Ausbau der kirchlichen Organisation geht weiter. Die Bevölkerung wird zahlreicher und scheut die oft weiten Wege zur nächsten Kirche. Weltliche Herren wün-schen in ihrem Herrschaftsbereich eigene Kirchen. Dazu weckt die Missionierung neue geistliche Bedürfnisse.

Der Einfluß des Papstes in Alemannien war ursprünglich gering. Von etwa 700 an steigt er, was sich besonders in den zahlrei-chen Kirchen zeigt, die St. Peter, dem Apo-stel und nach der Tradition ersten Papst, geweiht waren. Sie wurden meist zwischen geweiht waren. Sie wurden meist zwischen 700 und 800 angelegt, vornehmlich in der letzten Hälfte dieses Zeitraums. Solche Peterskirchen finden sich bei uns in Dürrwangen, Engstlatt und Tailfingen, auch in Nusplingen, dem Obernheim, und in Schömberg, dem Ratshausen, Weilen u. d. R. und das abgegangene Kernhausen eingepfarrt waren. Auch Leidringen, zu dem Bickelsberg gehörte, hat eine Peterskirche.

Ein neuer fränkischer Einfluß zeigt sich

in Alemannien um 770 durch die Missions-arbeit der Mönche des Klosters St. Denis bei Paris. Sie gründeten die Kirche in Weilheim, die dem Dionysus Areopagita, dem ersten von Paulus bekehrten Bischof von Athen, geweiht war. Etwa gleichzeitig (770 bis 790) wurde auch die Medarduskirche in Ostdorf, zu der Geislingen als Filial gehörte, angelegt; auch sie geht wohl auf fränkischen Einfluß zurück.

Im Jahr 793 hatte das Kloster St. Gallen umfangreichen Besitz in unserer Gegend erworben. Die Schenkungsurkunde zählt sehr viele Dörfer des heutigen Kreises Balingen erstmalig auf. Die Mittelpunkte dieser Güter waren die beiden großen Fronhöfe in Frommern und in Truchtelfingen. In beiden Orten gründete das Kloster eigene Kirchen (etwa um 800) und weihte sie dem eigenen Schutzheiligen St. Gallus.

Diese Kirchengründungen waren für lange Jahrzehnte die letzten. Erst die kluniazensische Reform im 11. Jahrhundert brachte einen erneuten Auftrieb. Sie wollte das zum Teil arg verweltlichte geistliche Leben reformieren und eine neue Vertiefung und Verinnerlichung des kirchlichen Lebens bringen. Die kluniazensischen Mönche zogen sich in die unwirtlichsten Gebiete zurück, die sie in harter Arbeit urbar Mönche zogen sich in die unwirtlichsten Gebiete zurück, die sie in harter Arbeit urbar machen wollten, um so ein Gott wohlgefälliges Werk zu tun. Die Klöster St. Georgen, St. Blasien, Alpirsbach usw. wurden damals gegründet und förderten sehr stark die Besiedlung des Schwarzwalds. Unter ihrem Einfluß entstanden neue Kirchen, wie die St. Georgenkirche in Erzingen und die St. Blasiuskirchen in Endingen und Täbingen, das lange Zeit Filial von Gößlingen war. gen war.

Etwas früher noch (um 1050) wurde auch die Stefanskirche in Ehestetten gebaut, die schon 1094 schriftlich erwähnt wird. Auch die Kirche in Oberdigisheim, die dem Evangelisten Johannes geweiht ist, wurde in die-ser Zeit erstellt. Dagegen ist die Lam-prechtskirche in Meßstetten sicher erst um 1200 oder kurz danach gegründet worden.

Zeitlich nicht sicher einordnen lassen sich Zeitlich nicht sicher einordnen lassen sich vor allem die Marienkirchen, da sich Maria als Mutter des Herrn zu allen Zeiten hoher Verehrung erfreute und ihr Kirchen geweiht wurden. Solche Marienkirchen finden sich in Balingen (Friedhofskirche!), wohin auch Heselwangen eingepfarrt war, ferner in Unterdigisheim, Tieringen, Onstmettingen, Binsdorf und Dormettingen (mit Filial Dautmergen). Auch diese Marienkirchen reichen zum Teil noch in sehr frühe Zeiten zurück.

Um 1100 etwa wurde die Allerheiligen-kirche in Brittheim, die Margarethenkirche in Margrethausen und die Agathenkirche im abgegangenen Bubenhofen bei Rosenfeld geweiht.

Damit war im wesentlichen die erste Epoche der kirchlichen Organisation, wie sie uns im bereits genannten Liber decimationis von 1275 entgegentritt, beendet. Freilich stand die Entwicklung nicht still. Neben den bereits bestehenden Pfarrkirchen wurden nun immer neue Kapellen gestiftet die den bereits bestehenden Pfarrkirchen wurden nun immer neue Kapellen gestiftet, die mitunter auch Pfarrechte erhielten. Große Veränderungen brachte dann die Reformation. Darauf kann hier nicht eingegangen werden. Es muß uns genügen, mit Hilfe der Patrozinien ein Stück Kirchengeschichte unserer Heimat erschlossen zu haben. An uns liegt es, dieses große Erbe der Verganuns liegt es, dieses große Erbe der Vergangenheit zu bewahren und weiterzugeben.

Herausgegeben vom Helmat- und Geschichtsverein des Kreises Balingen Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des "Balinger Volksfreund", der "Ebinger Zeitung" und der Schmiecha-Zeltung*.

Freitag, 30. April 1954

Nummer 4

Oberhauser Hof, Schauplatz einer geschichtl. Intrigue

Von Friedrich Sanner

Wer von Balingen kommend die steile Lochensteige bis zur Paßhöhe hinaufgestiegen ist, mag wohl einen Augenblick verweilen bei dem herrlichen Ausblick, der sich seinem Auge auftut. Eingebettet in eine weite, von Bergen umrahmte Mulde sieht es einen einsamen Hof liegen, der in seiner weltabgeschiedenen Stille nicht vermuten läßt, daß hier vor 250 Jahren eine Intrige ihren Ausgang nahm, die nach dem Urteil zeitgenössischer Geschichtsschreiber das württembergische Volk teurer zu stehen kam als alle vorangegangenen Kriege. Es ist der Oberhauser Hof.

Hier wurde am 28. Januar 1711, morgens

Hier wurde am 28. Januar 1711, morgens 6 Uhr, die Reichsgräfin Wilhelmine von Grävenitz mit dem Grafen von Würben getraut. Der Tieringer Pfarrer Maurer mußte auf Allerhöchsten Befehl des Herzogs die Trauung vornehmen. Eine Abschrift dieses herzoglichen Befehls liegt heute noch bei den Akten des Tieringer Pfarramts, Es heißt da: "Von Gottes Gnaden Herzog von Württemberg... Unsern Gruß zuvor ehrsamer, lieber Pfarrer... Das ist unser Befehl: Ihr sollt unseres Geheimen Raths Grafen, den schon eingangs erwähnten Grafen von Würben mit der Frau von Grävenitz kopulieren... "Die allzeit rege Phantasie des Volkes hat um diese, zu ungewöhnlicher Zeit und an ungewöhnlichem Ort stattgefundene Heirat ihre Geschichten gesponnen und man erzählt sich in Tieringen heute noch, der Graf sei nach stattgehabter Trauung in der Frühe des Wintertages die Lochen hinabgestiegen, beladen mit einem Sack Gold, dem Lohn für die Heirat, während die jungvermählte Frau den Hofgleichzeitig nach der andern Seite verlassen habe.

gleichzeitig nach der andern Seite verlassen habe.

Es war eine Scheinehe, die damals geschlossen wurde, und sie hat Württemberg mehr denn nur einen Sack Gold gekostet. Ein seltsames Schicksal hatte die Mecklenburgerin von Grävenitz in unser Land geführt. Der Hof des württembergischen Herzogs Eberhard Ludwig zog damals wie ein Magnet Fremde aus allen Teilen des Reiches an. "Hier ist es möglich, sich zu bereichern, während es an allen andern Höfen unmöglich ist, nicht ruiniert zu werden", sagte man von Eberhard Ludwigs Hofhaltung. Im Zug der Kriegsläufte war auch der Kapitän in einem mecklenburgischen Regiment Wilhelm von Grävenitz nach Württemberg gekommen und am Hofe des Herzogs hängen geblieben. Auf den Rat seiner Frau, die den lüsternen und unbeständigen Herzog kannte, ließ er seine Schwester Wihelmine aus Mecklenburg kommen. Sie war ein blühendes, kaum zwanzigjähriges Mädchen von herrlichem Wuchs, mit aller Anmut der Jugend geschmückt. Selbst die kleinen Pockennarben im Gesicht standen ihr gut. So erschien sie 1706 in Stuttgart, bereit, ihre Rolle zu spielen. Anfangs machte freilich das fast ärmlich gekleidete Hoffräulein keinen Eindruck. Erst als sie in dem Liebhabertheater auftrat, in dem die Hofgesellschaft und selbst der Herzog mitspielte, verstand sie

ihre Reize zu entfalten. Der Herzog — der schon 9 Jahre verheiratet war und einen achtjährigen Sohn aus dieser Ehe hatte — fand Gefallen an ihr. Die Hofgesellschaft sah in der Ausländerin, die sich anschickte, die herzogliche Mätresse zu werden, ein gefügiges Werkzeug ihrer eigenen Pläne und tat alles, das Verhältnis zwischen ihr und dem Herzog zu festigen. Doch zur Überraschung der Hofpartei kam dem für naiv gehaltenen jungen Fräulein erstaunlich schnell der Verstand zu "ihrem Amt". Mit kluger Berechnung setzte sie dem Herzog scheinbar Widerstand entgegen und machte ihn so mehr und mehr zu ihrem Hörigen. Ende Juli des Jahres ließ sich der Herzog von einem jungen nichtswürdigen Theologiestudenten mit dem Fräulein von Grävenitz trauen. Trotz der Hinweise der herzoglichen Ratgeber auf Heinrich VIII. von England (der sechsmal verheiratet war) und trotz der Ausrede des Herzogs, er sei als oberster Bischof seines Landes nur seinem Gewissen Rechenschaft schuldig, war es ein klarer Fall von Bigamie.

es ein klarer Fall von Bigamie.

Das Aufsehen, das die Sache machte, war denn auch beträchtlich. Die Landstände machten Vorstellungen. Die Kirche ließ dem Herzog sogar das Abendmahl verweigern. Die Veröffentlichung eines herzoglichen Erlasses "er habe sich schon vor mehr als einem Jahr — es waren aber noch keine vier Monate her — durch priesterliche Einsegnung mit dem Fräulein von Grävenitz trauen lassen und er habe alles mit Gott und seinem Gewissen überlegt" machte den Württembergern die Doppelehe ihres Herzogs nicht schmackhafter. Dies umso weniger, als die Grävenitz, die inzwischen gegen ein Douceur von 20 000 Gulden am kaiserlichen Hof in Wien Gräfin geworden war, jährlich 12 000 Gulden angewiesen bekam. Auch für die zu erwartenden Kinder der neuen Ehe war im vorhinein etwa in derselben Höhe gesorgt. Daß auch die Helfershelfer bei diesem Spiel nicht zu kurz kamen, dafür sorgte die Grävenitz persönlich. Das Land murrte

Inzwischen war der Widerstand von seiten des kaiserlichen Hofes, der Reichsfürsten, des Papstes und der Landstände so stark geworden, daß sich Eberhard Ludwig zu Unterhandlungen bereit erklärte. Er wies die Versöhnung mit seiner Gemahlin nicht zurück, nur von der Grävenitz wollte er unter keinen Umständen lassen. Schließlich verstand er sich doch dazu, "die zweite übereilte Heirat" durch den Spruch eines Ehegerichtes für nichtig erklären zu lassen. Aber an die Entfernung der Gräfin hatte der Herzog, den Wünschen seiner habgierigen Geliebten folgend, die Bedingung einer Abfindung von 200 000 baren Goldgulden für sie geknüpft. Das war mehr als die Ausstattung sechs fürstlicher Prinzessinnen damals kostete und von dem im Krieg verarmten Land unmöglich aufzubringen. Unter dem Druck, den das Bekanntwerden eines Mordversuchs an der Herzogin, hinter dem zweifellos die Grävenitz als Anstifterin steckte, hervorrief,

wurde schließlich der Herzog zum Nachgeben bereit. Der Gräfin wurde durch kaiserlichen Befehl eröffnet, sie dürfe Württemberg künftighin nicht mehr betreten und habe sich allen Verkehrs mit dem Land zu enthalten. Es fand eine feierliche Aussöhnung mit der Herzogin statt, und die Landschaft machte aus läuter Freude dem Herzog ein Geschenk von 40 000 und der Herzogin von 10 000 Gulden. Nachdem die in die Schweiz nach Schaffhausen gereiste Grävenitz das kaiserliche Landesverbot unterschrieben hatte, schien die ganze böse Geschichte glücklich beendigt.

Aber es schien nur so. Wo ein Hof ist, ist auch ein Weg. Ein gerissener Unterhändler der Grävenitz in Wien hatte inzwischen einen abgelebten, verschuldeten böhmischen Grafen von Würben aufgetrieben, der sich gegen bar und einige Titel und Orden bereit fand, mit der Grävenitz eine Scheinehe einzugehen, die Rechte des Ehemannes aber an den Herzog abzutreten. Würben erhielt sogleich 20 000 Gulder und ferner eine lebenslange Rente von jährlich 8 000 Gulden. Um der Grävenitz einen besonderen Rang am Hofe zu sichern, machte man ihren fingierten Ehemann zum Landhofmeister. So kam sie nach kurzer Abwesenheit als Landhofmeisterin von Würben an den Stuttgarter Hof zurück — der Graf zog es vor, sein Geld in Wien zu verzehren — und entfaltete jetzt erst recht ihre unumschränkte Herrschaft. Alle Klagen der Herzogin halfen nichts. Vom Kaiser kam nur der Bescheid "er könne es keinem Herzog verwehren, die Frau seines vornehmsten Beamten, des Landhofmeisters, an seinem Hofe zu haben."

Beamten, des Landhofmeisters, an seinem Hofe zu haben."

Man war vom Regen in die Traufe gekommen. Die Landhofmeisterin — das Volknannte sie voll Ingrimm die Landesverderberin — mit ihrem Anhang regierte in Württemberg. Bald waren alle maßgeblichen Stellen im Lande mit ihren Verwandten und Kreaturen besetzt, der Herzog nur noch ein willenloser Sklave. Ein unerhörter Amterhandel riß ein. Jeder Prozeß war mit Geld zu gewinnen. Eine Herrschaft nach der andern wußte sie sich anzueignen. Als ihr in Stuttgart der Boden zu heiß wurde, erzwang sie die Verlegung des Hofes nach Ludwigsburg, das zuvor nur ein kleines Jagdhaus, jetzt mit ungeheuren Kosten zur glänzenden Residenz ausgebaut wurde. Während sich in dem verödeten Stuttgart die Herzogin unter dem Hohn des Hofes grämte, und während das Volk unter der Mißwirtschaft stöhnte, löste in Ludwigsburg ein rauschendes Fest das andere ab. Als die Mätresse in ihrem maßlosen Geltungstrieb auch noch verlangte, allsonntäglich ins Kirchengebet eingeschlossen zu werden, erwiderte ihr der Prälat Osiander, sie sei ohnehin ins Gebet eingeschlossen, nämlich in den Worten des Vaterunsers "Und erlöse uns von dem Übel".

25 Jahre dauerte die das Land zu Grunde richtende Mißwirtschaft. Die Landhofmeisterin war jetzt nahe den Fünfzig und korpulent. In ihrer Verzweiflung, die Neigung des Herzogs zu verlieren, griff sie zu allerlei abergläubischen Mitteln, die, dem Herzog hinterbracht, ihren Fall beschleu-

nigten. Mitten in der Nacht wurde sie auf ihrem Gut Freudenthal aus dem Bett ge-holt und zuerst nach Urach, dann nach Heidelberg gebracht. Eine starke Bedeckung mußte sie vor der Wut des Volkes schützen. Dort hielt sie sich bis zum Tode des Her-zogs im Besitz des ihr gelassenen Reich-tums auf.

In der Stille der herben Alblandschaft steht heute der Oberhauser Hof. Unberührt von den Schatten der Geschichte gehen seine Bewohner ihrem bäuerlichen Tagwerk nach. In den Mauern des einst herrschaftlichen Hauses spuken, so erzählen sich geheimnisvoll die Bauern, die Gespenster derer, die hier vor 250 Jahren ihre Rolle spielten. In der im Seitenflügel des Hauses untergebrachten Kapelle, in der einst die Grävenitz in der Frühe eines dunklen Wintertages getraut wurde, steht heute altes Gerümpel und die Ratten sind seine einzigen Bewohner. Durch die kahlen Gänge geht der Geist der Landhofmeisterin. Wann wird er Ruhe finden? werk nach. In den Mauern des einst herr wird er Ruhe finden?

Eine Polizeiordnung für Ebingen vor 200 Jahren

Von Dr. W. Stettner

Wenn heutzutage irgend etwas nicht in Ordnung ist, rufen wir nach der Polizei. Sie soll Nachtruhestörungen ebenso verhindern wie verkehrswidriges Verhalten, für Sicher-heit von Personen und Sachen sorgen. Diese hauptberufliche städtische und staatliche hauptberufliche städtische und staatliche Polizei ist eine Errungenschaft der letzten 100 Jahre.

Früher wurden die Aufgaben der Polizei größtenteils von den Bürgern selbst wahrgenommen. In Ebingen bestand hiefür das sog. Feuerschauergericht, auch kurz die Feuerschauer oder das Untere Gericht genannt. Es setzte sich aus einem sog. Schultheißen und zwölf Feuerschauern zusammen. Der Schultheiß ist nicht zu verwechseln mit dem Schultheißen, der bis 1659 an der Spitze der staatlichen und städtischen Verwaltung Ebingens stand und der dann den Namen Amtmann erhielt, oder mit dem Stadtschultheißen, der im 19. Jahrhundert die Geschicke der Stadt zu lenken hatte. Er war einer der zwölf Richter. Von den zwölf Früher wurden die Aufgaben der Polizei war einer der zwölf Richter. Von den zwölf Feuerschauern wurde alle zwei Jahre die Hälfte neue gewählt (man hatte also schon damals das rollierende System).

Hälfte neue gewählt (man hatte also schon damals das rollierende System).

Die ursprüngliche Aufgabe der Feuerschauer bestand, wie der Name besagt, darin, die Bestimmungen und Maßnahmen zum Schutz der Bürgerschaft gegen Feuer zu überwachen. Das war eine wichtige und schwierige Aufgabe in einer Zeit, wo die Häuser noch durchweg aus Holz erbaut waren und es noch kein elektrisches Licht gab. Darüber hinaus hatten die Feuerschauer Wege, Straßen und Brunnen zu überwachen, besonders gegen Beschädigung und Verunreinigung zu schützen, und bildeten auch eine Art Sittenpolizei. Ein "Staat und Ordnung Wornach sich das untere Gericht oder die so genannten Feuer Schauer in Zukunft zu richten haben. Aufgericht an Hilary 1749" (aufbewahrt im Staatsarchiv Ludwigsburg) gibt einen guten, oft ergötzlichen Einblick in das Leben unserer Stadt vor 200 Jahren. Das Collegium, heißt es in der Einleitung, sei aufgerichtet worden zur Beförderung der Ehre Gottes, Abstellung des Bösen und Erhaltung guter Polizey. Die Feuerschauer hatten das Recht und die Pflicht zu rügen, d. h. zu straßen und die verhängten Straßelder in vielen Fällen sofort einzuziehen. Dieses Recht hatten sie oft mißbraucht, manchmal zum Nutzen ihrer Straßkasse, die sie miteinander verzehren und vertrinken durften; oft drückten sie auch bei Entrichtung der Straße ein Auge zu und ließen späte Zecher noch bei ihrem Glas Wein sitzen. Darum werden sie in einer Ziffer ihrer neuen Ordnung gemahnt: Um den Eindruck zu verwischen, als straften die Feuerschauer mehr für ihr üppiges Zehren als für die Ehre Gottes und Absteleiner Ziffer ihrer neuen Ordnung gemannt: Um den Eindruck zu verwischen, als straften die Feuerschauer mehr für ihr üppiges Zehren als für die Ehre Gottes und Abstellung des Bösen, soll die bisherige Zehrung in des (Feuerschauer-)Schultheißen Haus, besonders an Sonntagen vor und nach ihren in des (Feuerschauer-)Schultheißen Haus, besonders an Sonntagen vor und nach ihren Versammlungen, bei Straf verboten sein. Die verhängten Strafen sollen ihnen als Belohnung bleiben; die sollen sie in einer Sportulbüchse verwahren und quartalsoder jahrweise zu gleichen Teilen verteilen. Es bleibt ihnen unverwehrt, zu seiner Zeit und außerhalb der Convente in kolle-

gialischer Harmonie miteinander ein Glas Wein zu trinken oder ein Essen zu genie-ßen, aber ohne Uppigkeit. Das bisher übliche Zutragen von Essen und Trinken vor die Weiber des Schultheißen und Amts-schreibers (der Feuerschauer) soll ganz ab-geschafft werden, ebenso das Volltrinken.

Als Feuerschauer haben diese Männer das Recht, alle Häuser der Stadt ausnahmslos zu überprüfen; der Wunsch, die Stadt vor Feuer zu bewahren, duldete keine Rücksicht auf Amt oder Stand. Dagegen als Aufsicht über die sonetiste Aufsicht über die sonetiste Aufsicht über die sonstige Zucht und Ord-nung hatten sie vor den Häusern der geist-lichen und weltlichen Obrigkeit Halt zu machen, "mithin sich nicht unterstehen denenselben wie auch denen übrigen Honoratioribus oder deren Kindern oder Gesinde verbieten und dieselben rügen zu wollen". Unter die "Honoratioren" werden gerechnet der Stabsbeamte (Amtmann), die beiden Gesitlisbeamte (Amtmann), die beiden Gesitlisbeamte net der Stabsbeamte (Amtmann), die beiden Geistlichen, das ganze Stadt- oder Obergericht, die Stadtschreiberei, Präzeptorat und die übrigen Schulbedienstetenhäuser wie auch dieser Personen Ehefrauen, Wittiben, Kinder und Ehehalten (= Gesinde).

Bei der Wiedergabe der Bestimmungen werden auch die Strafen für die einzelnen Übertretungen mitgenannt, nicht weil sie an sich wertvoll wären, aber sie zeigen uns, welche Tatbestände als leicht und schwer angesehen wurden (2 s. = 2 Schilling).

I. Fälle, wobei den Unterrichtern die be-stimmten Strafen statt einer Belohnung zukommen:

A 1. Wer zu spät, wenn der Geistliche schon auf der Kanzel oder bei Kinderlehre vor dem Altar steht, in die Kirche kommt, zahlt 2 s

2. Welche Mannsperson nicht den Hut vor dem Eintritt in die Kirche abnimmt und also bedeckten Hauptes in die Kirche kommt 2 s.

3. Wer in der Kirche schläft oder schwätzt auf der Orgel ist besonders acht zu geben) 2 s.

4. Wer auf die Orgel stent, so man auf gehört oder von der Obrigkeit Erlaub-Wer auf die Orgel steht, so nicht dar-

5. Eltern, die kleine Kinder, die weinen oder sonst Getöse machen, in die Kirche mitnehmen oder in der Kirche herumlaufen lassen 2 s.

6. Weiber, die in der Kirche um den Vorsitz streiten oder deswegen einander drükken und drängen (solcher Streit soll vor den Kirchenkonvent gebracht werden) 3 s.
7. Wer von Bürgern gleich nach der Hoch-

28. Wer von Burgern gleich nach der Hochzeit ohne Mantel in der Kirche erscheint 1 s.

8. Wer an Sonn- und Feiertagen (abgek. SF), auch monatlichen Buß- und Bettagen, während der Kirche auf der Gasse betreten wird außer im höchsten Notfall, der aber bewiesen werden muß 3 s.

bewiesen werden muß, 3 s.

9. Wer an SF unerlaubt über Feld geht 9. Wer an und reist 5 s.

10. Ein Schmied, der an SF (außer im Notfall fremden Reisenden) ein Pferd be-schlägt 5 s., und der, dem das Pferd gehört,

11. Wer an SF vor oder nach dem Gottes-dienst Gras mäht und hereinträgt, weil das alles an Werktagen geschehen kann, 3 s.

12. Wer an SF unter dem Gottesdienst im Wirtshaus betreten wird, dabei jedoch nicht spielt (sonst anzuzeigen beim Amtmann) 3 s.

13. Wer um des Viehsalzens willen bei der Ehestetter oder Galtherde den Gottes-dienst versäumt (Angabe fehlt).

14. Handelsleute und Krämer, item Zeugund Bortenmacher und dergl. Gewerbsleute, die an SF ihren Laden öffnen oder etwas verkaufen, es sei denn im Notfall für Kranke oder Fremde, 10 s.

15. Eltern, die ihre Kinder an SF unter dem Gottesdienst herumlaufen lassen, durch deren Geschrei die daheim Bleibenden an ihrer Hausandacht gehindert werden, für jedes Kind 2 s.

16. Ledige Töchter, die an Freitagen oder monatlichen Buß- und Bettagen vor der Predigt oder Kinderlehre zu Stuben gehen

17. Wer an SF Krautblätter und dergl. für das Vieh vom Feld oder Gärten hereinträgt 2 s. — Gartengewächs zum Speisen zu holen ist vor und nach dem Gottesdienst erlaubt.

erlaubt.

18. Müller, die an SF, auch monatlichen Buß- und Bettagen, unter dem Gottesdienst mahlen, auch Kunden, die in solcher Zeit sich in Mühlen befinden, außer im Notfall bei knappem Wasser, 5 s.

19. Fuhrleute, die an SF aus- und über Land fahren 10 s.

20. Das besondere Ausfahren mit Roß und Vieh auf die Weide an solchen Tagen, außer bei krankem Vieh, für jedes Stück Vieh 1 s.

21. Bäcker, die an S für Kunden bakken 5 s.

ken 5 s.

22. Wer an S Tuch zum Bleichen auslegt, item wer Wäsche an Zäunen, Hecken und vor den Häusern aufhängt 5 s.

23. Wer unter der Freitagspredigt oder Kinderlehre einen Laden öffnet, drischt, fährt, reitet oder sonst wandelt 3 s.

24. Wer an S in die Nüsse, Erd-, Himbeeren und dergl. hinausläuft 3 s. — An F, jedoch erst nach den beiden Gottesdiensten mag's passieren.

addit eist hach den beiden Gottesdiensten mag's passieren.

25. Wer an SF sich im Pferch betreten läßt, er sei fremd oder einheimisch 5 s.

26. Wer an SF mit Gütern, Vieh u. a. handelt 15 s.

B Feuerrugungen

1. Wer bei Licht drischt 10 s.

2. Wer mit bloßen Lichtern in Ställen oder an anderen gefährlichen Orten im Haus gesehen wird 10 s.
3. Wer an dergl. Orten Tabak raucht 10 s.
4. In welchem Haus ein wüster Kamin oder eine gefährliche Feuerstatt gefunden wird 5 s. wird 5 s

Wer seine Küche nicht mit Platten oder Backsteinen besetzt 10 s.

6. Wer Kammern oder Gänge im Haus, unter denen Stroh liegt, nicht so besetzt 5 s.
7. Wer eine Wasch im Haus hält 15 s.
8. Wer ein böses oder gar kein Ofen-

eisen hat 5 s.

9. Wenn in einem Ofen großes, dürres Holz oder über drei Scheiter gefunden werden 2 s. 10. Wer Feuer über die Straße trägt außer

10. Wer Feuer über die Straße trägt außer in einem Hafen und zugedeckt 5 s.

11. Wenn Heu oder Stroh an einem Kamin gefunden wird (es muß wenigstens zwei Schuh davon liegen) 10 s.

12. Wo Heu und Stroh zu einem Laden heraussteht oder sonst an einem anderen Ort gesehen wird 5 s.

13. Wer bei Licht hechelt oder im Haus schwinget 10 s.

schwinget 10 s.

14. Jeder Bürger soll wenigstens eine gute Laterne im Haus haben bei Strafe von 3 s.

Wer keinen guten Feuerkübel hat 3 s. 16. Wer an Jahrmärkten und in knappen Zeiten kein Bürgerwasser im oder vor dem und die, die darein wandeln 5 s

Haus hat 5 s.

17. Wer an SF unter dem Gottesdienst keine tüchtige Person im Haus läßt, durch Kinder leicht Feuer ents entstehen könnte, 5 s.

C Brunnenrugungen

1. Wer ob einem Brunnen sudelt oder

1. Wer ob einem Brunnen sudelt oder was Unsauberes hineinstößt 3 s.
2. Wer beim Waschen von Salat und dergl. den Unrat im Brunnen läßt 3 s.
3. Wer Weiden in den Brunnen legt, sie darin zu weichen, weil das Vieh dadurch am Trinken gehindert und der Brunnen unsauber wird (Angabe fehlt).

4. Wer Pferde, die an einen Karren oder Wagen angespannt sind, ob einem Brunnen trinken läßt 10 s.

5. Wer mutwillig etwas am Brunnen rui-niert oder etwas Schädliches hineinwirft, soll vor dem Amt angezeigt werden.

D Weg- und Straßenrugungen

Wer ein Pferd von Martini bis Lichtmeß über den Brunnen oder sonst frei laufen läßt und es nicht führt 5 s.
 Wer beim Aus- und Einfahren einer Herde Vieh unter derselben fortreitet oder

-fährt und nicht stillhält, bis das Vieh vor

3. Wer einen Wagen, Karren oder Pflug und Egge an Wochen- und Jahrmärkten vom Oberen Tor an bis zum Marktbrunnen

auf der Gasse stehen läßt 5 s.

4. Wenn einer einen aufgefleischten Pflug

in der Stadt oder anderswo stehen läßt 3 s. 5. Wer mit einem Wagen oder Karren an einen Brunnen fährt, außer dem Ersatz des

Schadens, 10 s.
6. Wer eine Miste zu nahe an die Stadtmauer oder andere Gebäude setzt, wovon man mindestens zwei Schuh weg bleiben muß, 10 s.

7. Wer auf öffentlichen Gassen eine Holzbeige hat, groß oder klein, 5 s.

8. Wer hinter den Stadtmauern im Zwin-

8. Wer hinter den Stadtmauern im Zwinger den Wandel versperrt, etwas Unreines in den Weg wirft oder ihn hinter seinem Haus und Garten nicht säubert und reinhält, jedesmal 5 s.

9. Wer einen Wagen oder Karren mit Heu, Öhmd und Stroh über Nacht unabgeladen auf der Gasse stehen läßt und nicht in die Scheuern fährt 10 s.

in die Scheuern fährt 10 s.

E Gemeine Rugungen

1. Wenn die Bürgerschaft durch Läuten der Glocke auf oder vor das Rathaus be-rufen wird, sollen die Feuerschauer sich verteilen, die Häuser visitieren, und wen sie als einen Ungehorsamen zu Haus oder

sonst antreffen, jedesmal strafen um 10 s.

2. Wer bei solchen Versammlungen ohne
Mantel auf oder vor dem Rathaus er-

scheint 2 s.

3. Wer den Hut oder die Kappe bei solchen Versammlungen aufsetzt, solange et-was publiziert wird oder der Beamte mit der Bürgerschaft redet, weil dies wider den "Wohlstand" und des fürstl. Beamten Respekt läuft 2 s.

4. Wer beim Däuten der Abendbetglocke nicht sein Haupt entblößt, mithin nicht wenigstens äußerliche Andacht zum Gebet

zeigt 2 s.
5. Wer an Wochenmärkten mit Schmalz, Eiern und dergl. nicht herein in die Stadt geht, sondern etwas draußen in den Vor-städten verkauft, Käufer und Verkäufer

städten verkautt, Kauier und Verkaute je 2 s.
6. Welches Weib (ausgenommen Witt-frauen) an Wochenmärkten unter das Kauf-haus läuft, Kernen oder sonst etwas zu kaufen, weil das für die Männer gehört, 2 s.
7. Wer in die Torstüblein geht oder unter den Toren besonders an SF sich versam-melt, weil es gnädigster Herrschaft ver-boten wurde, 5 s.
8. Wer unerlaubterweise eine Lichtstube hält 15 s.

9. Wer hinter der Stadtmauer seine Cloac (Abort) nicht mit Backsteinen oder wenigstens einem guten bretternen Schlauch ver-sieht und unten mit einem Kasten einfaßt damit Gestank und Unlust für Fremde und

damit Gestank und Unlust für Fremde und Einheimische verhütet werde 10 s.

10. Diejenigen, die erst nach 4 Uhr zu einer Hochzeit ins Wirtshaus gehen, weil das verursacht, daß es hernach zu spät in der Nacht währt 3 s.

II. Klasse. Die Feuerschauer sollen auch auf diese Laster genau achten, aber nicht von sich aus bestrafen, sondern vor Amt bringen, damit es vom Stabsamt oder Gericht oder dem gemeinschaftlichen Kirchenkonvent erörtert werden kann.

1. Sie sollen auf das einreißende Spielen achten, womöglich gar SF mit Spielen und Kegeln zu entheiligen. Verdächtige Wirtshäuser sollen sie fleißig visitieren.

2. Gegen Flucher, Schwörer und Gotteslästerer soll in Zukunft der Kirchenkonvent einschreiten.

einschreiten.

einschreiten.
3. Die, die an SF auf dem Handwerk arbeiten, item Färber, Gerber u. a., die mangen, färben, walken, Hafner, die Gläschen(?) aussetzen, ein- und austragen, überhaupt alle, die werktägliche Arbeit verrichten und sogar zum Hausieren hinauslaufen.
4. Die Wildschützen, die an SF in die

freie Pürsch gehen und bisweilen auch des Gottesdienst versäumen.

5. Wer über die Zeit in Wirtshäusern oder auf der Gasse sich betreten läßt, besonders ledige Burschen, die johlen und schreien.

Wer bei Hochzeiten oder sonst sich verkleidet und bei der Mummerei ange-troffen wird.

7. Wer sich volltrinkt.

8. Wer geistliche oder weltliche Obrig eit lästert und ihnen oder den Ihrigen Übles nachredet

Wer sich untersteht, trotz oftmaligen Verbot an Hochzeiten beim Kirchgang oder

in der Neujahrsnacht zu schießen.

10. Wer bei Tänzen oder sonst unnötige Händel und Gezänk oder gar Schlägereien

11. Metzger, die an SF Kälber aufsuchen 11. Metzger, die an SF Kälber aufsuchen kaufen oder hinaushetzen, sollen, wenn sie fremd, auf der Stelle angehalten und vor Amt gebracht, die hiesigen, wenn sie ar solchen Tagen Vieh von der Fremde hereinbringen, angezeigt werden.

Auch von den Strafen, die Amtmann Gericht oder Kirchenkonvent verhängen würden, sollten die Feuerschauer einen Anteil erhalten.

Anteil erhalten.

Diese Ordnung sollte alle zwei Jahre beim Vogtgericht verlesen werden.

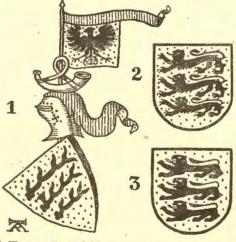
Die Landesfarben im Wandel der Jahrhunderte

Von Kurt Rockenbach

Das Wappen der Grafen von Württemberg (etwa 1080—1495) zeigte in Gold drei schwarze Hirschstangen (Abb. 1), das des untergegangenen staufischen Herzogtums Schwaben 1080-1268) in Gold drei schwarze "Löwen" (Hohenstaufen), Abb. 2. Der in schwaben 1080-1268) in Gold drei schwarze "Löwen" (Hohenstaufen), Abb. 2. Der in dem Gedicht von Justinus Kerner "Preisend mit viel schönen Reden" verherrlichte Graf Eberhard der Ältere ("im Bart") (1457 bis 82 als Graf), erster Herzog von Württemberg (1482-96), ließ bei seiner Belehnung mit der Herzogswürde 1495 den bei der Martinskirche in Worms aufgestellten Stuhl des Kaisers Maximilian, den damaligen Turnierbräuchen nach, dreimal mit einer schwarz-gelben Fahne "berennen", in denselben Farben war — mit Sicherheit erst im 15. Jahrhundert — auch die "Reichssturmfahne" gehalten. Sie zeigte im goldenen Feld einen schwarzen Reichsadler, darüber einen roten "Schwenkel" (Abb. 1 als Helmzier).

zier).

Über die Entwicklung der Farben geben die beste Auskunft die Schnüre, mit denen die herzogliche und später die königliche Kanzlei die Siegel an ihren Urkunden befestigen ließ. Die Landtagsabschiede von 1594 und 1595 tragen noch Schnüre in Schwarz-Gold (=Gelb), die von 1599, 1605,



Wappen Graf Ulrichs III, von Württemberg mit der Reichssturmfahne als Helmzier;
 Staufer-Wappen;
 Baden-Württemberg, neues Wappen von 1953.

1607, 1620 und 1662 solche in Rot-Schwarz-Gold, weil 1593 mit Friedrich I. die Mömpelgarder Linie, die im roten Feld zwei goldene Barben führte, zur Regierung gelangt war und diese Farben nun mit den württembergischen verschmolzen wurden. Vierfarbige Schnüre zeigten erstmals Urkunden unter Herzog Johann Friedrich (1608—1628) und später wieder die Landtagsabschiede von 1733, 1738, 1739, 1744 und 1770. Das Rot-Weiß des Schwäbischen Kreises, dessen Direktorium der ieweils regieses, dessen Direktorium der jeweils regierende Herzog führte, war hinzugekommen und ebenfalls mit den früheren Farben nun zu Rot-Schwarz-Gelb-Weiß verschmolzen worden. Rot-Weiß bezw. Rot-Silber war die worden. Rot-Weiß bezw. Rot-Silber war die ursprüngliche Stauferfarbe und außerdem die Farbe der durch den Staufenkaiser Heinrich VI. eingeführten Kreuzesfahne. Bei der prächtigen Vertragsurkunde des Schwäbischen Bundes aus dem Jahre 1500 sind die Siegel von 86 Vertragspartnern an weiß-roten Schnüren miteinander verbunden. den.

Das frühere Rot-Schwarz-Gold, nicht Schwarz-Rot-Gold, taucht erst wieder un-ter dem ersten württembergischen König Friedrich (1806—1816) auf. Wir finden es in den Kokarden bei Armee und Beamten-schaft. Die silberne Verdienstmedaille des Feldzuges von 1815 wird jedoch am rot-gelb-schwarzen Bande getragen Nur Rotreidzuges von 1815 wird jedoch am rot-gelb-schwarzen Bande getragen. Nur Rot-Gold zeigt die Schnur an der Verfassungs-urkunde des gleichen Jahres. 1819 ist sie wiederum rot-schwarz-gelb, obgleich König Wilhelm (1816—1864) bei seinem Regie-rungsantritt die Farben auf Schwarz-Rot heschrönkt hette. beschränkt hatte.
Diese Farbenzusammenstellung ist heral-

Diese Farbenzusammenstellung ist heraldisch falsch, weil Farbe nicht neben Farbe, sondern nur neben "Metall" — Gold oder Silber = "Gelb" oder "Weiß" — stehen darf. Vielleicht bestimmte eine Vereinbarung auf dem Wiener Kongreß, Schwarz-Gold als Farben des alten Reiches dem Kaisergeschlecht der Habsburger zu überlassen. das die Farben bis in die jüngste Kaisergeschlecht der Habsburger zu überlassen, das die Farben bis in die jüngste Zeit führte. Die Annahme, daß diese heraldisch unrichtigen Farben dem Wahlspruchband des königlichen Wappens entnommen sind, das auf der Rückseite schwarz war und auf der roten Vorderseite in goldnen Lettern den bekannten Spruch "Furchtlos und treu" zeigte, dürfte am wahrscheinlichsten sein. Im Dekret hierzu heißt es: "vorn

purpurnes, hinten schwarzes Band".

Noch bis 1820 blieben die württembergischen Grenzpfähle, Schranken und Wegstöcke schwarz-gelb. Auch die Farben des Königshauses (Königsstandarte: Schwarze Hirschstangen auf gelbem Grund) und die der Residenzstadt Stuttgart selbst ("steigende" schwarze Stute in Gold) blieben weiterhin Schwarz-Gelb. Schwarz-Rot war etwas Fremdes. Erst in den vierziger Jahetwas Fremdes. Erst in den vierziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts setzte es sich durch. Der historische Landtagsbeschluß von 1953 aber hat uns durch seine Korrektur die traditionsgebundenen alten

Farben Schwarz-Gold und als Staatswappen für das wiedervereinigte Land Baden-Württemberg das alte staufische Wappen wiedergegeben. In dem aus mehrjähriger Zusammenarbeit der staatlichen Archive Stuttgart, Karlsruhe und Sigmaringen hervorgegangenen neuen Staatswappen ist die ursprüngliche Panther- bezw. Leonardenursprüngliche Panther- bezw. Leoparden-form der drei "Löwen" mit Absicht kräftiger betont worden.

Quellen: Dr. Karl von Seeger, "Zweitausend Jahre schwäbisches Soldatentum", Stuttgart 1937; "Illustrierte Geschichte Württembergs", Stutt-gart 1886.

Ernstes und Heiteres aus dem Leben eines Schulmeisters

Von Pfarrer Gaß

Vorbemerkung
Hauptsächlichste Quelle ist ein kleines
Büchlein, das ein Sohn des Schulmeisters,
Pfarrer Wilhelm Schick, im Jahre 1875 herausgegeben hat unter dem Titel "Der alte
Schulmeister". Was er darin schreibt, hat
er teils miterlebt, teils vom Vater mehr als
einmal gehört. Die Bekanntschaft damit
verdanke ich Herrn Manfred Schick in
Halle an der Saale, der ein Leben lang unermüdlich den Stammbäumen und Geschikken der Schick-Familien nachgeforscht hat. ken der Schick-Familien nachgeforscht hat. Weiteren Stoff lieferten Akten von Engstlatt, Bitz und Ebingen sowie vom Staats-archiv Ludwigsburg. Die Darbietung ent-hält nichts, was "zur Ausschmückung hinzu erfunden" wöre

Der Bauer und Ölmüller Johann Martin Schick in Bitz (1737—1820) muß eine Bären-kraft gehabt haben. Einen Scheffelsack voll

schick in Bitz (1737—1820) multi eine Barenkraft gehabt haben. Einen Scheffelsack voll
Gips konnte er sich ohne fremde Hilfe auf
die Achsel heben und wegtragen. Er brachte
es fertig, eine für vier Pferde geladene
Holzfuhre, sich rücklings unter den Wagen
legend, mit hochgestemmten Beinen nach
rechts oder links zu wenden. Auch hat er
einmal einen Eber, der auf engem Weg im
Kornösch gegen ihn anstürmte, mit einem
Streich niedergeschlagen.

Als Bürgermeister (so nannte man damals nicht die Ortsvorsteher, sondern die
Gemeinderechner, spätere Gemeindepfleger) wurde er einmal von der Gemeinde
nach Stuttgart geschickt, um bei der Regierung eine Klage wegen Wildschadens persönlich vorzubringen. Das bedeutete hin
und zurück je einen Fußmarsch von mindestens 15 Stunden. Drunten mußte er zwei
Tage auf Bescheid warten. Als Aufwandsentschädigung verrechnete nachher der
sparsame, biedere Mann alles in allem 14
Batzen 56 Kreuzer = 1 M 68 Pfg Für sparsame, biedere Mann alles in allem 14
Batzen = 56 Kreuzer = 1 M 68 Pfg. Für
unterwegs hatte er sich einen Brotlaib mitgenommen und Brunnenwasser dazu getrunken.

Einfache Lebenshaltung war auch sonst seine Art, obwohl er für damalige Bitzer Verhältnisse nicht als unbemittelt zu gelten Verhältnisse nicht als unbemittelt zu gelten hatte. Immerhin scheint seine Ölmühle baulich nicht mehr ganz auf der Höhe gewesen zu sein. Ob diese im Bauernhaus selbst oder in einem eigenen Gebäude untergebracht war, läßt sich aus dem Wortlaut der Akten nicht mehr sicher entnehmen. Aber soviel steht fest, daß schon im Jahr 1828 sein Nachfolger auf der Ölmühle ihretwegen beim Ruggericht versprechen mußte, sie "in kurzer Zeit in unklagbaren Stand bringen" zu wollen. Wahrscheinlich hat sich das dann aber gar nicht mehr gelohnt, sei es wegen zu hoher Baukosten lohnt, sei es wegen zu hoher Baukosten oder wegen geringerer Inanspruchnahme bei nachlassendem Anbau von Flachs, Hanf und Raps. Denn im Winter 1828/29 wurde die Ölmühle abgebrochen. Möglicherweise hat der alte Ölmüller diese Entwicklung der Dinge vorausgesehen und wäre in diesem Fall als "weitblickend" zu beurteilen. Besagte Ölmühle stand übrigens, obwohl in Bitz, auf Ebinger Boden, kraft Kaufvertrags von 1386 zwischen Ebingen und den

Rittern von Liechtenstein (ob Neufra), weshalb die Stadt aus ihr einen jährlichen Urhalb die Stadt aus ihr einen jährlichen Urbarzins (Grundsteuer) von 24 Kreuzer anzusprechen hatte. Als frommer Christ suchte der Ölmüller auch seine Kinder dementsprechend zu erziehen. Und von seiner zweiten Ehefrau wissen wir, daß sie viel mit ihren Kindern betete, in der Kammer, aber auch im Wald. Etliche junge Handwerker von Bitz hatten, wahrscheinlich "auf der Walz" in der Fremde, mit "aufgeklärten" Geistern Bekanntschaft gemacht und allerhand Schriften und Bücher heimklärten" Geistern Bekanntschaft gemacht und allerhand Schriften und Bücher heim-gebracht, die in deutscher Sprache wieder-gaben, was französische Denker als der Weisheit letzten Schluß herausgefunden hatten: es gibt im ganzen Weltall, unsere winzige Erde mit eingeschlossen, nichts an-deres als toten Stoff (Materia; daher "Mate-rialismus") nicht Geist nicht Seele nicht deres als toten Stoff (Materia; daher "Materialismus"), nicht Geist, nicht Seele, nicht Gott. So hatte zum Beispiel eine Schrift von Lamettrie den Titel "Der Mensch als Maschine". Auch von den Schriften des bekannten Franzosen Voltaire, der mit beißendem Spott gegen Bibel, Vorsehungsglauben und Kirche zu Felde zog, hatten jene jungen Handwerker etwas mitgebracht.

Um diesen Lesestoff versammelten sie sich nun im Winter nach Feierabend, um sich draus zu belehren. Der Ölmüller hat sie einmal dabei überrascht und ist darob nicht weniger erschrocken als die jungen Wahrheitssucher, denen er nun "ufrichtig und gradraus die Hölle heiß machte": "Ihr versündiget euch an euren und eurer Kinder

Seelen!"
"Solange der Unschick im Stall bleibt und nicht den Weg in die Kammer hinauf findet, ist es nie ganz lätz!"sagte und sagt man in Bitzer Bauernhäusern. Beim Ölmüller hat der Unschick den Weg auch in die Kammer gefunden. Nach achteinhalbjähriger Ehe wurde ihm die Frau durch den Tod entrissen, nachdem drei von den fünf Kindern ihr im Tod vorangegangen waren. So

entrissen, nachdem drei von den funf kindern ihr im Tod vorangegangen waren. So stand der Witwer da mit einer 7½ jährigen Tochter und einem 1½ jährigen Büblein, das dann aber auch nicht ganz sechs Jahre alt wurde. Aus der zweiten Ehe mit der von Onstmettingen gebürtigen Justine Regine geb. Mezger entstammten sieben Kinder. Auch von diesen hat der Ölmüller drei überleht darunter sinen verheirsteten Schn

der. Auch von diesen hat der Ölmüller drei überlebt, darunter einen verheirateten Sohn, der bei seinem Tod sieben unversorgte Kinder zurückließ. Der zweiten Ehefrau hat er gleichfalls ins Grab nachsehen müssen, worauf er mit einer Bitzer Witwe eine dritte, kinderlos gebliebene Ehe einging.

Johannes, geboren in Bitz am 2. Februar 1771, aus zweiter Ehe des Vaters das zweite Kind, dem wir im Folgenden besondere Beachtung schenken wollen, hat es also schon von Jugend auf vor Augen gehabt: "Unser Leben fähret schnell dahin, als flögen wir davon, und wenn's köstlich gewesen ist, so ist's Mühe und Arbeit gewesen". Aber zeitlebens blieb er dankbar für den Segen, den er vom Elternhaus mitbekam durch das ihm dort vorgelebte Beispiel von Zucht und Ordnung, von Rechtschaffenheit und Fleiß und von schlichter, aufrichtiger Frömmigkeit.

Fortsetzung folgt.

Die Waldentwicklung der Zollernalb

Von Forstmeister Scheel

(Schluß)

In meinen kurzen Ausführungen, denen man forstlich noch vieles beifügen könnte, sollte dargestellt werden, wie die Waldverhältnisse vor über 100 Jahren waren und wie wir sie heute sehen. Daß die Forstwirtschaft in ihrer Entwicklung nicht stehen geblieben ist, geht aus den Zeilen und vor allem aus den letzten Übersichten hervor. Es sei nur an die Jahre nach den beiden Weltkriegen erinnert. Ohne das Waldden Weltkriegen erinnert. Ohne das Waldvermögen, das unsere Vorfahren seinerzeit durch bewußten Verzicht auf eine rege Aufforstungstätigkeit geleistet haben — so hat Bitz gegenüber 1840 eine Zunahme von 1800 W. Ostfarttingen von 1810 W. und Teile hat Bitz gegenüber 1840 eine Zunahme von 180 %, Onstmettingen von 151 % und Tailfingen von 176 % zu verzeichnen —, wäre es in den jeweiligen Nachkriegsjahren nicht möglich gewesen, der Bevölkerung durch Zuteilung von Holz über die härteste Not hinweg zu helfen (vergl. Gesamtanfall). Abgesehen von den bitteren Einschlägen für fremde Mächte haben die Gemeindewälder mit ihrem Nadelholz viel zum raschen Wiederaufbau beigetragen und daneben zu Einkünften verholfen, die den Gemeinden und damit der Allgemeinheit infolge ihrer Stetigkeit sehr zu Nutze kamen und noch kommen werden. und noch kommen werden.

und noch kommen werden.

Daß der Wald unser Klima auf der Alb verbessert durch Abhalten rauher Winde, Verhinderung der Errosion in Verbindung mit der Zurückhaltung plötzlichen Wasserabflusses und damit Erhaltung der Feuchtigkeit zum Nutzen aller und insbesondere der Landwirtschaft, sei nur nebenbei aufgeführt. Über diese Bedeutung des Waldes sind in den letzten Jahren umfangreiche Untersuchungen allerdings in anderen Ge-

bieten angestellt worden. Ich erwähne nur die Talsperren des Ruhrgebietes für Deutschland, die Schutzwälder der Alpen-länder und den Kampf der Vereinigten Staaten gegen die Sandstürme in ihren Agrargebieten, die man durch großzügige Aufforstungen bannen will.

Aufforstungen bannen will.

Die an den Anfang dieser Betrachtung gestellte Befürchtung, daß unser naturgegebener Wald seines Laubholzcharakters entblößt werde, kann der aufmerksame Beobachter in der Natur an Ort und Stelle selbst zerstreuen, denn heute werden die Erstaufforstungen des vorigen Jahrhunderts, die zum Hieb aus irgendwelchen Gründen heranstehen, aber auch die neueren Aufforstungen als Mischwald nachgezogen. Hierbei findet das Laubholz, insbesondere die standortsgemäße und für die Alb zur Erhaltung der Bodenkraft notwendige Buche, die ihr zukommende Berücksichtigung. Allerdings wird von dem modernen Forstmann verlangt, daß er durch gewollten Mischwald versucht, den Massenertrag der früheren reinen Buchenbestände zu verbessern. Daß der Boden diese Leistung ohne Schwächung fertig bringt, habe ich angedeutet und ist aus der Ertragsübersicht zu ersehen. Die Hebung des Waldertrags auf Grund der heutigen Erkenntnisse sind wir unseren Nachfahren schuldig so wie es unsere Vorväter schon des Walderträgs auf Grund der neutigen Erkenntnisse sind wir unseren Nachfahren schuldig, so wie es unsere Vorväter schon durch Umstellung auf die Hochwaldwirt-schaft für uns erreicht haben.

Herausgegeben vom Heimat- und Geschichtsver-ein des Kreises Balingen Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des "Balinger Volksfreund", der "Ebinger Zeitung" und der "Schmiecha-Zeitung".

Samstag, 29. Mai 1954

Nummer 5

Die Balinger Kirchen und Kapellen im Mittelalter

Von Dr. Wilhelm Foth

Der wuchtige Quaderturm der Friedhofskirche und die spätgotische Stadtkirche sind zwei der wenigen mittelalterlichen Baudenkmäler, die uns beständig an die alte ehrwürdige Geschichte unserer Stadt erinnern. Viele, viele Generationen sind in diesen Kirchen getauft, konfirmiert, getraut und schließlich von hier aus beerdigt worden. So ist es wohl berechtigt, wenn wir uns einmal mit der Geschichte dieser Kirchen beschäftigen.

Die heutige Friedhofskirche war die Kirche des alten Dorfes Balingen, das un-Der wuchtige Quaderturm der Friedhofs-

Kirche des alten Dorfes Balingen, das un-terhalb der späteren Stadt auf dem rechten terhalb der späteren Stadt auf dem rechten Eyachufer lag. Sie stand schon damals inmitten des Friedhofes, der seither ununterbrochen in Benützung blieb und damit wohl einer der ältesten des Landes sein wird. Zu Pfingsten 1255 bekam Balingen Stadtrecht verliehen und wurde eyachaufwärts aufs andere Ufer verlegt. Die alte Dorfkirche, die nun mehrere hundert Meter vor den Toren lag, blieb aber auch weiterhin die Pfarrkirche für die Balinger Einwohner.

Wenige Monate vor der Stadtgründung, am 25. Januar 1255, wird diese Kirche urkundlich erstmals erwähnt: Graf Friedrich von Zollern, der spätere Stadtgründer, ver-

von Zollern, der spätere Stadtgründer, ver-lieh an diesem Tag die vakante Kirche Ba-lingen, dessen Patronats-(Besetzungs-)necht ihm zustand, seinem lieben Freund Konrad von Tierberg, wobei er versprach, mit dem Grafen Heinrich von Fürstenberg keinen Vertrag zu schließen, der Konrad im Besitz der Kirche schaden könne. Die Grafen von der Kirche schaden könne. Die Grafen von Fürstenberg hatten also anscheinend von früher her noch Ansprüche an die Balinger Kirche, worüber wir aber nichts Näheres wissen. 1275 war jedenfalls Graf Heinrichs Bruder Gottfried, Herr zu Zindelstein, Rektor der Balinger Kirche, der den Gottesdienst aber nicht selbst versah, sondern dazu einen Vikar angestellt hatte. Das Patronatsrecht selbst blieb aber zullerisch wie dazu einen Vikar angestellt hatte. Das Patronatsrecht selbst blieb aber zollerisch, wie z. B. aus Urkunden von 1352 eindeutig hervorgeht, die Graf Friedrich den Älteren von Zollern als Kastvogt der Balinger Kirche nennen. 1403 ging dieses Patronatsrecht mit der ganzen Stadt Balingen im Rahmen der Herrschaft Schalksburg an Württemberg über, in dessen Hand es immer verblieb. Diese alte Kirche unterhalb der Stadt Balingen vor dem Tor war Unserer Lieben Frau, d. h. Maria, der Mutter des Herrn, geweiht, wie 1310 erstmalig bezeugt ist. Sie gehörte während des ganzen Mittelalters zum Dekanat Empfingen - Haigerloch, wobei der Dekan seinen Sitz aber mehrfach

bei der Dekan seinen Sitz aber mehrfach auch in Balingen hatte, wie z. B. der um 1400 amtierende Magister Werner Gnaister.

Da diese Pfarrkirche mehrere hundert Meter vor dem Tor lag und die Einwohner der Stadt den begreiflichen Wunsch hatten, einen gottesdienstlichen Raum innerhalb der Mauern zu haben, wurde schon bald nach der Stadtgründung eine Filialkapelle errichtet, über deren genaue Lage wir aber nicht Bescheid wissen. Diese Kapelle wird erstmals 1342 genannt und war, wie Ur-kunden von 1343 und 1345 zeigen, St. Niko-laus geweiht. Sie hatte aber noch keine Pfarrrechte, d. h. zu der Hauptgottesdien-

sten mußten die Balinger immer noch zur Marienkirche wandern

Um 1440 wurde diese Nikolauskapelle ziemlich baufällig, so daß man ihren Einsturz befürchten mußte. Die Balinger faßten deshalb den Plan, sie abzubrechen, und viel herrlicher wieder aufzubauen. 1443 gab der Generalvikar des Bistums Konstanz da-zu seine Genehmigung, und sofort begaben sich die Balinger ans Werk. Sie wollten einen Bau errichten, der der Bedeutung der Stadt angemessen war und weithin ein Wahrzeichen werden sollte: das war die Geburtsstunde unserer heutigen evangelischen Stadtkirche. Noch 1443 wurde das Werk begonnen, wie eine Steininschrift an der Ostseite des Chores zeigt. Freilich war der Ostseite des Chores zeigt. Freisch war der Bau nicht in wenigen Jahren zu vollen-den, sondern dauerte, wie alle mittelalter-lichen Kirchenbauten, lange Jahrzehnte. Er schritt anfangs nur im Chor weiter voran, der wohl vor 1495 eingewölbt wurde. Einer der wohl vor 1495 eingewölbt wurde. Einer der Schlußsteine im Chor zeigt nämlich das württembergische Grafenwappen. Da Württemberg aber 1495 Herzogtum wurde, so hätte ein nach diesem Jahr eingesetzter Schlußstein wohl das Herzogswappen getragen. Auch das Schiff wurde dann weitergeführt. 1512 wurde Meister Frantz gedungen, um den Bau in vier Jahren zu Ende zu bringen. So war wohl 1516 das im Verhältnis zur damaligen Einwohnerzahl riesenhafte Werk vollendet.

senhafte Werk vollendet. Über das Patrozinium dieser neuen Kirche ist völlige Klarheit nicht zu gewinnen, doch muß betont werden, daß die Balinger zu-mindest anfänglich diesen Bau als Neubau mindest anfänglich diesen Bau als Neubau der abgebrochenen Nikolauskapelle auffaßten, denn mehr hatte ihnen ja die Urkunde von 1443 nicht gestattet. Auffallend ist aber, daß der erste östliche Schlußstein, der vermutlich über dem Hochaltar stand, also den bevorzugtesten Platz hatte, Maria zeigt, der zweite Sankt Nikolaus. Man kann jedoch annehmen daß Maria nur der Piezeigt, der zweite Sankt Nikolaus. Man kann jedoch annehmen, daß Maria nur der Pietät halber an die erste Stelle der Schlußsteine rückte und Nikolaus weiterhin das Hauptpatrozinium war. Ähnlich war es nämlich auch in Dürrwangen oder in der Jakobuskirche in Tübingen. Mit dieser Annahme stimmt auch überein, daß 1501 bei der Stiftung der Predigerstelle bestimmt wurde, daß der Prediger auch u. a. in der Nikolaus- und Liebfrauenkapelle das Wort Gottes verkündigen solle, womit offensicht-Gottes verkündigen solle, womit offensicht-lich der fertiggestellte Chor der neuen Kirche gemeint war. 1502 wird sogar lediglich von der Nikolauskapelle gesprochen

Nach seiner Fertigstellung um 1516 erhielt der Neubau wahrscheinlich Pfarrrechte. Ob im Anschluß daran das alte Pfarrkirchenpatrozinium Maria den Nikolaus, dem die Filialkapelle und zuerst auch der Neubau geweiht gewesen war, völlig verdrängte, ist fraglich, zumal die kurze Zeit später folgende Reformation mit der alten Tradition brach und die Patrozinien

hre Bedeutung verloren.

Die alte Pfarrkirche vor der Stadt, die inmitten des Friedhofs lag, sank nach Vollendung des Neubaus in der Stadt zur bloendung des Neubaus der Stadt zur bloendung der Stadt zur bloendung der Stadt zur bloendung der Stadt zur bloendung ßen Friedhofskirche herab, in der lediglich

die Beerdigungsgottesdienste gehalten wurden. Ob sie dabei ihr altes Patrozinium Maden. Ob sie dabei ihr altes Patrozinium Maria verlor und ein neues erhielt, ist unbekannt; daß sie dem Sankt Sebastian geweiht wurde, wie immer wieder und zuletzt in einem Reiseprospekt über Balingen behauptet wird, ist sicher unrichtig und durch keinerlei Zeugnis beglaubigt. Erst seit wenigen Jahren finder in dieser Kinder wieden. nigen Jahren finden in dieser Kirche wieder regelmäßige Gemeindegottesdienste statt, und in einigen Jahren wird sie wohl zur Gemeindekirche des neu zu schaffen-den dritten Bezirks werden.

Eine weitere Kapelle innerhalb der Stadtmauer war die zum Ölberg, die 1501 und 1508 erwähnt wird, in der Folge aber bald wieder verschwunden sein muß. Sie befand sich wahrscheinlich an der Stelle des späte-ren Kameralamts in der heutigen Ölberg-

Eine Kapelle zu Sankt Ulrich, die unterhalb Balingens an der Eyach gestanden sein soll, wurde nach der Zimmerschen Chronik um 1550 abgebrochen. Sie befand sich wohl auf dem Bebbelt, der 1502 Bet-bohl hieß, wo man am Ende des 19. Jahr-hunderts Mauerreste fand.

Sind diese beiden Kapellen spurlos vom Erdboden verschwunden, so ist uns die go-tische Siechenkapelle bis heute erhalten getische Siechenkapelle bis heute erhalten geblieben. Sie befand sich einst weit vor der Stadt neben dem Feldsiechenhaus, wo die Aussätzigen ihr trauriges Leben fristeten. Diese Kapelle zu Allerheiligen wird 1440 erstmalig genannt. Nach der Reformation mußte der Diakon dort jährlich eine Predigt halten. Um 1700 v. de sie von Soldaten schwer beschäd; "so daß ihr Betreten lebensgefährlich wurde und von 1741 an die Predigt unterblieb. Es wäre sehr zu wünschen, daß dieses altehrwürdige Denkmal wieder instand gesetzt würde und eine sinnvolle Aufgabe erhielte. volle Aufgabe erhielte.

Stadtkirche, Friedhofskirche und Siechenkapelle blicken auf eine lange Geschichte zurück. Sie haben Generationen kommen und gehen sehen. Viele Stürme brausten über unsere Stadt hinweg, sie aber blieben bestehen und mahnen uns an die Ewigkeit.

Anekdote

Als der spätere Präsident George Wa-Als der spätere Präsident George Washington noch Abgeordneter war, wurde im Kongreß über die Frage eines stehenden Heeres beraten. Einer der Abgeordneten stellte den Antrag, dieses stehende Heer dürfe aber höchstens 300 000 Mann stark sein. Washington erhob sich und sagte trokken, er sei damit einverstanden, aber nur unter der Bedingung, daß man dann ein Gesetz durchbringe, daß der Feind das Land nur mit höchstens 20 000 Mann angreifen dürfe. — Alles lachte — und es wurden die Kosten für eine große und schlagkräftige dürfe. — Alles lachte — und es wurden die Kosten für eine große und schlagkräftige Armee bewilligt.

Auch die Erforschung und Bewahrung der geringen Dinge und kleinen Kreise ist wichtig, sie modelliert unscheinbar am Gemälde der großen Geschichte.

L. v. Ranke

Die Grafen von Zollern als Städte-Gründer

Von Felix Menz

In den kommenden Jahren können zwei Städte ihr 700jähriges Bestehen feiern.

Unsere Städte entstanden teils im Anschluß an Marktorten und Gerichtsstätten der Hundertschaften, teils aus Ansiedlungen als Pfalzen und Burgen und teils an wichtigen Flußübergängen und Verkehrstretzungen.

Waren die Burgen schon eine großartige Schöpfung in der deutschen Landschaft, so sind unsere Städte nichts anderes als Großburgen zum Schutze der die Burg umwohnenden Menschen oder des Marktes oder der Verwaltung der Amter. Durch den Übergang von der Natural- zur Geldwirtschaft, durch den weiteren Ausbau des Landes war die Bevölkerung ständig gewachsen, die auf dem Land keine Beschäftigung mehr fand. Eine gewisse handwerkliche Tätigkeit hatte eingesetzt. Seit jeher fanden in den Dingstätten der Hundertschaften regelmäßig die Gerichts- und Hundertschaften en Sechutz bei denen große Markten der Markteil der Schutz bei den Gerichts- und Hundertschaften vom König geschützt. Es entstander Andrang besonders groß. Solche Orte wurden vom König geschützt. Es entstanden so unsere Märkte und Volksfeste. Der Schutz bestand in der Verleihung von Maß, Gewicht, Münze und namentlich des Marktfriedens, welcher durch die Marktgerichte gehandhabt wurde. Dafür und für den gewährten Marktfrieden erhob der Marktherr einen Zoll. Die Ummauerung gab dem Marktorte eine größere Sicherheit.

Unsere Städte sind nicht nach und nach entstanden, sondern sind bewußte Gründungen unserer Könige und des deutschen Hochadels in der Hauptsache. Jede Stadt hat einen Gründer. Daneben führen die Geschlechter, die sich aus den Dienstmannen des Grundherren, den Sippenältesten der Umgebung und den Vollfreien (Maier) zusammensetzten. Die neue Stadt erhielt eine eigene Markung zu Lasten der angrenzenden (oft abgegangenen) Dörfer, sei es auf Königs-, Hochadels- oder Klostergrund. Zum Bau von Stadtmauern, Wall, Graben der Stadt, überhaupt benötigte man Handwerker, Kaufleute, Arbeitskräfte, welche durch Inaussichtstellen von Vorteilen in die Stadt zogen. Die Landhandwerker brachten auch ihre Kundschaft mit. Um Ordnung in die Sache zu bringen, bestimmte der Stadtgründer einen bestimmten Wochentag (Wochen-Jahrmarkt) und einen festen Platz in der Stadt (Marktplatz). Die Stadt muß ein bestimmtes Hinterland haben, denn ohne ein solches Gebiet konnte sie nie bestehen. Von selbst bildeten sich bestimmte Entfernungen zwischen den Marktstädten, weshalb Orte mit Marktgerechtigkeit oft die Kaufleute in Gilden zusammengefaßt haben.

Die Städte machten sich von den Gründern frei. Sie erwarben das Stapel-, Markt-, Zoll- und Münzrecht, die hohe und niedere Gerichtsbarkeit. Sie besitzen ihre besonderen Markteinrichtungen wie Schrannen, Lauben, Markthallen, Waagen usw. Die Stadt bekommt allmählich durch Handel und Handwerk sein eigenes Gepräge im Gegensatz zum Dorf. An dem Marktplatz und in den Hauptstraßen drängen sich die öffentlichen Gebäude wie Rathaus, Markthalle, Schranne, Lauben, die Läden der Kaufleute und Handwerker und gute Gaststätten zusammen. Im Hinterhaus sind die Werkstätten, Lager, Stallungen usw. Die Staufer gründeten eine Reihe von Städten für ihre Zwecke, wobei wir heute noch ihren Weitblick bewundern. Die Herzöge von Teck gründeten in unserem Raum Rosenfeld und Oberndorf, die Hohenberger Schömberg und Rottenburg, die Grafen von Veringen Veringenstadt, Isny usw.

Die Grafen von Zollern sind die Gründer der Städte Ebingen, Balingen, Hechingen, Mühlheim und endlich Haigerloch.

Geschichtlich nachweisbar sind Burchard und Wezel von Zollern im Jahre 1061. Um 1250 gründet Graf Burchard von Zollern die Hohenberger Linie, die 1486 ausstarb. 1381 wird die Grafschaft Hohenberg an Österreich verkauft. Darunter befand sich auch die Stadt Ebingen.

auch die Stadt Eblingen.
Graf Friedrich I. erbte die Stammburg
Hohenzollern. Aus diesem Stamme gründete Graf Friedrich IV., welcher 1251 starb,
die schwäbische Linie, Graf Konrad III.
aber den fränkisch-brandenburgischen
Zweig, aus welchem die preußischen Könige
und Kaiser später hervorgingen.

Die ältere schwäbische Linie wurde von Graf Friedrich IV. mit dem Löwen begründet. Seine Enkel Friedrich der Ritter und Friedrich von Merkenberg stifteten 1288 bei der Teilung, jener die Hohenzollerische, dieser die Schalksburger Linie. Graf Friedrich genannt Mülli (nach der Stadt Mühlheim a. d. Donau) verkaufte 1391 die Herrschaft Mühlheim an das Kloster Beuron. Die Grafschaft Schalksburg (genannt nach dem Bächlein Schalksburg, einem Zufluß der Eyach) wurde am 3. 11. 1403 an den Grafen Eberhard dem Milden an Württemberg verkrauft

Balingen wird im Jahre 867/68 erstmalig genannt. Früher schrieb man Balgingen (Personenname Balgo). Erwähnt sei der Flurname Balgenau. Das Urdorf Balingen stand auf der rechten Seite der Eyach. Die Kirche auf dem alten Friedhof diente noch lange Zeit als Pfarrkirche der Stadt. Die Stadt wurde auf der anderen Seite der Eyach am Fuße des kleinen Heubergs angelegt in einem sehr günstig gelegenen Verkehrsschnittpunkt der Schweizerstraße Tübingen—Balingen—Tuttlingen und des Eyachtales. Die Zuflüsse der Steinach, des Ezelbaches usw. eigneten sich trefflich für die Anlegung von Wall und Graben. In der Mitte der Stadt entstand ein schöner Marktplatz. An Pfingsten 1255 wurde der Ort zur Stadt erhoben. (Stälin 2,666) Nach Chr. Fr. Sattler berichtet Hermanus Minorita in seiner Chronik "Flores temporum" Anno Domini MCCLXV Balingen in pentecostes feria civitas facta est. 1255 wird die jetzige Stadtpfarrkirche als Leutkirche unserer lieben Frau erstmalig erwähnt. Sie nahm also eine besondere Stellung als Taufkirche in der Herrschaft Schalksburg-Zollern ein, zu welcher über 15 Pfarreien gehörten. Die Regelung der kirchlichen Verhältnisse spricht eher für 1255 als Gründungsjahr der Stadt. 1268 wird ein Ritter von Neudeck als Schultheiß genannt. 1277 wird ein rector scholarum erwähnt. 1328 verleihen die Grafen von Zollern der Stadt das Recht der Intesterbfolge. Bürgermeister, Gericht und Rat standen an der Spitze der Stadtverwaltung. Über ihnen stand der herrschaftliche Vogt für Stadt und Land. Erwähnenswert ist die Stadtordnung von 1507, welche am St. Hilariustage der ganzen Gemeinde öffentlich zu verlesen und einzuschärfen ist. Die verliehenen Privilegien und Rechte wurden vom Landesherren wiederholt bestrebt, die Stadtmarkung zu erweitern zu Lasten der angrenzenden Orte. Z. B. Schädelhärtle war wohl eine abgegangene Ortschaft, welche in Stadtmarkung

gangene Ortschaft, welche in Stadtmarkung aufgenommen wurde.

Ebingen wird zum erstenmal 793 in einer St. Gallischen Urkunde genannt. Auch 817 wird es urkundlich erwähnt. Die Stadt ist wohl eine Gründung der Grafen von Zollern-Hohenberg. Wann Ebingen Stadtrechte erhielt, ist unbekannt. In einer Urkunde des Klosters Heiligkreuztal, Kreis Saulgau, welche am 21 2 225 in der Stadt

Ebingen ausgestellt wurde, erscheint Ebingen zum erstenmal als Stadt. Es siegelt Albrecht der Schultheiß von Ebingen. Eine Gründungsurkunde liegt nicht vor. 1327 sagten die Grafen von Hohenberg den Bewohnern der Stadt zu, keinen Bürger mehr von der Stadt zu vertreiben.

1367 verkauften die von Hohenberg Ebingen an den Grafen Eberhard von Württemberg die Stadt. 1455 erließ der Graf Ulrich den sogenannten "Viererbrief", welcher die Verwaltung und die Rechnungsabhör durch Schultheiß und Gericht regelt. 1461 erhielt Ebingen das Recht des "freien Zugs". 1551 wurde neben dem Gallusmarkt noch ein weiterer Markt acht Tage vor Jakobi verliehen. Diese Privilegien und Rechte wurden dann später regelmäßig bestätigt. 1452 wurden die Ebinger Bürger davon befreit, vor fremden Gerichten zu erscheinen. Sie sollten nur noch vor dem Ebinger Stadtgericht geladen werden. Die Frage, ob Ebingen eine Tochtergemeinde oder Nachfolgerin von Ehestetten sei, ist müßig, denn der Vorgang der Städtegründung erfolgte nach anderen Gesichtspunkten, wie oben schon dargelegt wurde. Die Wall und Graben umgebene Stadt wollte die Täler der Schmiecha und des Riedbaches beherrschen, sollte Stütz-, Verwaltungspunkt und eine Einnahmequelle für die Herrschaft sein. Sie diente in erster Linie dem Handel und dem Verkehr und dem Handwerk, während das Dorf Ehestetten für die Landwirtschaft eingerichtet war. Wenn auch Ehestetten im 12. und 13. Jahrhundert größer war als Ebingen, so hat das nicht viel zu bedeuten. Die junge Stadt wurde von dem Stadtgründer mit allen Mitteln unterstützt. Wir dürfen uns nicht wundern, wenn im Laufe der Jahrhunderte Ehestetten fast verschwand. 1275 besitzt Ebingen eine Pfarrkirche zum hl. Martinus, was immerhin ein Beweis für sein hohes Alter ist. Dazu war Ebingen noch Amts- und Gerichtsstätte. Ehestetten besaß eine Kirche zum hl. Georg. Später, 1453, wurde das niedergehende Ehestetten von der Stadt Ebingen aufgenommen. Die Markung der Stadt umfaßt tatsächlich 1880 über 12 000 württ. Morgen. Das ist doppelt soviel als sonst große Dorfmarkungen im Durchschnitt umfassen. Die Stadt besitzt 400 Morgen Laubwald und 2850 Gemeinde weiden. Auch das Dorf Bitz gehörte lange zu Ebingen. Die natürlichen Verhältnisse lassen eben nur diese Nutzung des Bodens zu, denn unter normalen Verhältnissen würde der Acke

Hechingen ist der wichtigste Hundertschaftsort und die bedeutsamste Gerichtsstätte in der Hattenhuntare. 786 und 789 wird Hechingen zum erstenmal genannt. Seit 1061 ist die Entstehung des Gemeinwesens Hechingen aufs engste mit dem Werden der Zollerngrafen verbunden. 1141 wurde Hechingen als Dorf (vicus) bezeichnet. 1255 übereignet Graf Fritz von Zollern ein Haus in Mühlheim (Donau) an das Kloster Salem, wobei ein Schultheiß von Hechingen als Zeuge genannt wird. Da im Mittelalter die Bezeichnung Schultheiß nur bei Städten vorkam, so dürfte feststehen, daß Hechingen um 1255 Stadtrechte besaß. 1342 schließen Hechingen und die Haigerlocher einen Vertrag, nach welchem die beiden Städte nicht mehr an die Gerichte von Konstanz gehen sollten, sondern vor ihre eigenen Stadtgerichte (Stadtmutterrecht). 1382 wurde Hechingen vom kaiserlichen Landgericht befreit. 1388 verkauften die Grafen von Zollern wiederlöslich die Stadt H. an Württemberg. Am 22. 5. 1388 erhielt die Stadt einen Freiheitsbrief (Privilegienkonfirmation), d. h. die Bürger wurden nicht

mehr geschätzt (verpfändet) und haben keine höheren Steuern zu zahlen als bisher. 1401 ist die Stadt "in Kriegsläufen verbronnen". Die Oberstadt wurde vermutlich ganz in Asche gelegt. Am 19. 8. 1401 erhielt H. die sogenannte "Stadtfreiheit". Der Brief verlieh den Bürgern Freiheit von Leibeigenschaftslasten, Fronen, Freizügigkeit, Vorrechte wegen der hohen und niederen Gerichtsbarkeit. 1413 wurde Niederhechingen eingemeindet. 1458 wurde die sogenannte "Fünfzehnerordnung" erlassen.

Interessant ist die Landesordnung von 1557. welche unter anderem auch das Zunft-

Interessant ist die Landesordnung von 1557, welche unter anderem auch das Zunftwesen der Stadt und ihr Marktwesen ordnete. Die Berufsverhältnisse der Schneider, Kannengteßer, Walker und Metzger wurden geordnet. Hechingen besaß ein recht gutes Marktwesen. Roß und Vieh konnte von Georgi bis Martini überall, sonst nur auf den verordneten Wochenmärkten zu Hechingen verkauft werden. Alle Nahrungsmittel, alle Früchte mußten bei Strafe der Beschlagnahme von Ware und Kaufschilling auf den Hechinger Markt gebracht werden. Vor Aufsteckung des Fähnleins durfte nichts verkauft werden. Die Fruchtschauer setzten die Preise nach den Balinger Fruchtpreisen fest. Der Salzverkauf war ein Monopol der Stadt und brachte manchen Gulden ein. Salz wurde von Sulz bezogen. Hechingen hatte eigene Maße und Gewichte. Hechingen besitzt eine sehr gute Verkehrslage an der Kreuzung der Schweizer Straße und der Linie Freudenstadt — Hechingen—Riedlingen. Es besaß nicht nur einen großen Marktplatz, sondern die Bedeutung der Märkte beweisen die zahlreichen Wirtschaften der Stadt. Heute zählt die Stadt noch etwa 40 Wirtschaften. 20 sind inzwischen eingegangen.

Mühlheim ander Donauliegt auf den nördlichen Ausläufen des Ettenberges, welcher auf drei Seiten ins Tal abfällt. Seinen Namen hat es vermutlich von den fünf Mühlen am Wulfbach bekommen. Mühlheim wird erstmalig im 8. Jahrhundert genannt. 1241 befreien die Grafen von Zollern das salemische Haus und eine Hofstatt in ihrer Stadt Mühlheim von Dienst, Abgaben und Wachen. Das frühere Dorf lag an der Stelle der Altstadt. 1268 ist die Altstadt ummauert. Das Kloster Reichenau gab die Stadt als Lehen an die Grafen von Zollern. Die St. Galluskirche ist wohl eine der ältesten im Kreise Tuttlingen. Sie diente der Stadt auch als Pfarrkirche. Die Freiherren von Enzberg haben seit 1409 ihren Sitz in Mühlheim. Zur Herrschaft Enzberg gehörten noch die Gemeinden Nendingen und Stetten im Donautal. Mühlheim besaß Wochen- und Jahresmärkte, welche dem lokalen Verkehr der Herrschaft in der Hauptsache dienten. Im übrigen hatten diese Märkte unter der Konkurrenz von Tuttlingen und der benachbarten Stadtmärkte zu leiden.

Haigerloch wird urkundlich 1095 erstmalig genannt. 1237 wird ein Schultheiß erwähnt. 1245 erscheint Haigerloch als Dekanatssitz. Graf Albrecht hat Haigerloch zur Stadt gemacht, welches 1296 zum erstenmal als Stadt genannt wird. 1392 spricht man von zwei Städten und zwei Burgen von Haigerloch, der Unter- und Oberstadt, die Bewohner von jener waren der Pfarrkirche zu Weildorf, von dieser der zu Trillfingen zugeteilt. Im 15. Jahrhundert gilt Haigerloch nur noch als eine Stadtgemeinde. Die Stadt besaß schon früh einen Wochenmarkt und zwei Jahrmärkte an Bartholomä und Nikolai. Haigerloch war wohl eine Zoller-Hohenbergische Gründung. Seit 1500 ist Haigerloch wieder unter zollerischen Grafen. Die übrigen Städte in Hohenzollern wurden von anderen Grafen gegründet und kamen erst später zu Hohenzollern.

In der Hauptsache sind die zollerischen Städtegründungen keine in Marktorte umgewandelte Dörfer, sondern in Anlehnung an die Burgen entstandene Marktsiedlun-

gen von Kaufleuten und Handwerkern, welche regelmäßig eine eigene Stadtgenossenschaft eigener Prägung auf eigenem Raum bildeten. Infolge ihres richtigen Ansatzes bezüglich Sicherheit, Verkehrslage und namentlich eines guten Hinterlandes war eine gesunde Entwicklung gesichert. In diesen Städten wurden nicht nur gute Handwerkswaren hergestellt, sondern die Zünfte sorgten auch für einen guten Nachwuchs, denn sonst wäre es im 19. Jahrhundert nicht möglich gewesen, daß sich in diesem Raum eine solch gute Qualitätsindustrie von so hohem Ruf entwickeln konnte.

Rechtsverhältnisse und Gerichtsbarkeit in Lautlingen

Von Heinz Raasch

Nachdem die Alemannen um 260 n. Chr. den römischen Grenzwall (limes) überrannt und die römischen Besatzungstruppen über den Bodensee zurückgedrängt hatten, teilten sie das eroberte Land nach Sippen auf. So wurde auch der Talkessel des heutigen Lautlingen von einer alemannischen Sippe, d. h. einer Familie mit ihrer gesamten Verwandtschaft besiedelt. Nach alemannischem Recht hatte der Familienvater als Sippenführer das alleinige Herrschaftsrecht. Er war Führer, Richter, Hauspriester und Befehlshaber der in Hundertschaften gegliederten wehrfähigen Männer der Familiengemeinschaft. Er war der Adel in seiner Sippe. Die Familienmitglieder errichteten gemeinsam ein größeres Gehöft, den Herrenhof, mit den anliegenden Wohnhäusern, machten gemeinsam das umliegende Gelände urbar und betrieben gemeinsam Ackerbau und Viehzucht. Um 350 machten sich die einzelnen Familienglieder selbständig, erhielten Grund und Boden, auf dem sie eigene Bauernhöfe errichteten und bildeten unter Anerkennung der Rechte des Sippenführers die Gemeinde. Der ursprüngliche Großhof blieb Eigentum des Sippenführers. So entwickelte sich aus dem Sippenbesitz das Privateigentum.

Aus dem Sippenoberhaupt, der auch der Siedlung den Namen gab ("Lutilo"-ingen, Lutelingen, Lautlingen), ist der Ortsadel von Lautlingen hervorgegangen, der seine Vormachtstellung und Rechte, die ihm durch die Lex alamannorum zustanden, beibehielt, ja mehr und mehr ausbaute. Der ursprüngliche Besitz des Sippenführers, das Garten- und Parkgelände in der Umgebung des Stauffenbergischen Schlosses, ist noch heute auf der Flurkarte von Lautlingen erkennbar. Als sich nach der Einführung des Christentums eine Kirchengemeinde gebildet hatte, wurde das Kirchengelände aus dem Herrenbesitz herausgenommen und bildete eine Eigenpfarrei. 1623 erbaute die Ortsherrschaft auf ihrem Privatgrundstück inmitten des Dorfes aus Tuffstein, der auf Lautlinger Gebiet gebrochen wurde, ein Schloß als Wohnhaus. Zu ihrem Besitz gehörte die Herrschaftswiese in der Au mit Bewässerungsrecht und der Herrschaftliche Maienhof (1637), der ursprüngliche Wohnhof der Ortsherren. Noch bis heute hat sich die Bezeichnung "Maienhof" als Geländebezeichnung erhalten.

Die mit diesem Herrenhof verbundenen Vorrechte waren im einzelnen folgende:

- 1. das Leibeigenen- oder Hörigenrecht (heute noch Ortsteilbezeichnung "Höre"),
- die Bannrechte: Herrschaftsmühle (beim heutigen Elektrizitätswerk), Schmiede, Badstube, Gästehaus "Krone" (erbaut 1697), das Salz- und Salpetermonopol (Salpeter wurde auf Lautlinger Gebiet gewonnen),
- 3. alleiniges Fischereirecht "in allen fischensfähigen Gewässern".
- 4. der Kirchensatz und das Zehntrecht,
- 5. das Recht der Besetzung der Gemeindeämter und der Schullehrerstellen,
- amter und der Schuliehrerstellen,

 das Recht, von den Gemeindeangehörigen Frondienste zu verlangen und Abgaben zu erheben in Form von Fastnachtshühnern, einer Henne als jährliche Leibsteuer, eines Naturalbezuges oder Geldäquivalentes im Todesfalle, eines Manumissionsgeldes, das Recht von

Frucht- und Geldgefällen aus Häusern und Hofstätten, aus Erblehensgütern und aus Fall- und Schlupflehen,

- 7. das Recht der Erhebung von Gebühren bei Auf- und Annahme in das Bürgerrecht und der Gebühr von einem Gulden bei Bestrafung wegen Trunkenheit,
- 8. eigene Gerichtsbarkeit, Zwing und Blutbann.

Erst nach der Eingliederung Lautlingens in den württembergischen Staatsverband 1806 wurde ein Teil dieser Patronatsrechte aufgehoben, während sich einige Vorrechte noch bis gegen Ende des Jahrhunderts erhalten haben.

Als Ortsadelige werden erstmals im 11. Jahrhundert die "liberi milites" Erbo und Gerunc von Lutelingen urkundlich genannt. Nach der Erbauung der Burg auf dem Tierberg im 12. Jahrhunert nannte sich die Ortsherrschaft Herren von Tierberg, deren Wappen, eine Hirschkuh auf drei Bergspitzen (Tierberg, Ochsenberg und Heersberg) von der Gemeinde Lautlingen als Ortswappen übernommen wurde. Aus diesem Herrengeschlecht sind bedeutende Männer hervorgegangen, wie die beiden Landmeister des Deutschherrenordens Konrad der Ältere und Konrad der Jüngere, die sich im Kampfe gegen die heidnischen Preußen besonders auszeichneten. Als im Jahre 1518 Kaiser Maximilian I. dem Ritter Konrad von Wildentierberg und seinen Nachfolgern das Recht des Blutbanns, d. h. die Gerichtsbarkeit über Leben und Tod seiner Untertanen verliehen hatte, wurde auf dem Galgenbühl ein "Herrschaftlicher Galgen" errichtet, an welchem wohl mancher arme Sünder gebaumelt haben mag, nachdem er vor dem Kreuz "auf Blaiken" sein letztes Paternoster beten durfte.

Nach dem Aussterben des Geschlechtes von Tierberg ging das Patronatsrecht auf die Grafen von Westerstetten und 1619 durch Erbschaft auf die Gräfliche Herrschaft der Schenken von Stauffenberg über, die noch heute in Lautlingen ansässig sind. Im Jahre 1811 beschwerte sich die Gemeinde beim König über die Gräfliche Herrschaft und bat in "ersterbender Untertänigkeit" um Befreiung von den drückenden herrschaftlichen Lasten. In seiner Antwort bestätigte der König nochmals "alle Rechte und Parvenüen" der Gräflichen Herrschaft und verwies die Gemeinde, lieber ihre eigene üble Wirtschaft in Ordnung zu bringen.

Neben der Gerichtsbarkeit der onatsherrschaft bestand in Lautlingen noch das Gemeindegericht, das durch den Gemeinderat ausgeübt wurde. Es setzte sich aus drei Gemeinderichtern, dem Schultheißen und zwei Gemeinderäten zusammen und behandelte alle Straftaten des Gemeindelebens. Als Strafen wurden verhängt: Geldstrafen, Turmarrest, die Stockstrafe, die Blockstrafe, die Geigenstrafe, öffentliche Strafarbeit und Verweisung in ein Arbeitshaus. Der Polizeidiener erhielt eine jeweilige Eintürmungsgebühr von 4 Kreuzern. Der Gemeinderat entschied auch über die "Auf- und Annahme in das hiesige Bürgerrecht". Mit dem Bürgerrecht war der Anspruch auf Almand und Holzzuteilung verbunden. Dieses Recht wurde nur an solche erteilt, die in geordneten Verhältnissen lebten, ein sicheres Einkommen und ein ge-

wisses Vermögen nachweisen konnten und einen guten Ruf hatten. Die zugezogenen Württemberger mußten ein Stipuliergeld von 45 Gulden, die "Ausländer" von 90 Gulden entrichten. Selbst die nach Lautlingen versetzten Schullehrer mußten das Bürgerrecht gegen die gleiche Gebühr erwerben. Ein weiteres Recht des Gemeinderats war die Erteilung der Heiratserlaubnis, die oft genug versagt wurde.

Durch Kgl. Verordnung wurde 1817 für die katholischen Gemeinden Württembergs und damit auch für Lautlingen der Kirchenkonvent eingeführt. Er geht zurück auf eine Verordnung des Herzogs Christoph vom Jahre 1559, die eine Zensur der Kirche anordnete, deren Zweck war, öffentliche Laster, Übeltaten und Ärgernisse aufzudecken und kirchlich zu rügen. Der Kirchenkon-

vent bestand aus dem Ortspfarrer. dem Schultheißen und dem Bürgermeister. Es wurden nicht nur solche Vergehen, die mit dem kirchlichen Leben zusammenhingen, behandelt, sondern auch alle moralischen Delikte der Jugend und Erwachsenen. Als Strafen waren vorgesehen Turmarrest, Rutenstreiche, Stockschläge, Spenden von Wachs und Repsöl für die Kirche. Die Strafbefugnis der Kirche wurde 1882 wieder aufgehoben und durch ein Ortsstatut ersetzt.

gehoben und durch ein Ortsstatut ersetzt. Erwähnt sei noch das Oberamtliche Ruggericht, das von Zeit zu Zeit in Lautlingen tagte. Es verhandelte Verwaltungsstrafsachen und machte der Gemeindeverwaltung die Verbesserung der Gemeindeanlagen zur Auflage. An den Ruggerichtstagen wurde auch die "Junge Mannschaft" auf den König vereidigt.

Ernstes und Heiteres aus dem Leben eines Schulmeisters

Von Pfarrer Gaß

1. Fortsetzung

Frühzeitig erwachte in ihm die Lust, ein tüchtiger Schulmeister zu werden. Dazu mögen vor allem beigetragen haben die Liebe und Verehrung, die er für seinen eigenen Schulmeister empfand, und der Eindruck, den "der Wetterbanner" auf ihn machte: M. Wilhelm Christian Auer, 1766–1782 "Helfer" (zweiter Stadtpfarrer) in Ebingen und als solcher Pfarrer von Bitz; 1782-1811 erster Stadtpfarrer in Ebingen. Der letztere sei bei ihm "gleich nach dem Heiland gekommen". Er erzählt von ihm: Sonntags kam er zu Pferd zu uns herauf. Beim "Anderläuten" gingen ihm alle Männer und Kinder, auch viele Weiber entgegen und bildeten bei seinem Herannahen Spalier, worauf er sie alle einzeln begrüßte. In der Christenlehre, die er an den Hauptgottesdienst anschloß, sind freiwillig auch verheiratete Männer und Frauen "vorgestanden", das heißt: wie die Pflichtigen nahmen sie Platz in der Nähe des Altars und zeigten damit an, daß sie nicht bloß zuhören, sondern auch gefragt werden und antworten wollten. Nach der Christenlehre besuchte Pfarrer Auer noch die Kranken. Sommers stieg er auf dem sonntäglichen Ritt nach Bitz an der Markungsgrenze ab, band sein Pferd an einen Baum, kniete an einem Korn- oder Haberfeld nieder und betete um Gedeihen und Bewahrung für die Feldfrüchte. Einer seiner Gottesdienste blieb jahrelang unvergessen: während desselben wird's schier Nacht in der überfüllten Kirche. Ein schweres Gewitter hat sich zusammengezogen. Ruhig und beruhigend deutet es der Pfarrer als Offenbarung göttlicher Majestät und Herrlichkeit. Der Sturm, der vor dem Unwetter herzieht, wird stärker. Der Pfarrer bittet die Frauen und Kinder, sie mögen nach Hause gehen, wahrscheinlich damit im Ernstfall die Männer freie Bahn haben und niemand überrannt wird. Kaum sind Weiber und Kinder daheim, da zucken entsetzliche Blitze und fürchterliche Donnerschläge lassen die Scheiben erzittern. Der Sturm reißt die Kirchtüren auf und im Nu ist der ganze Raum in eine dicke Staubwolke gehült. Der Pfarrer fällt "in dem Altar" auf die Kniee und betet. So rasch das Unwe

In seinem elften Lebensjahr, also 1781, kommt Johannes in die Ebinger Lateinachule. Der Stadtzinkenist gibt ihm Kost, Schlafstelle und ersten Musikunterricht. Das Bett des kleinen Lateiners steht in einer Dachkammer, in der zu jener Zeit des Gespenstersehens mancher Ältere sich nicht wenig gefürchtet hätte. Auch 's Ölmüllers Johannes hat drin einen "Spuk" erlebt: Eines Nachts wacht er auf an einem merkwürdigen Geräusch. Es ist, wie wenn

ein Weib mit dem Besen hantiert und ruckartig damit aufhört. In kurzen Pausen wiederholt sich das immer wieder. Der Bub zieht nun aber nicht mit Zittern und mit Zagen die Decke über die Ohren. Nein, er richtet sich auf und lauscht in die Finsternis hinein, ohne sich freilich einen rechten Vers von der Sache machen zu können. Es wird ihm jetzt doch ein bißchen bänglich zu Mut. Aber schließlich gehört er ja dem Ölmüller von Bitz. So nimmt er denn sein Herz in beide Hände und tastet sich, für sein Alter recht "kuraschiert", dem Ursprung des Geräusches entgegen. Zuletzt stößt er an ein leeres Faß, das aufrecht in der Kammer steht. Da drin ist etwas los! Aber was? Er tastet sich wieder zurück und fingert nach dem Licht. Er zündet es an und leuchtet in das Faß hinein. Tatsächlich, da drin spukt's: eine Maus hat sich darin gefangen und kommt nicht mehr heraus. Immer wieder versucht sie es, hochzuklettern und dann hinauszuspringen. Jedesmal fällt sie zurück, dann verschnauft sie und fängt wieder vorne an. So eine Ebinger Maus gibt nicht gleich verspielt. Wird sie dabei für einen Poltergeist gehalten, — umso besser für sie! Was aber tut unser Bitzer Lateinerle? Nach der Maus greifen? Daß sie ihm womöglich am Hemdärmel hinaufjagt und — hast mich gesehen!? — ihr Loch findet? Nein, der Schlauberger holt die Katz. Und die "versorgt" den Geist. In diese nüchterne, besonnene Art ist der junge Schick schon daheim hineingewachsen. Drum "hat er den rechten Schick heraus" mit Gespenstern und Mäusen umzugehen.

Auch nach Engstlatt hat er später diese ruhige Besonnenheit mitgebracht, als er dort zum Schulmeister und Mesner gewählt worden war. Beide Ämter waren damals üblicherweise noch in einer Hand vereinigt. Das geht übrigens ursprünglich nicht darauf zurück, daß Schulmeister die Mesnerei übernahmen, sondern umgekehrt darauf, daß in den Anfängen des evangelischen Volksschulwesens der Mesner gern auch mit der Unterweisung der Kinder betraut wurde. Dies nebenbei. Und nun hat also Schick den Engstlatter Bauern beigebracht, man sei im oberen Bezirk auch nicht auf den Kopf gefallen und aus ähnlich zähem Holz geschnitzt wie im unteren. Geht er da einmal gleich in der ersten Zeit mit etlichen Engstlatter Männern über Feld "z'Märkt". Auf dem Heimweg kommen sie in die Nacht hinein und müssen ausgerechnet an einem Kirchhof vorbei. Des Schulmeisters Begleiter wagen kaum mehr zu atmen, geschweige zu reden. Nur so "hehlingen" angstvolle Blicke nach dem Kirchhof zu richten, dazu reichts gerade noch. Aber was ist auf einmal in sie hineingefahren? Die rennen ja, wie wenn jeder seinem Weib versprochen hätte: ich laß dir das ganze Haus einschrei-

ben, wenn ich nicht vor dem Schulmeister und allen anderen daheim bin! So ist jetzt also der Schulmeister allein. Doch seine Schritte werden drum nicht rascher und nicht länger. Mittlerweile haben die Eiligen schon einen gewaltigen Vorsprung. Freilich, 's ist keiner von ihnen ein Nurmi. Es geht ihnen der Schnauf aus und sie müssen wohl oder übel haltmachen. Da stehen sie nun, schauen einander an und — schämen sich. Was werden die Leute sagen, wenn wir den Schulmeister nicht mitbringen? Wenn er nicht mehr lebendig heimkommt und wir gestehen müssen, wo umd wann und warum wir ihn allein gelassen haben? Sie sehen den Schulmeister nicht mehr. Aber nach etlicher Zeit hören sie in der nächtlichen Schilt. Seine herzhaft auftretenden Stiefelabsätze scheinen immerzu im Gleichtakt nach der Männlichkeit der fünken Heimkehrer zu fragen. Es ist nur gut, daß bei Nacht alle Kühe schwarz sind; sonst könnte sogar ein Halbblinder feststellen: von diesen wackeren Schwaben sieht ja jeder aus wie das leibhaftige schlechte Gewissen. Aber das soll natürlich der Schulmeister nicht merken dürfen. Kaum hat er sie eingeholt, überschütten sie ihn mit der gruseligen Schilderung, was sie gesehen, was sie ausgestanden haben. Über die ganze lange Kirchhofmauer hat Kopf an Kopf eine Menge Geister herausgeguckt, grad auf uns haben sie's abgesehen gehabt. Wie feurige Räder haben ihre großen Augen gefunkelt, und die Mäuler haben sie aufgespertt wie die Drachen im Kalender. Der "knütze" Schulmeister sagt darauf. Das wär ja d' Red zweimal wert; auf eine halbe Stunde kommts jetzt auch nicht mehr an; wir wollen die Sache doch noch einmal genau ansehen, damit wirs morgen früh in ganz Engstlatt und auch im Pfarrhaus haarschaft erzählen können. "Ja, i ka nemme mit, mei Weib wurd schau lang gnueg wie uf Nodla sitza." "Und die mei leit em Wochabett; ka sei, 's ist no et amol gfueteret". Jeder hat eine andere Ausrede. Aber der Schulmeister mit seinem Bitzer Kopf — die Ebinger sind schuld, daß in Bitz die Schädel so hart geworden sind — gibt nicht "luck", bi

Allerdings hatte der Schulmeister, was den Anblick eines nächtlichen Friedhofs anbelangt, von vornherein einen nicht zu verachtenden Vorzug vor seinen Marktgefährten: sein Engstlatter Schulhaus "stand zum Teil im Kirchhof auf der Mauer desselben". Kein Wunder! "'s ist äll's no a Gwohnet."

Doch wir sind der Zeit weit vorausgeeilt, verführt durch eine nicht zu verkennende Ähnlichkeit der beiden Spukgeschichten. Unser Hannesle ist ja noch längst nicht Schulmeister in Engstlatt, sondern immer noch Lateinschüler in Ebingen. Zuerst muß er noch konfirmiert werden. Dann kommt er in die Lehre zum Schulmeister in T. (wahrscheinlich in Tailfingen), der selbstverständlich auch Bauer ist. Bei schmaler Kost wird der Lehrbub zur Sommerzeit, wo überhaupt nicht viel Schule gehalten wird, hauptsächlich als Knecht verwendet im Stall und auf dem Feld. Er darf aber auch Kindsmagd sein und Holz spalten.

Fortsetzung folgt.

Herausgegeben vom Heimat- und Geschichtsverein des Kreises Balingen Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Bellage des "Balinger Volksfreund", der "Ebinger Zeitung" und der "Schmieche-Zeitung".

Samstag, 26. Juni 1954

Nummer 6

"Kreise" im Heiligen Röm. Reiche Deutscher Nation

Von Kurt Rockenbach

Die im Zusammenhang mit dem "Rosenfelder Fahnenfund" (Nr. 1 und 2 unserer "Heimatkundl. Blätter") gegebene Bezeichnung "Kreis" hat, territorial gesehen, früher eine weitaus größere Bedeutung gehabt, als es heute der Fall ist.

nung "Kreis" hat, territorial gesenen, iruher eine weitaus größere Bedeutung gehabt, als es heute der Fall ist.

Nachdem bereits 1436 (Eger), 1438 (Nürnberg) und 1495 (Worms) im Zug von Reichsreformen Ansätze zu einer Neueinteilung des "Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation" in sogenannte "Kreise" festgestellt werden konnten, trieb Kaiser Maximilian (1493—1519) diese Bestrebungen mit aller Energie weiter. Die "Regimentsordnung" von 1500 sieht die Bildung von 6 Kreisen vor. Es sind dies der fränkische, der bayerische, der schwäbische, der oberrheinische, der niederrheinisch-westfälische und der niedersächsische Kreis. Die Krönung seines Werkes erfährt Maximilian aber erst 1512, als durch Einbeziehung der kaiserlichen Erblande und der Gebiete der Kurfürsten weitere vier Kreise hinzutreten. Es sind: der österreichische, der burgundische, der kurrheinische und der obersächsische Kreis. Damit ist die Zahl dieser Kreise auf 10 angestiegen und die Aufrechterhaltung des Landfriedens, der Reichsverfassung und der Ordnung, auch der polizeilich-militärischen Befugnisse, praktisch durchgeführt. 1521 rundet eine Nachregelung die Einteilung der Kreise besser ab. Der hiermit geschaffene Zustand hat, abgesehen von nur geringfügigen Änderungen, bis 1803 bestanden, Böhmen mit seinen Nebenländern war außerhalb der Reichsverfassung geblieben. Auch die Schweiz machte nicht mit und weigerte sich, den allgemeinen "ewigen Landfrieden" anzunehmen und sich dem Kammergericht zu unterwerfen. Sie schied bereits im Baseler Frieden (1499) faktisch aus dem Reichsverband aus.

An der Spitze eines jeden Kreises stand ein "Direktorium", das die Kreistage einzuberufen hatte. Die Kreistage hatten wie-

An der Spitze eines jeden Kreises stand ein "Direktorium", das die Kreistage ein-zuberufen hatte. Die Kreistage hatten wie-derum für die Durchführung der Reichsge-setze zu sorgen. Die Kreise übten ebenfalls polizeiliche Tätigkeit aus. In ihrer Gesamt-heit bestanden die Kreistruppen aus 12 000



Rekonstruktion des Wappens des "Schwäbischen Kreises" aus einer Fahne des Jahres 1700. Zeichnung: Kurt Rockenbach

Mann Kavallerie und 28 000 Mann Infanterie. Sie führten außerdem Artillerie und Ingenieure. Als eigene stehende Truppen sind sie aber erst seit 1681 aufgetreten. Diese unterstanden je einem Kreisobersten, en bloc aber einer allen Kreisen gemeinsam übergeordneten. Kreisenerstifät"

übergeordneten "Kreisgeneralität".
Die Fahnen führten den Reichsadler mit dem jeweiligen Kreiswappen als Herzschild, das bei den Regimentern des Schwäbischen Kreises im ovalen goldenen Feld drei stau-

fische Löwen (Panther, Leoparden) unter einem Kreuz zeigte (s. Abbildung). Nach Auflösung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation im Jahr 1806 und dem dadurch erfolgten Wegfall der Kreis-einteilung alten Sinnes fanden auch diese eigenartig "geflammten" Fahnen des schwä-bischen Kreises ihr endgültiges Ende. Die historischen Farben Schwarz-Gold durften in Wahrung alter Tradition in Verbindung mit der lebendigen Geschichte zusammen mit den drei "staufischen Löwen" im Jahr 1953 als neues Hoheitszeichen des Landes Baden-Württemberg ihre Wiederauferstehung feiern.

Das Klösterlein Wannental

Von Dr. Wilhelm Foth-

Die meisten Wanderer, die durchs Wan-nental zur Schalksburg hinaufgehen, wer-den nicht ahnen, daß sich an der Stelle des heutigen Hofs Unterwannental einst ein Klösterlein befand, das in der Reforma-tionszeit aufgehoben wurde. Das Klösterlein entstand am Ende des 14.

Jahrhunderts auf zollerischem Boden un-terhalb der Schalksburg. Unter Leitung des Bruders Konrad ließen sich dort mehrere Augustiner-Eremiten nieder und erbauten eine Kirche zu Ehren des Heiligen Kreuzes, eine Kirche zu Ehren des Heiligen Kreuzes, des Heiligen Sebastian und Aller Heiligen. 1395 verlieh ihr Bischof Ludwig von Konstanz für bestimmte Tage einen Ablaß. Aber die Kirche lag im Pfarrsprengel von Dürrwangen; daraus löste sie der Patronatsherr, der Abt von Sankt Georgen, gegen einen jährlichen Zins von ¹/₂ Pfund Wachs. Aber schon zwischen 1406 und 1408 verließen die Augustinerbriiden zus unbekannt.

ließen die Augustinerbrüder aus unbekannten Gründen das Wannental; ihre Güter und ihre Kirche gingen an Schwestern des Franziskanerordens über, die sich in diesem Tal jetzt niederließen. 1421 erwirkten sie von der Gräfin Henriette von Württemberg eine Bestätigung aller Freiheiten, die berg eine Bestätigung aller Freiheiten, die einst den Eremiten gegeben worden waren. Im Jahr 1426 gestattete Bischof Otto III. von Konstanz den Schwestern, eine andere Regel, nämlich die der Augustiner, anzunehmen und Klausur zu halten; sie sollten aber nicht mehr als 13 Personen in den Konvent aufnehmen. Zur geistlichen Aufsicht wurden sie dem Kloster Beuron und sicht wurden sie dem Kloster Beuron unterstellt

Der Güterstand des Klösterleins war frei-Der Guterstand des Klosterieins war ireilich gering. Am Anfang blieb es für einige Jahre völlig ohne Güter; die Augustiner, die ja zu den Bettelorden gehörten, waren auf milde Gaben der Bevölkerung angewiesen. Erst 1403 schenkte ihnen Graf Mülli von Zollern-Schalksburg fünf Mannsmahd Wiesen und acht Juchart Acker.

Umfangreichere Erwerbungen machten dann die Nonnen. So ertauschten sie 1408 vom Kloster Stetten bei Hechingen Wiesen in Stockenhausen und ließen sich mit einem Holz bei ihrer Klause belehnen.

Die erste größere Erwerbung erfolgte 1422, als Hanns Höpplin, ein Bürger zu Saulgau, an die Priorin zu Wannental einen halben Hof in Zillbaussen um 41 Pfund Hol halben Hof in Zillhausen um 41 Pfund Heller verkaufte. Im gleichen Dorf erwarben die Schwestern 1437 Güter von dem Rottweiler Bürger Bernhard Häck, der sie vor

dém Rottweiler Hofrichter, Graf Johann von Sulz, um 211 Gulden an die Nonnen verkaufte.

Seine größte Erwerbung machte das Klösterlein 1423, als ihm Burkhard und Hans von Balgheim um 432 Gulden drei Güter und einen Zins zu Streichen, je einen Hof zu Laufen und zu Balingen, hier außerdem noch das Viertel eines weiteren sowie einen Teil des Zehnten zu Pfeffingen, der Lehen des Klosters Ottmarsheim war, nebst mehreren Hellerzinsen verkauften. Die anderen drei Viertel des Balinger Guts gingen 1518 durch Verzicht der Mitinhaber, nämlich des Klosters Alpirsbach und Eberhards von Rosenfeld, ebenfalls noch an Wannental über.

1430 erwarb das Klösterlein von dem Balinger Bürger Hans Götze dessen Hof in Endingen um 29 Gulden. 1444 wurde dann zwischen den Frauen zu Wannental, den Balinger Kaplaneien, den Pflegern der dortigen Siechen und der Frauenkirche ein Erbschaftsstreit geschlichtet, wobei die Klosterfrauen zwei Lehen zu Ostdorf und eineszuRoßwangen erhielten.

Auch in Tieringen hatte das Klösterlein ein Lehengut, das 1474 erstmalig auftaucht, als Auberlin Rot damit belehnt wurde. Es besaß außerdem seit der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts auch noch Zehntrechte in

15. Jahrhunderts auch noch Zehntrechte in Winterlingen.

Das jährliche Einkommen des Klösterleins war, wie aus einer Steuerliste von 1542 hervorgeht, natürlich nicht sehr hoch; es betrug damals 15 Gulden an Gold und 40 Gulden an Naturalien wie Vieh, Getreide usw., das ihm seine Lehenleute aus den verlichenen Lehengütern abgeben. liehenen Lehengütern abgaben.

liehenen Lehengütern abgaben.

Die Reformation brachte die Aufhebung des Klosters. Zuerst ließ 1544 Herzog Ulrich durch seine Balinger Beamten eine Erfassung aller Güter vornehmen. Dann sorgte er für die Versorgung der noch dort lebenden Schwestern, zog die Lehengüter in den einzelnen Dörfern an sich und überwies schließlich den gesamten Güterkomplex im Wannental auf Bitten von Bürgermeister und Gericht der Stadt Balingen am 4. September 1562 dem Balinger Spital zur Versorgung der Kranken und Siechen.

Das Klösterlein, das in der Folge noch mehrfach den Eigentümer wechselte, wurde nun in einen Hof umgewandelt und dient seitdem ausschließlich der Landwirtschaft.

Alamannen-Friedhof bei Geislingen entdeckt

Von Dr. S. Schiek

Nordöstlich von Geislingen, an der Straße nach Ostdorf, liegt der Ellenberg, ein ge-streckter Höhenrücken von etwa 1100 Meter Länge. Dieser Name wird weder von "Elle" noch von "Elch" (Elen), auch nicht von "Erle" abgeleitet, sondern eher in Beziehung zu dem althochdeutschen "Adal" gleichbedeutend mit Geschlecht und Adel gebracht werden können. Flurnamenmäßig käme dann eine Deutung auf Berg oder Friedhof der "Edlen" zustande, worunter man die Alamanen nach der Landnahme nach 260 n. Chr. verstehen würde. Vielleicht liegt hier auch das Grab des Sippenführers Gisilo, der als Gründer der Siedlung Gisi-

Ingen angenommen wird.

Am Hang dieses Ellenberges wurde im
Jahr 1929 beim Setzen eines Masten südsüdwestlich von Haus Nr. 47 des Johannes
Eith ein alamannisches Grab mit Halskette, zwei Eisenschnallen und einem Goldring-chen gefunden. Seinerzeit wurde dieser ge-fundene Goldring fälschlicherweise als Fin-gerring bezeichnet, wogegen es sich um einen hohlen Goldohrring der späten Hallstatt-Kultur handelt, der als antikes Stück der alamannischen Frau mit ins Grab ge-

geben wurde. Viele Jahre später, 1950, fand geben wurde. Viele Jahre später, 1950, fand der Geislinger Schüler Heinz Eith auf der Höhe des Ellenberges an der Parzellengrenze 540/541 den ausgepflügten oberen Teil einer Spatha; ebenfalls auf der Höhe des Berges an nicht mehr genau zu ermittelnder Fundstelle ein Sax. Schon im August 1952 wurde bei den Ausschachtungsarbeiten für des besagte Haus Nr. 47 ein gweiten als für das besagte Haus Nr. 47 ein zweites ala-mannisches Grab angeschnitten, in dem Bei-gaben nicht beobachtet wurden. Zwei wei-tere Gräber, bei denen die Bergung der Funde dem Heinz Eith zu verdanken sind, fanden sich bei Aushebung des Wasserleitungsgrabens ebenfalls für das besagte Haus 47. Anfang Mai 1953 schließlich stieß man bei den Ausschachtungsarbeiten zum Setzen eines Ankers für einen Mast ebenfalls süd-südwestlich von Haus 47 auf ein fünftes Grab, das an den Füßen angeschnitten wurde. Hier fanden sich eine Lanzenspitze und die Reste eines bronzenen Perlrandbeckens, in dem einige gut erhaltene Haselnüsse lagen.

Dieses fünfte Grab veranlaßte das Lan-Dieses fünfte Grab veranlaßte das Landesamt für Denkmalpflege in Tübingen zu eingehendem Studium an Ort und Stelle, nachdem die Funde aus den ersten vier Gräbern wegen unsachgemäßen Grabens bis auf geringe Reste verloren gegangen sind. Erstmals gelang es, diesen fünften Grabfund ordnungsgemäß und vollständig zu bergen und die freigelegten Beigaben sicherzustellen. Die besagte Lanzenspitze mit sogenannter gespitzter Tüle war für die genaue Datierung des Fundes, etwa 600 n. Chr., ausschlaggebend.

Nach sorgfältigem Herausmodellieren und

einer viele Stunden in Anspruch genom-menen Freilegung mit Kelle und Staubpin-sel sah man sich vor einem erdgebräunten Skelett eines schlanken, fast 1,8 Meter gro-Skelett eines schlanken, fast 1,8 Meter großen Alamannenkriegers von kräftigem Knochenbau, der in einem Alter von etwa 40 Jahren hier mit allen Ehren bestattet wurde. Auf dem linken Oberarm lag mit der Spitze zur Schulter zeigend der Sax, mit Spuren beiderseitiger Rillenverzierung; die Schneide des messerartigen Kurzschwertes zeigte nach innen. Zum Wehrgehänge gehörte eine Gürtelschnalle mit Bronzedorn, die unterhalb des Schwertes lag. An der rechten Seite, von den Lenden an abwärts anliegend, kam die 89 Zentimeter lange Spatha, das zweischneidige Langan abwärts anliegend, kam die 89 Zentimeter lange Spatha, das zweischneidige Langschwert, in einer mit Span umwickelten Holzscheide zum Vorschein. Parierplatte und Knauf waren nicht vorhanden und müssen schon vor der Beisetzung entfernt worden sein; jedoch lag ein zweiteiliger Knochenkamm quer über der Spatha bei, der aber zerfiel, ebenso wie die hölzerne Schwertscheide. Auf dem linken Unterschenkel lagen der fragmentierte Schildbuckel und außerhalb des rechten Fußes die mit der Spitze nach Osten weisende, schon erwähnte Lanzenspitze mit schmalem Blatt. Außerhalb des linken Fußes wurden

schon erwähnte Lanzenspitze mit schmalem Blatt. Außerhalb des linken Fußes wurden die Reste der ebenfalls schon erwähnten bronzenen Perlrandschale mit den Haselnüssen freigelegt, die wohl als Wegzehrung ins Jenseits dem Toten beigegeben waren. Der große an dieser Stelle mit seinen gut 100 Gräbern angelegte Alamannenfriedhof erstreckte sich, soweit man bis jetzt übersehen kann, von der Südostseite des Ellenberges bis etwa auf die Höhe des "Kapfes", auf dem bei einer flüchtigen Begehung eine auf dem bei einer flüchtigen Begehung eine Schädelkalotte und sonstige Gebeine gefunden worden waren, ganz lose an der Oberfläche des Ackers zwischen den Furchen.



Leidringer Schicksale im Dreißigjährigen Krieg

Von Dr. Hermann Bizer

Die Leidringer Kirchenbücher enthalten folgende Nachrichten über Begebenheiten und Einzelschicksale in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Die damalige Schreibweise ist beibehalten worden.

1633. Den 27. Julii Hans Frommers Sohn

1633. Den 27. Julii Hans Frommers Sohn Thomas, nicht gar 21 Jahr alt, vor Schramberg zwischen den Schuldern Ihn Rücken geschossen und den 4. August zwischen 10 und 11 Uhr mittags gestorben und folgends den 5. Augusti umb 12 vergraben.

1633. Den 30. Septembris Michel Bukenmeyer, ein 50-jähriger Man Ihm ausreisen

von Balingen Ihm Haart von einem Reuter durchschossen und folgends den 14. Octo-

bris gestorben und den 15. vergraben. 1633. Den 12. Decembris Georg Leinß, so zuvor auffm Daberwasen von Soldaten übel verwundt und zu Rosenfelt gestorben und

1634. Den 9. May Michel Strigel von Brendischen Reutern erschossen und Abends um 7 Uhr gestorben und folgends den 11. umb

7 Uhr gestorben und folgends den 11. umb 8 Uhr vergraben.
1634. Den 30. August Magdalena, Jacob Schicken Tochter, 12 Jahr alt, gestorben und umb 9 Uhr vergraben.
Eodem die (d. h. an demselben Tage) Michael, Andreas Völckleins Sohn, 19 Jahr gestorben und eodem hora (zur selben Stunde) vergraben. Eodem die Teiß Braunen selig ein Töchterlein Barbara, 4 Jahr alt, gestorben und eodem hora vergraben. Eodem die Etzel Hengstlers säligen Sohn Etzel, 12 Jahr alt, gestorben und eodem hora vergraben. Den 30. Georg Hauser auff Lätare 41 Jahr alt, gestorben und eodem hora vergraben. Den 30. Georg Hauser auff Lätare 41 Jahr alt gestorben und den 31. umb 12 Uhr vergraben. Eodem die Maria, Michel Haaken fraw, den 26. Januarii 28 Jahr alt, gestorben und eodem hora vergraben.

1643. Den 23. Junii felt ein schwedische Partey von 150 Pferden umb 11 Uhr vormittag ein und setzen auf den Kirchhoff,

der Störung

darin meniglichen versamblet und hatten ire Haab von Roß und Vieh auch bei Ihnen. Alß sich nun die Baurschaft zur Gegenwehr

Baptistae (Johannes des Täufers) zu rosenveld (dahin iedermann geflohen) ist begraben worden; war ein sorgfeltiger, arbeittsamer, gutter Mann; war geschossen in die lincke seitten und vermutlich in oder wolgar durch die Blasen, doch also daß die Kugel nit durchgegangen. Gott sei Im und allen andern gnedig.

Den 27. Juni württ auch zu rosenveld begraben Stoffel Frommer, der wie oben gemelt, in dem Tumult geschossen oben in die linke Schulter, und hatt die Kugel durchgeschlagen biß in die rechte seitten, und dabey gebliben, also daß der Athem auch oben durch den Schuß außgegangen; thatte niemand vil Leids, war still und fridfertig gegen iederman und muß so ellendiglich umbkommen.

Den 5. Juli württ wider daselbsten begra-

Den 5. Juli württ wider daselbsten begraben Cunrad Kuppinger, der auch der geschossenen einer; hatte den Schuß in der linken Seitten an den Rippen, man konnte aber die Kugel nirgends finden, vermutlich lag sie ihm im Leib gegen der blattern; Zween Tag vor seim Tod ist das Blut wider hauffenweiß von ihm geloffen, bis er endlich sanft entschlafen. War 31 Jahr alt, neunthalb Jahr (d. h. acht und ein halbes Jahr) im Ehestand, ein recht ehrlich Man, ein gerichtsperson und Heiligenpfleger. Gott gnad Im und allen abgestorbenen. Den 5. Juli wiirtt wider daselbsten begra-

Ernstes und Heiteres aus dem Leben eines Schulmeisters

Von Pfarrer Gaß

2. Fortsetzung

Dannwieder gehts zum Holzmachen in den Wald ("seiner Heimat zu gelegen"), wohin ihm eine Schwester täglich Milch und Brot aus dem Elternhaus bringt, um den Kräfteausgleich herzustellen. Freilich darf er sich in der Freizeit auch mit Klavier- und Orgelspiel befassen. Und langsam tastet er sich in seinen eigentlichen Beruf hinein: den vom Meister behandelten Stoff abfragen, Sprüche und Lieder einüben, schriftliche Aufgaben korrigieren — so fängts an. Alte Rechenbüchle und Notenhefte schreibt er sich ab. Aber auch bei ihm erfüllt sichs: "Es wächst der Mensch mit seinen höheren Zwecken". So darf er sich denn mit der Zeit auch im selbständigen Schulhalten üben. Und wie die Lehrzeit um ist, gibt ihm der Meister das Zeugnis: "Ich hab bei ihm soviel gelernt, wie er bei mir". Auch bei der Gesellenprüfung bekommen vom Dekan beide ein Lob, der Meister und der "Ausgelernte", der sich jetzt um eine Stelle als Provisor umtun kann. Freilich muß er sich vor Antritt einer jeden Provisorstelle erneut vom zuständigen Dekan prüfen lassen, was unter den geschilderten Verhältnissen durchaus verständlich ist.

So treffen wir den jungen Provisor im Dezember seines Konfirmationsjahres 1785 in Talheim Kreis Tübingen, wo er täglich die Frühglocke zu läuten hat "in einer Kirche, die eine Viertelstunde weit entfernt auf einem Berge" gelegen war. Sei's aus Gedankenlosigkeit, sei's aus Faulheit und Rücksichtslosigkeit, bleibt der Weg winters ungebahnt. Der tägliche Marsch durch den tiefen Schnee setzt, zusammen mit dem Naßwerden, den jungen Beinen des Provisors so zu, daß sie schließlich aufbrechen. Pfarrer Sigel hört es und bemüht sich, seinen Schützling wieder auf gesunde Beine zu stellen. Darüber hinaus aber gibt er ihm Len dienstlichen Befehl: "Von nun an kehrt er jedesmal um und läutet nicht, wenn die Bauern nicht gebahnt haben".

In seiner Herrenberger Zeit wird für einen bestimmten Sonntag der Weltuntergang wieder einmal geweissagt. "Sehr scharf" predigen am Vormittag der Dekan und am Nachmittag der Helfer gegen solche Weisheit. Gegen Abend gehen die beiden Herren getrost in den Pfarrgarten hinaus, während der Provisor bei der Schulmeisterfamilie zu Nacht ißt. Ein Blitz. Alles legt den Löffel weg. Und der Meister meint: Wer weiß, was Gott vor hat; es könnte doch etwas kommen, ein Feuer, ein Erdbeben. Auf alle Fälle wollen wir uns bereitmachen". Die Kinder werden zur Betreuung unter die Erwachsenen aufgeteilt. Der Provisor, obwohl selbst noch nicht 15 Jahre alt, bekommt auch einen Buben anvertraut. Ein Treffpunkt wird ausgemacht. Dahin soll ein jedes kommen, das den Tag überlebt. Plötzlich ein unheimlicher Knall. Da steht man nun und guckt einander an. Jetzt Stimmen auf der Straße. Überall fliegen die Fenster auf. Durch die Stadt eilt die Kunde: eine feurige Kugel ist vom Himmel heruntergekommen und auf dem Marktplatz auseinandergefahren!

Gleichfalls in Herrenberg hat unser junger Landsmann am 30. Januar 1786, kaum daß er zu Bett gegangen, einen schweren Traum. Er sieht seine Mutter, die Abschied von ihm nimmt. Weinend wacht er auf, schläft aber rasch wieder ein. Da träumt er wieder, die Mutter sei bei ihm. Aber irgendwie sieht er es ihr an, daß sie den Abschied von dieser Welt hinter sich hat. Beide Träume erzählt er sofort seinem Herrn, noch während der Nacht. Und richtig kommt am nächsten Abend zu Fuß ein Bote aus Bitz: Gestern abend um 5.00 Uhr

ist deine Mutter gestorben. Hatte ihn der Kugelblitz zum Studium naturkundlicher Bücher angeregt, so liest er jetzt mit Vorliebe Schriften über geheimnisvolle Vorgänge im Leben der Seele. Aber das klare Denken gibt er damit nicht auf.

Am schlimmsten geht es ihm in Neckartailfingen. Der dortige Schulmeister hält mehr vom Trinken als vom Schwitzen. Letzteres darf der Provisor besorgen für einen Jahreslohn von 8 Gulden, macht 14 Mark 40 Pfennig. Damit sind auch damals keine großen Sprünge zu machen, auch nicht bei freier Kost, die übrigens der Neckartailfin-ger Provisor, zusammen mit Knecht und Magd, an einem besonderen Tisch neben Magd, an einem besonderen Tisch neben der Tür einnehmen muß. Ein Jahr hält er aus. Dann sagt er, er wolle jetzt auch noch sehen, wie man es anderswo treibe. Der Schulmeister nimmt die Kündigung ganz freundlich, ja freundschaftlich entgegen und bietet sich an, mit ihm nach Stuttgart aufs Konsisterium (damals oberste Kirchen und Konsistorium (damals oberste Kirchen- und Konsistorium (damals oberste Kirchen- und Schulbehörde) zu gehen, um ihm dort die Empfehlung für eine gute Stelle zu erwirken. Er habe nämlich in Stuttgart sehr einflußreiche Freunde, deren Wort bei der Behörde alles gelte. Gesagt, getan. In Stuttgart wird Schick von seinem Meister reihum in allerhand Häuser geführt und eindringlich ermahnt, recht tiefe Bücklinge zu machen vor den Herren, denen er vorgestellt wird. Sie könnten nicht netter sein mit dem schlichten Bauernsohn von der Alb. Und schlichten Bauernsohn von der Alb. Und der Freundlichste von allen sucht sie am Abend sogar noch in dem Gasthof auf, drin sie übernachten. Unser Bitzer Johannes fällt freilich mit der Zeit schier vom Stuhl vor Müdigkeit und Schlafbedürfnis und schläft auch richtig ein, während seine beiden "Gönner" ein Spielchen ums andere machen und ein Viertele ums andere schlotzen. Um 12.00 Uhr darf er endlich ins Bett. Die Hocker begießen weiterhin ihre Wiedersehens-freude. Am nächsten Morgen folgt das dicke Ende nach. Kaum sitzen sie zum Morgen-imbiß am Tisch, da bringt auch schon der Wirt dem Schulmeister die Rechnung für die nächtliche Zeche. Aber dieser — als ob das gradso selbstverständlich wäre — schiebt sie dem Provisor hin: "Das bezahlt Er; da-für bekommt Er ja jetzt eine der besten Stellen!" 8¹/₂ Gulden macht die Zeche. Jetzt Stellen!" 81/2 Gulden macht die Zeche. Jetzt ist der ganze Jahreslohn dahin und noch weitere 30 Kreuzer dazu! Aber was will das Provisorlein machen? Verdattert und doch nicht ganz ohne Hoffnung, trottet es neben dem Schulmeister her wieder Neckartailfingen zu. Und dort wartet nun Johannes Schick wochenlang von einem Tag zum anderen auf ein Schwichen der Behörde Nichte deren auf ein Schreiben der Behörde. Nichts kommt. Keine Absage. Keine Zusage. Kein Federstrich. Auf eine Weise, die sich nicht schickt, ist nun also dem Schick ein Un-schick zugestoßen. Zum Schulmeister und dessen "einflußreichen Freunden" hat er jetzt kein Vertrauen mehr.

Helf, was helfen mag! Er macht sich auf die Walz von Schulhaus zu Schulhaus bis nach Knittlingen hinunter: "ein stellenloser Provisor frägt um Arbeit an". Aber, es geht wie in dem bekannten Gleichnis: "und niemand gab sie ihm". Nirgends kommt er an. Kein Wunder. Er sieht ja allmählich eher wie ein Bettler aus als wie "was Rechtes". Irgendwo im Unterland ein letzter Versuch. "Mein Mann ist nicht zuhaus", sagt die Frau. Im Dorf erfährt der Unglückliche, der Schulmeister, an den er ja ein Empfehlungsschreiben in der Tasche hat, sei beim Mosten. Doch ehe er sein Anliegen vorbringen kann, sinkt er ohnmächtig über den aufgestellten Obstsäcken zusammen. Der Schulmeister nimmt ihn mitleidig heim und läßt ihm einen warmen Kaffee machen. Dann aber steht der Stellenlose wieder auf

der Straße. Zwei ganze Kreuzer hat er noch. Jetzt nichts wie heim! Wenn es nur nicht so weit wäre! Ohne Wegzehrung wandert er einen ganzen Tag bis in die Gegend von Rottenburg. In dem Flecken, den er am Abend grad noch erreicht, bittet er um ein Nachtlager. Als Schlafgeld kann er seine 2 Kreuzer geben. Nachtessen und Frühstück will er nicht. Er könnte es ja nicht zahlen. Nüchtern macht er sich andern Tags wieder auf den Weg. Beim Anstieg auf die Alb will es schier nicht mehr gehen, aber er zwingt es. Abgerissen, entkräftet, krank kommt er heim, grad wie der verlorene Sohn im Gleichnis, und doch nicht so. Der Ölmüller kennt seine Bibel und sieht den Unterschied. Er tut alles, um seinen Johannes wieder herauszufüttern.

Grad zur rechten Zeit kommt an den Genesenen ein Brief vom Schulmeister in Holzgerlingen, er könne bei ihm als Provisor eintreten. Dort fühlt er sich dann wirklich wohl. Besonders gut meint es mit ihm die Frau des schon bejahrten Schulmeisters. Sie ist klein und ein bißchen bucklig, aber tief fromm und sehr gescheit. Zu Schick ist sie wie eine Mutter. Sie beschäftigt sich gern mit guten Büchern, läßt sich von ihm daraus vorlesen und spricht mit ihm darüber. Zeitlebens bleibt er dankbar für alles, was er auf diese Weise mitbekommt für Kopf, Herz und Gemüt. "Noch nicht ganz 22 Jahre alt", also etwa im Dezember 1792 oder im Januar 1793, bewirbt er sich mit verschiedenen anderen, Jungen und Alten, um die Schulmeisterstelle in Engstlatt. Für die Schulmeisterwahl ist der gegen Ende des 30jährigen Krieges in Württemberg eingeführte Kirchenkonvent zuständig, bestehend aus Ortspfarrer, Vogt (Ortsvorsteher) und etlichen "Richtern". Die letzteren bestimmt aus seiner Mitte ein Kollegium, das etwa dem heutigen Gemeinderat entspricht, von den Bürgern aufs Rathaus gewählte Männer, 4 oder 6 oder auch noch mehr, je nach der Größe der Gemeinde, weshalb sie als "Vierer" oder "Sechser" oder ähnlich betitelt werden. In kleinen Gemeinden sind sämtliche "Vierer" zugleich auch "Richter". In der Kirche sind ihnen für den Gottesdienst besondere "Richterstühle" vorbehalten; sofern die Raumfrage es erlaubt, ist ihre Bankreihe vielerorts durch Klappsitze, Zwischenwände und Armlehnen in einzelne "Ständ" aufgeteilt, so daß jeder zu seinem "Stand" bequemen Zugang hat, ohne seine Standesgenossen belästigen zu müssen. Der Aufgabenkreis des Kirchenkonvents umfaßt die Aufsicht über das kirchliche Gemeindeleben, über Armen- und Schulsachen, seit 1818, bzw. 1822 auch die laufende Verwaltung des örtlichen Kirchen- und Schulvermögens und der örtlichen Armenstiftungen. Zwecks Erfüllung dieser vielseitigen Aufgaben ist der Kirchenkonvent mit begrenzter Strafbefugnis ausgestattet: er darf und soll für gewisse Verfehlungen Geld- und Haftstrafen verhängen

Als Wahlbewerber hat nun also Johannes Schick dem Pfarrer, dem Vogt und den Richtern reihum Besuch zu machen und Red und Antwort zu stehen, damit sie nicht "die Katz im Sack" zu wählen brauchen. Freundlicherweise bietet ihm der Pfarrer sein Geleit an, damit sich der Ortsfremde nicht nach den einzelnen Wohnungen durchfragen muß. Gleich tritt es zutag, daß Schick einen schicken Eindruck macht. Sehr günstig spricht für ihn auch der Umstand, daß er jung, sogar noch ledig und nicht einmal verlobt ist. Bejahrte Familienväter tun halt zuzeiten schwerer. Jetzt muß er in der Kirche zeigen vor versammelter Gemeinde wie er sich auf der Orgel ausnimmt und eber im Choralsingen sattelfest ist. Denn der

Schulmeister hat im Gottesdienst nicht nur Organist, sondern auch Kantor (Vorsänger) zu sein: er muß in der Schule nach Text und Weise die Kirchenlieder einüben und im Zu sein: er muß in der Schule nach Text und Weise die Kirchenlieder einüben und im Gottesdienst den Jugendchor leiten; denn vor und nach der Konfirmation nimmt die Jugend unter Aufsicht des Schulmeisters während des Gottesdienstes streng vorgeschriebene Plätze ein. Man sagt dafür: sie müssen "zum Gesang" stehen, das heißt zu dem jugendlichen Chor als dem Grundstock des Gemeindegesangs. Das war gerade damals wieder besonders wichtig, galt es doch, ein neues Gesangbuch einzuführen. Wir wissen ja Bescheid. Und es war damals kein Haar anders als heute. Die Art und Weise, wie Neues "begrüßt" wird, ist durchaus nicht neueste Errungenschaft, sondern uraltes Erbgut, hat aber, wie alles, seine zwei Seiten, also auch eine gute. Nun, des Ölmüllers Johannes war als rechter Bitzer ein guter Sänger mit einer mächtigen Stimme. Darüber gibt es für die Engslatter nach der Probe keinen Zweifel mehr. Er hat zwar beim Prüfungssingen einmal gestottert. Aber so etwas kann vorkommen und ist zu begreifen; er ist halt ein bißchen "unkeck" gewesen; besser als so ein ganz Kekker! Kurzum, beim Verlassen der Kirche klopft ihm "die große Mrei" auf die Achsel: "Er wirds; ich sags ihm". Und was sie sagt, das gilt im damaligen Engstlatt. Tatsächlich wird er gewählt, bloß muß er halt, wie in Stuttgart, auch wieder eine Zeche bezahlen: von den durchgefallenen Mitbewerbern beansprucht jeder als Schmerzensgeld einen Kronentaler von ihm; fürsorglich begießen stutgart, auch wieder eine Zeche bezahlen: von den durchgefallenen Mitbewerbern beansprucht jeder als Schmerzensgeld einen Kronentaler von ihm; fürsorglich begießen sie dann das Glück des Neugewählten auf dessen Kosten, treulich unterstützt von Vogt und Richtern, Büttel und Nachtwächter, Wegknechten und Hirten. Kein Wunder muß der Gefeierte insgesamt mehr als 50 Gulden berappen. Aber es ist doch nicht der volle Jahreslohn wie in Stuttgart. Von seiner Engstlatter Besoldung mit 112 Gulden im Jahr ist es nur die Hälfte. Zudem hat er jetzt als wohlbestallter Schulmeister und Mesner üblicherweise auch Gelegenheit, Landwirtschaft zu treiben, worauf er sich bestens versteht. Und die zechfrei Gehaltenen? Haben am End die Feuchtfröhlichen schon eine Ahnung — in solch stimmungsvollen Nächten soll ja so etwas vorkommen! —, daß Engstlatt mehr als 50 Jahre keinen —, daß Engstlatt mehr als 50 Jahre keinen neuen Schulmeister mehr braucht und dann von ihnen keiner mehr Gelegenheit haben von ihnen keiner mehr Gelegenheit haben wird, zu Lasten des Nachfolgers mit wachsender Begeisterung auf dessen Wohl anzustoßen? Daß sie den Schulmeister das Schulholz selbst stellen lassen, macht ihnen gar nichts aus. Mehr "Denk" schenken sie der in ihnen aufdämmernden Hoffnung, der ledige Schulmeister werde doch aber recht bald eine Engstlatterin heiraten. Dann kann man ja die Wahldankzeche wettmachen mit der Hochzeitschenke. Drum wird es ihnen heute nach 161 Jahren nur ein es ihnen heute nach 161 Jahren nur ein ganz Unfehlbarer noch nachtragen, daß sie sichs so schmecken ließen.

Jawohl, er hat bald geheiratet. Allerdings nicht die, die deren eigener Vater ihm antrug, "preisend mit viel schönen Reden", auch nicht eine von denen, die ihm auf dem Weg zum Betglockläuten allemal "ganz zufällig" begegneten, sondern die häuslich, sparsam und fromm erzogene Anna Maria Schuler die anderthalb Jahre älter als er Schuler, die, anderthalb Jahre älter als er, in der elterlichen Haushaltung und Landwirtschaft tüchtig herhalten mußte, da sie eine kränkliche Mutter hatte. Schon am 1. Juni 1793 fand in Engstlatt die Hochzeit

Das "Schulgebäude" verdiente diesen stol-zen Namen nicht so ganz. Man erzählte sich, es sei ehemals ein Nonnenkloster gewesen. Wenn das stimmt, so war es allerdings reichlich alt. Denn ein "Beginenhaus" in Engstlatt wird urkundlich schon 1433 er-wähnt. Es wurde in der Reformationszeit seiner seitherigen Bestimmung entnommen. Auf jeden Fall handelte es sich mittlerweile

um ein altersschwaches Bauernhaus, mit dem man sich schon lange keine Unkosten mehr gemacht hatte. Heutzutag würde man von einer "Krachbude" reden. Und tatsächlich hat es auch immer wieder gekracht, indem bald dieser, bald jener Teil einfach zusammenfiel. Ein einzig dastehender Fall war das übrigens durchaus nicht. In Schicks Geburtsort schrieb man im Jahr 1799: "Da das bisherig Schulhaus sehr baufällig war und dem Einsturz drohte, so wurde dasselbe gänzlich abgebrochen und neu aufgeführt". gänzlich abgebrochen und neu aufgeführt". Truppendurchmärsche, teils von Franzosen, teils von Österreichern, bald von Siegern, bald von Geschlagenen, Einquartierungen, Raub und Plünderung, auferlegte Transporte von Munition, Heu und Haber über weite Strecken (bis nach Heidelberg hinunter), Transport samt Lieferung von Mehl, Brot und Haber nach Mengen, Schramberg und Harpherg, hatten Schieks Heimatge. und Hornberg hatten Schicks Heimatgemeinde arm gemacht. Allein in den vier Rechnungsjahren 1793—1798 hatte Bitz 3326 Gulden in natura und 2407 Gulden in bar, zusammen 5733 Gulden, an Kriegskosten zu "prästieren" und weitere 7791 Gulden in den 3 nachfolgenden Jahren. Und in Engstlatt ist es natürlich auch nicht besser gewesen. Wie drückend damals die Armut gewesen. wesen sein muß, geht (vielleicht) daraus hervor, daß im Dezember 1801 "vom Ge-meinschaftlichen Oberamt" (Oberamtmann meinschaftlichen Oberamt" (Oberamtmann und Dekan) den Pfarr- und Vogtämtern aufgetragen wurde, die eingeführten Christkindlein bei den Dötlein (Patenkindern) aufzuheben. Im Bitzer Kirchenkonvent scheint man sich überhaupt nicht damit beschäftigt zu haben. Vielleicht war dieser Brauch in Bitz noch gar nicht bekannt; denn "'s kunnt älls ge Bitz, nu et z'airschte". In Engstlatt aber wurde erklärt, das werde sich wohl kaum ganz durchsetzen lassen. Demgemäß wurde beschlossen, "daß yon

der Kanzel es so verkündet werden soll, daß wegen dem großen Geldmangel und sonstigen anderen Abgaben jeder so billig (rücksichtsvoll) seyn und dem andern seine Ausgaben nicht unnötigerweise vergrößern soll, und daß daher die Gevatterleut es mit-

soll, und daß daher die Gevatterleut es miteinander verabreden sollen, einander entweder gar keine Geschenke oder kaum etwas Weniges zu geben". Übrigens muß man natürlich den Gegenbeweis schuldig bleiben, wenn ein Mißtrauischer den Verdacht ausspricht, mit der Hervorhebung ihrer Armut hätten die Engstlatter bloß "durch die Blume" sagen wollen: "Was gehen euch unsere "Christkindle" an?"
Sei dem wie ihm wolle, — in Engstlatt war Schicks Vorgänger in eigenem Haus gesessen und hatte sich mit dem Gedanken getragen, sein Sohn werde einmal sein Nachfolger werden. Weil man in diesem Fall wieder nichts an das Schulhaus hätte rücken müssen, wäre der Schulmeistersohn für die Gemeinde natürlich geschickter gewesen als der Schi ckvon Bitz. Nur hatte halt eines Tages das Konsistorium geschriewesen als der Schickvoh Bitz, für hatte halt eines Tages das Konsistorium geschrieben, dieser in Aussicht Genommene solle beim Pflug bleiben, so daß er bei der Wahl offenbar gar nicht als Bewerber auftrat. So gab es wenigstens keine Dorffeindschaften, wir gelegentlich anderwie is Fibliober Esi gab es wenigstens keine Dorffeindschaften, wie gelegentlich anderswo in ähnlichen Fällen. Aber selbstverständlich mußte man jetzt wenigstens Stube, Kammer und Küche einigermaßen in Stand setzen. Und das ist auch geschehen. Aber jahrelang blieb die Stube der einzige heizbare Raum im Haus. Erst später wurde für die anwachsende Familie die Kammer untergeteilt und auch heizbar gemacht. Und bis 1816, also fast ein Viertelfahrhundert lang, hatte Schick in seiner Wohnstube sämtliche Schulpflichtigen zu unterrichten und bis 1811 auch das tigen zu unterrichten und bis 1811 auch das Schulholz zu stellen.

(Fortsetzung folgt.)

Heimatliche Anekdoten

Die Musikantenwiese

Als in den Jahren 1910 bis 1913 auf dem Großen Heuberg der Truppenübungsplatz angelegt wurde, erhielt eine Kommission angelegt wurde, erhielt eine Kommission mit Oberamtmann Knapp von Balingen und Landesökonomierat Landerer von Sulz an der Spitze den Auftrag, über den Kaufpreis mit den Eigentümern der abzutretenden Grundstücke zu verhandeln. In Meßstetten sollte sich u. a. auch ein Bauer vom Besitz einer Wiese trennen. Um eine möglichst hohe Entschädigung dafür zu erhalten, bezeichnete er sie als "die beste der ganzen Markung". Aber der sachverständige Landerer durchschaute die Sachlage mit einem Markung". Aber der sachverständige Landerer durchschaute die Sachlage mit einem Blick. "Ja, freilich", sagte er, "das ist eine Musikantenwiese". Der Bauer, der nicht verstand, was der Ökonomierat damit meinte, schaute ihn fragend an. Da fuhr Landerer fort: "Du kannst auf jeden Halm einen Musikanten setzen, und wenn alle blasen, was sie können, so hört keiner den andern".

Geistreich

In einer Gemeinde des Kreises Balingen entdeckte einst der Ortsvorsteher bei einem Kassensturz in der Gemeindekasse einen falschen Zwanzigmarkschein. Pflichtbewußt, wie der Mann war, berichtet er alsbald an das königliche Oberamt über diesen bedenkdas konigierte Oberant über diesen bedeinklichen Fund. Dieses forderte ihn auf, den
falschen Schein einzusenden. Das geschah
denn auch sofort mittels — Postanweisung.
Auf der Post wurde die Fälschung nicht bemerkt, und so nahm sie fröhlich ihren Weg
wieder in den Verkehr.

Schlagfertige Antwort

Der Orientalist Geheimrat Dr. Julius Euting kam einst durch die Freundschaft mit dem aus Ostdorf stammenden Sanskritisten Prof. Martin Haug viel in dessen Heimat,

wo er heute noch in guter Erinnerung ist. Er war ein Mann, dem bei großen Vorzügen des Herzens auch die Gabe schlagfertigen Witzes in reichem Maß verliehen war. Als Wizes in Feichem Maß verhehen war. Als Kaiser Friedrich III., damals noch Kronprinz, einmal nach Straßburg kam, ließ er sich mit den dortigen Gelehrten auch Dr. Euting vorstellen, von dem ihm erzählt worden war, daß er auf seinen Reisen durch worden war, daß er auf seinen Reisen durch Inner-Arabien manche Gefahren zu über-stehen hatte. "So, Sie sind im Innern Ara-biens gewesen?" redete der Kronprinz den Sanskritforscher an. "Jawohl, Kaiserliche Hoheit". — "Auch mit Löwen gekämpft?" fragte er weiter. "Nein, Kaiserliche Hoheit, die hatten gerade Schonzeit", erwiderte Eu-ting in schlagfertiger Abwehr.

Der Schlecker

Der aus Ebingen gebürtige Obermedizinalrat Dr. Landenberger in Stuttgart war ein hervorragender, vielgesuchter Arzt, von dem manche treffende und schlagfertige Äußerung erzählt wird. Einmal wurde er zu einem Patienten gerufen, von dem er wußte, daß er zu den Leuten gehörte, die man mit dem Namen "Genießer" am treffendsten zu bezeichnen pflegt. Um seinen Anordnungen und seiner Mahnung zur Mäßigkeit, mehr Nachdruck zu verschaffen. Bigkeit mehr Nachdruck zu verschaffen, machte er ihn auf die Leiden eines langen Siechtums aufmerksam. "Ach, Herr Ober-medizinalrat", rief da der Genußfreudige aus, "mir wäre es am liebsten, wenn ich einaus, "filtr ware es am hebsteh, wehn tell ein-mal ganz rasch am Herzschlag sterben würde", "Das glaube ich Ihnen gern, Sie Schlecker", sagte Landenberger und ver-abschiedete sich.

Herausgegeben vom Heimat- und Geschichtsver-Herausgegeben vom Heimat- und Geschichtsver-ein des Kreises Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Bellage des "Balinger Volksfreund", der "Ebinger Zeitung" und der "Schmiecha-Zeitung".

Samstag, 31. Juli 1954

Nummer 7

Das Winterlinger Ried, ein kleines Oberschwaben

Von Hans Müller

Das Winterlinger Höhenschwimmbad ist weit über den Kreis Balingen hinaus bekannt. Aber kaum jemand ahnt, daß er von da aus einen sehr schönen und lehrreichen Spaziergang machen kann. Wir gehen die paar Schritte zur Kaiseringer Straße, wo es steil und tief hinuntergeht, und wundern uns, daß das Schwimmbad so nahe an einem Steilhang nicht leerläuft, zumal es garnicht auszementiert ist. Nun spazieren wir zwischen den höchstgelegenen Häusern des Ortes ein paar Minuten in östlicher Richtung. In der Riedstraße tut sich uns ein eigenartig schöner Blick auf: Sehr sanft senkt sich eine ganz flache, breite Mulde hinab, nach unten enger und tiefer werdend. Kleinere Wälder und Verebnungen fügen sich an. Dann schließt im blauen Dunst der Luftperspektive die Zollern-Alb jenseits der Lauchert wie eine breite Kulisse das Bild ab. Wir schlendern gemächlich talab. Da wird bald deutlich, daß es eigentlich drei Mulden nebeneinander sind, die nach unten hin zusammenlaufen. Alles ist sehr übersichtlich, weil außer den Obstbäumen nur Wiesen, Acker und Krautländer da sind. Man muß einmal dort gewesen sein, wenn das Gras niedrig ist und die Äcker umgebrochen. Dann treten alle Bodenwellen klar hervor. Oben ist es eine kleine Stufe im Halbrund, nur wenige Meter hoch. An ihrem Fuße sind Quellen oder wenigstens feuchte Stellen im Gras. Blicken wir aber hinabwärts zu den Ackergrenzlinien, dann merken wir, daß das Ried kein gewöhnliches Tal ist. Denn die Tal-Linien schwingen auf und, ab, und wie eine Barre legt es sich mehrmals quer zur Talrichtung, besonders in der nördlichen, der größten Mulde. Endlich machen unten alle drei Mulden kurzen Prozeß und senken sich kräftig zwischen zwei schmalen Landzungen ein. Sie verbinden sich zu einem einzigen Tal, dem Geißentäle, und nehmen nachher am Sauspitz noch ein solches Tal auf. Auch dieses ist oben aus drei flachen Mulden entstanden. Das Ganze gibt nun das Veringer Tal, das sich zwischen hohen Felsen zur Büttnau hinab wendet und zusammen mit dem Scheertal in die Lauchert "mündet". Aber zurück ins

Die Flurnamen

Unbefangene Beobachter, die lieber ein großes Stück Landschaft mit dem Blick umfassen als ein kleines Stück Landkarte mit der Lupe, also besonders Kinder, meinen mit dem Wort "Ried" das Ganze. Sie tun recht daran. Denn diese sehr sanften Bodenwellen sind so verschieden von den sonst so eigenwilligen Formen der Alb, daß sie wie ein verkleinertes Stück Oberschwaben anmuten. Verstärkt wird der Eindruck durch den dunklen Moorboden, der schon an der Wasserscheide mitten im Ort Winterlingen beginnt und sich bis fast an die Ruine der Riedmühle hinabzieht. Das alles muß also einmal Ried (mittelhochdeutsch: riet = Schilfrohr, Sumpfgras) gewesen sein. Übrig

geblieben sind davon nur noch (als "Ried" im engeren Sinne) zwei kleine Flecken, der im engeren Sinne) zwei kleine Flecken, der obere und der untere Riedweiher. Einer ist ganz, der andere weitgehend verlandet. Wenn nichts zur Erhaltung geschieht, wird in einigen Jahrzehnten dieser Aufsatz zu den wenigen Andenken gehören, die darauf hindeuten. Es gibt ein Büchlein aus dem Jahr 1923 "Über die ehemalige Verbreitung der Weiher in Württemberg", darin heißt es: "Daß aber auch auf der Hochfläche der Albeigentliche Weiher nicht ganz unmöglich sind, beweist die Gegend von Winterlingen, wo jetzt noch mehrere vorhanden sind." Diese Naturweiher waren: der Buebeweiher wo jetzt noch mehrere vorhanden sind."
Diese Naturweiher waren: der Buebeweiher
und der Mädlesweiher an der Stelle des
heutigen Schwimmbades, der Wetteweiher
an der Riedstraße, der mit 1 ha etwa so
groß war wie das heutige Schwimmbad,
dann der erwähnte obere und der untere
Weiher. Die Verlandung geht so rasch, daß
man sie beobachten kann: Ein äußerer Ge-Weiher. Die Verlandung geht so rasch, daß man sie beobachten kann: Ein äußerer Gebüsch-Gürtel von verschiedenen Weidenarten entnimmt dem Boden viel Wasser; die Brennessel deutet die Anwesenheit von Menschen an; dann marschiert ein riesiger Ampfer (Rumex hydrolapatum) resolut in die Sumpfzone hinein; hohe Riedgräser schließen sich an und gehen in Schilfgräser über, die schon im Wasser stehen; der Schlamm-Schachtelhalm (Equisetum limunosum) verdichtet seine Bestände und wird größer; schwer zugänglich ist der breitblättrige Rohrkolben (Typha latifolio). Diese Pflanzen füllen den oberen Weiher schon ganz aus; er hat keine Wasserfläche mehr. Im unteren Weiher säumen die Weiden nicht nur den Rand, sondern gehen bis ins Wasser vor; junge Triebe sieht man geradezu aus dem Wasser wachsen. Dichte Bestände bildet die dunkelgrüne Flatter-Simse (Juncus effusus), die schon bis in die Mitte der Wasserfläche vorgedrungen ist. Von einer andern Seite ist die große Schnabel-Segge (Carex rostrata) vorgestoßen. Auch die gewöhnliche Teichbinse (Scirpus lacustris) ist da, und selbstverständlich wieder der Schachtelhalm. Für Seerosen ist der lacustris) ist da, und selbstverständlich wieder der Schachtelhalm. Für Seerosen ist der Weiher zu klein; aber als Ersatz haben wir den Wasser-Hahnenfuß (Ranunculus tricho-phyllus), dessen Blüten aber auch mit Schwimmblättern auf dem Wasser schwim-men; seine Laubblätter sind dauernd unter Wasser und wie zerfasert; diese Wasser men; seine Laubblätter sind dauernd unter Wasser und wie zerfasert; diese Wasserpflanze wird von Insekten bestäubt, ihre Samen reifen unter Wasser, steigen dann an die Oberfläche und werden oft von Schwimmvögeln verbreitet. Schwimmvögel kommen auf der Durchreise in unser Ried; sogar Möven sind schon dagewesen. Fische, die man wohl leicht zählen könnte, wenn in sich richt Vorsteckten finderen, ich sich richt Vorsteckten finderen, ich sie die man wohl leicht zählen könnte, wenn sie sich nicht versteckten, finden auch ihre Nahrung. Die Ernährung beruht für die ganze Lebensgemeinschaft des Weihers letzten Endes auf dem, was man mit bloßem Auge kaum sieht, auf dem Plankton. Das sind niedere Lebewesen. Sehr einfach gebaut sind auch die Grünalgen, die in so dikken Schlieren vorkommen, daß sie dem Wasserspiegel die Farbe geben. Dabei helfen ihnen die Wasserlinsen, hübsche kleine fen ihnen die Wasserlinsen, hübsche kleine

Schwimmpflanzen. Es gibt viel größere Verlandungsflächen als das Ried; aber auf der Alb sind sie selten, und ein kleines Ried ist eben doch auch ein Ried. Wir sehen an der Pflanzengesellschaft, daß es seinen Namen voll verdient. Daß das Ried einst größer war, zeigen neben der Moorerde auch noch weitere Flurnamen "Mittleres Teich" (mhd.: tich = flache Mulde) ist heute noch ein feuchtes und quelliges Gebiet, besonders im Frühjahr. Wegen "Rausenen" habe ich jahrelang am Ort herumgefragt; Auskunft geben konnte mir ein Kollege aus — Schwieberdingen. Es ist eine schwäbische Mehrzahlform von "Runsen" (mhd.: runs = Rinnsal). Man freut sich immer wieder, wie treffend früher die Flurnamen gewählt worden sind. Am Ortsrand, wo durch das "tuife Gäßle" die Römerstraße ging, heißt ein breiter Streifen "Brühl"; das ist ein (von den Kelten übernommenes) Wort für gutes Wiesenland, das meist der Grundherrschaft gehörte, oft auch mit Buschwerk bewachsen war (wohl Weiden, weil feucht). An das norddeutsche "Bruch" = Moor klingt "Brühl" an. Auch die "Hofäcker" sind dunkler Humusboden und gehörten daher zum "Hof", also zum Besitz des Ortsadels. An den Brühl anschließend haben wir die "Falkenzeile", aber nicht weil die Winterlinger etwa Falken gezüchtet haben, sondern weil man (jetzt noch im Allgäu) das Wort Falken oder "Falchen" für dichtes Ried- und Binsengras kennt. Davon zogen sich somit ganze Zeilen oder Streifen zu den heutigen Weihern hinab, wie wir schon ebenda am Moorboden erkannt haben. Anders sieht es auf "Pfennigäckern" und auf dem "Holdermine" war kein Bergwerk, sondern nur ein Holderstrauch an einem "Meneweg", und mhd.: mene war ein Ochsengespann. Es war der Weg zu den guten Äckern in der "Wanne" und deren Umgebung, Zwischen Ried und Hungerberg ist auch der "Herdweg", einer von den vielen früheren Viehtrieben. Und endlich ist drunten über der Geißenweide der "Lattenrain" (mundartlich: Lattrai); aber da war nicht die Benzinger Grenze mit Latten vernagelt, sondern — nun, wir werden es noch sehen. Es steht-so manches in Büch

Im Ried vor 200 Jahren

Im Jahr 1717 erteilte Herzog Eberhard Ludwig von Wirtemberg den Brüdern Johannes und Ludwig Stierlen zu Winterlingen die Erlaubnis, in Ehestetten eine Mühle mit einem Gerb- und zwei Mahlgängen zu erbauen, wozu es aber nicht kam. 1718 verbot der Vogt zu Balingen und der Amtmann zu Ebingen den Winterlingern gänzlich das Mahlen und Gerben "außer Landes" (Quellenforschung von Dr. Stettner, Ebingen), womit Straßberg gemeint war, das zum Kloster Buchau gehörte. Da bauten sich die Winterlinger selber eine Mühle. Sie legten fichtenhölzerne Teuchel, wahrscheinlich vom Buebeweiher (heute Schwimmbad) und Wetteweiher zum oberen Weiher, leiteten

das Quellwasser vom "tuifen Gäßle", also aus der Hauptmulde herüber in die mittlere Mulde, dämmten den unteren Weiher ab und führten ihm die Quellen der südlichen Mulde zu und dirigierten das gesamte Wasser auf die Landzunge zwischen den Mulden, wo sie die Mühle anlegten. Dort war fester Steingrund und genügend Gefäll für ein großes, oberschlächtiges Mühlrad. Es war dies ein Gemeinschaftswerk ersten Ranges. Was mit den heutigen Mitteln und Möglichkeiten bei gleichem Gemeinsinn zustandekommen müßte, ist fast nicht auszudenken. Man steht aber auch staunend vorder Klugheit und Besonnenheit der Alten, wenn man mit den modernen geologischen Einsichten feststellt, daß die gesamte wasserstauende Lehmdecke ausgenützt, das natürliche Gefäll geschickt verwendet oder sogar überwunden wurde und schließlich als unterirdisches Einzugsgebiet das "Ausland", in diesem Fall ein Teil der Markung Henzingen, mit herangezogen worden ist. Als nachher die Alb trockner und die Lehmdecke undichter wurde, soll nach Aussagen alter Einwohner der Müller unterhalb der Mühle noch einen Mahlgang eingerichtet, also dasselbe Wasser zweimal ausgenützt haben. Gut eineinhalb Jahrhunderte hat die Riedmühle hier oben auf der Alb ihren Zweck erfüllt, bei wachsender Bevölkerung und sinkender Wassermenge natürlich immer weniger. Erst im 19. Jahrhundert entstanden im Ort selber zwei Mühlen, die ohne Wasserkraft arbeiten. Die Mühle im Ried wurde 1889 in ein Dampfpumpwerk umgewandelt, welches das Quellwasser aus dem Ried auf den 827 m hohen Fachberg zu pumpen hatte, von wo es Mensch und Vieh mit Leitungswasser versorgte. 1000 l Wasser kosteten 25 Pfennig. Damals hatte Winterlingen schon 2000 Einwohner. Dieses Unternehmen war von viel geringerer Dauer als die Mühle. Das Pumpwerk soll — so erzählen alte Winterlinger — der Gemeinde Benzingen zum Kauf angeboten worden sein, die jedoch kein lutherisches Wasser haben wollte. Im Jahr 1912 mußte die Wasserleitung herauf gelegt werden aus der Quelle und Mühle des Müllers Bantle in Straßberg, und heute will auch das

sechs) verfallen, die Weiher bis auf einen verlandet. Der Nothelferbrunnen im Brühl, der gesundes Wasser für Kranke spendete, ist vergessen. Das Schwimmbad, von dem uns inzwischen klar geworden ist, daß es trotz seiner Höhenlage morphologisch zum Ried gehört, wurde von 1932 bis 1934 gebaut. So oft es abgelassen wird, hat das Ried reichlich Wasser. Es versickert aber heute schon oberhalb der Mühle. Diese ist wegen der Betonmauern des nachherigen Pumpwerkes eine häßliche Ruine. Das Wasser vom unteren Weiher gelangt in nasser Jahreszeit bis zu einer schönen Eiche unterhalb der neu angelegten Jungviehweide. Dort hört das Ufergebüsch auf, und bis hinunter in die Büttnau haben wir nur noch ein Trockental. Zur Verschönerung des Rieds hat der württembergische Baurat Ehmann beigetragen durch Anlegen einer Obstbaumpflanzung. Pappelpflanzungen und die Anlage eines kleinen Vogelschutzgehölzes sind sehr erfreuliche Neuerungen. In wirklich dankenswerter Weise setzt sich Herr Landrat Fr. Roemer für die Erhaltung des oberen Weihers ein.

Wie ist dieses Ried entstanden?

Viele Täler beginnen mit flachen Mulden; aber sie sind auf der Alb Trockentäler. Das ist das Ried nicht, es wird erst unterhalb der Mühle zum Trockental. Das ist eigenartig. Müßte nicht gerade weiter unten Wasser sein, wo doch das Einzugsgebiet immer größer wird? Besonders hohe Niederschläge können auch nicht vorliegen, denn Winterlingen liegt nicht in der Zone der Steigungsregen am Albrand. Auch ist es nicht wie beim Ebinger oder Spaichinger Ried, die auf den Rückzug eines einst größeren Flusses zurückzuführen sind. Noch weniger kommt eine Stauung durch die Endmoräne eines eiszeitlichen Gletschers in Frage (wie etwa bei Buchau), denn auf der Alb waren keine Gletscher. Und doch kommen wir damit der Sache näher. Der Gletscherrand war in der Riß-Eiszeit bei Hanfertal-Nollhof. Wegen der eisigen Fallwinde mußte die Alb vegetationslos bleiben, und so erklären wir uns die blendend hellgelbe Farbe des Riedlehms unter der Moorerde. Hätten Pflanzen wachsen und wieder absterben können, sie hätten durch ihren Kohlegehalt den Lehm grau gefärbt. Nur selten durchbrach das Sonnenlicht die dunstig-kalte Atmosphäre. Der tiefgefrorene Boden wurde höchstens oberffächlich aufgetaut; zähflüssig wie Teig setzte sich der Schlamm auch bei ganz geringem Gefäll talab in Bewegung (Bodenfließen). Er floß nicht weit, denn die Täler

waren noch gar nicht sehr eingetieft. Vielmehr schob er sich zusammen, und so bilde-ten sich die weitgeschwungenen Kurven in der Gefällsrichtung bzw. die Wülste quer zum Tal; Wannen entstanden, in denen das Wasser stehen blieb. Das sehen wir auch sehr schön im Rossental bei Truchtelfingen oder zwischen Sandbühl und Schopfloch bei Meßstetten. Daß der Riedlehm nicht vom fließenden Wasser angeschwemmt ist, sehen wir daran, daß die Steine in ihm sitzen wie wir daran, daß die Steine in ihm sitzen wie Rosinen im Kuchen. Sie müßten am Grunde liegen; denn Wasser sortiert! — Nun haben wir aber erst gesehen, wie der Lehm bewegt wurde, noch nicht, wie er entstanden ist. Darüber können uns die "Kugelsteine" Auskunft geben, jene oval gerundeten Gerölle, wie sie auf dem Hungerberg und dem Eistand und Verm Lehm mit wie sie auf dem Hungerberg und dem Eisberg in Mengen liegen und vom Lehm mit ins Ried hinuntergeschleift wurden. Oft sehen wir an ihnen ganz flache Eindrücke, welche beweisen, daß sie einst in dichter Packung aneinanderlagen und sich an eben diesen Stellen berührten. Wieso haben sie sich aber voneinander entfernt? Weil erstens viele verwittert sind und weil sie zweitens durch das Bodenfließen auseinander gezogen wurden. Und die verwitterten Kugelsteine? Das ist ja eben (zum Teil) unser Lehm. Freilich muß immer eine große Menge Kalkstein vom Wasser aufgelöst werden, damit eine kleine Menge Lehm entsteht. Aber dafür war ja genügend Zeit vor-Menge Kalkstein vom Wasser aufgelöst werden, damit eine kleine Menge Lehm entsteht. Aber dafür war ja genügend Zeit vorhanden: Die Tertiärzeit, als dieses in der Hauptsache geschah, dauerte ja nur die Kleinigkeit von 60 Millionen Jahren! Warum in aller Welt hat aber gerade das Ried die Lehmdecke und andere Markungsteile nicht? Weil im jüngeren Tertiär das Burdigalmeer und dann noch einmal ein riesiger oberdeutscher See bis Winterlingen gingen. Nördlich war Land. Lehm und Kugelsteine sammelten sich in der Küstenregion an. Schön und gut, aber dann müßten doch zwischen Winterlingen und Sigmaringen noch mehr Riede sein. Sind auch. Nur nicht so gut ausgebildet (z. B. Deutenbrunn bei Benzingen), weil donauwärts die Täler stärker heraufgreifen und schon zuviel verker heraufgreifen und schon zuviel verändert haben. Noch eine Erklärung für die Entstehung von Lehm: Am unteren Weiher finden wir Spuren eines Jurakalkes, der besonders tonreich ist. Es ist die unterste Lage sonders tonreich ist. Es ist die unterste Lage der Weißjura-Zeta-Schicht; sie ist gerade deswegen so stark abgetragen, weil sie wegen ihres hohen Tongehalts rascher verwittert als etwa unser Felsendolomit, der an der Riedmühle im Untergrund sichtbar wird. Der tonige Zeta-Kalk steht auch am "Lattenrain" an. Sagen wir nicht "Letten" zu einem schweren, bei Nässe glitschigen Boden? So haben wir eine Deutung dieses Flurnamens und brauchen nicht das Ende der Welt mit Latten zu vernageln.

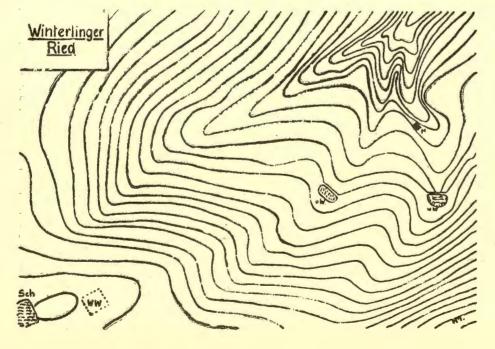
Fassen wir zusammen: Aus dem Material des Jurameeres, umgeformt im Tertiärmeer,

Fassen wir zusammen: Aus dem Material des Jurameeres, umgeformt im Tertiärmeer, verfrachtet durch das diluviale Bodenfließen, so entstand die Lehmdecke im Ried. Da Lehm das Wasser nicht durchläßt und sich zudem noch sehr flache Wannen gebildet hatten, konnte sich eine Wasserbedeckung bilden, die infolge Verlandung den Moor-

boden ergab.
Nach allen diesen Erwägungen und Nachforschungen sehen wir ein so kleines Stück Landschaft mit ganz andern Augen an, und wer kein Stockfisch ist, hilft gern zu seiner Erhaltung und Verschönerung.

Das Hornberger Schießen

Das kleine Dorf Hornberg im Schwarzwald wollte einstmals ein großes Schießen halten, machte gewaltige Zurüstungen und lud alle Welt zu diesem Fest ein. Wirklich hatten die Hornberger auch für alles, was bei einem solchen Schießen erforderlich ist, wohl gesorgt; nur eins hatten sie vergessen — das Pulver. Daher rührt die Redensart, wenn eine mit viel Lärm angekündigte Unternehmung still endet: as geht aus wies Hornberger Schießen.



... hab eat Balgingam

Von Dipl.-Ing. R. Kerndter

Geschichtliche Tatsachen können auf mannigfaltige Art bezeugt sein. Als besonders wertvoll haben von jeher die schriftlichen Urkunden gegolten und unter ihnen wieder diejenigen, die zum erstenmal Namen von geschichtlichen Persönlichkeiten men von geschichtlichen Persönlichkeiten oder von Ortschaften nennen. So bringt z.B. die Schenkungsurkunde vom 27. 3. 783 des Klosters St. Gallen die früheste Nachricht über eine Reihe von Gemeinden des Kreises Balingen, die zweifellos schon viel älter waren, deren Namen nun aber im 8. Jahrhundert offenbar erstmals in Urkunden auftauchten. Verhältnismäßig spät wurde Balingen genannt; als die älteste schriftliche Urkunde über die jetzige Kreisstadt gilt das Testament des Markgrafen Eberhard von Testament des Markgrafen Eberhard von Friaul, der zu Musiestro in der Trevisaner Mark seiner zweiten Tochter Judith u. a. "Balginga" vermachte, während sein ältester Sohn Unruoch sein sonstiges Besitztum in Alemannien erbte. Eberhard war der Ge-mahl Giselas, der jüngsten Tochter Lud-wigs des Frommen; auf Eberhard geht wahrscheinlich das Dynastengeschlecht Urach-Fürstenberg zurück.

Urach-Fürstenberg zurück.

Am Schluß des Testaments heißt es "Actum in comitatu Tarvisiano in corte nostra Musiestra, imperate domino Hludovico augusto, anno regni eius Christo propitio XXIV". Diese Zeitangabe würde auf das Jahr 873 als das 24. Regierungsjahr des Kaisers Ludwig II. hinweisen. Weil aber nach anderen Nachrichten Margraf Eberhard 864 oder 865 n. Chr. gestorben ist, liest man heute XIV statt XXIV und gelangt so zu 863 als dem wahrscheinlichen Jahr, in dem das Schriftstück abgefaßt wurde. das Schriftstück abgefaßt wurde.

Das Testament Eberhards ist uns vermut-

das Schriftstück abgefaßt wurde.

Das Testament Eberhards ist uns vermutlich ungekürzt in dem "Spicilegium" betitelten Werk des Benediktinermönchs Lucas Achery erhalten, einer Quellensammlung, deren 12. Band 1675 in Paris erschien (Parisiis. M.DC.LXXV. Cum privilegio Regis, et Superiorum permissu). Im 13. Abschnitt macht dort Achery nach einigen frommen Vorbetrachtungen über eine Klostergründung ("origo sive historia monasterii Cisoniensis") seine im Titel des Gesamtwerkes angekündigte Absicht wahr, alte Urkunden und Schriftsteller, die in Bibliotheken verschollen waren ("veterum aliquot scriptorum qui in Bibliothecis, maxime Benedictinorum latuerant"), wieder oder erstmals ans Tageslicht zu ziehen ("prodeunt nuncrimum in lucem"). Er bringt als erstes der für jedes Kloster wichtigen Dokumente ("per chartas quasdam selectas") den Wortlaut des erwähnten Testaments (Testamentum Evrardi comitis)

laut des erwähnten Testaments (Testamentum Evrardi comitis)

Der Text beginnt in nicht gerade klassischem Latein mit den Worten: "Ich, Graf Eberhard, habe zusammen mit meiner Gemahlin Gisela Anordnungen getroffen, nach denen unsere Kinder einst nach unserem Hinscheiden unsern unter ihnen . . . geteilten Besitz . . innehaben sollen" (Eurardus comes cum conjuge mea Gisla facere decrevi qualiter nostri infantes quandoque post postrum postrum praedium nostrum inter crevi qualiter nostri infantes quandoque post obitum nostrum praedium nostrum inter se . . . divisum . . . obtinere debeant). Auf diesen Besitz nimmt ein Regest in Bd. 6 des Württ. Urkundenbuchs Bezug; es wird dort mitgeteilt, daß Eberhards Sohn Unruoch das Friauler und schwäbische Besitztum erhielt ("tam in Langobardia quam in Alamannia") außer dem an Judith fallenden Balingen nebst Zubehör ("praeter Balgingam et ea, quae ad eam pertinere videntur"). Eberhard hatte als Markgraf (marchio) einen wichtigen Posten inne, mußte doch Karl der Große zum Schutz der eroberten Grenzlande in die spanische, bretonische, dänische, serbische, avarische und friaulische Mark zuverlässige und kriegstüchtige lische Mark zuverlässige und kriegstüchtige Leute entsenden, um den Bestand des Fran-kenreiches zu sichern Friaul, das alte "Fo-

rum Julii" der Römer, wurde im 6. Jh. n. Chr. von den Langobarden erobert und im Jahre 776 zur Mark des fränkischen Reiches gemacht, als Karl den Langobardenkönig Desiderius niederwarf. Im Jahre 828 fand eine Aufteilung der Mark in die vier Graf-schaften Friaul, Istrien, Krain und die tre-visanische (veronesische) Mark statt und so ist es zu verstehen, daß Eberhards Testa-ment auf dem Hof Musiestro in der Trevisaner Mark ausgestellt wurde ("Actum in comitatu Tarvisiano in corte nostra Musi-estro"). Die Markgrafschaft Friaul mußte Eberhard, der Sohn Unrucchs I., schon im Jahre 846 innegehabt haben, da uns aus diesem Jahr ein Brief erhalten ist, den der bekannte Mainzer Erzbischof Rhabanus Maurus dorthin an ihn schrieb. Achery läßt Maurus dorthin an ihn schrieb. Achery läßt in seinem Werk auf das Testament Eberhards eine Lobeshymne auf den "heiligen" Eberhard folgen, dann berichtet er von einer Schenkung Giselas und anschließend, aus dem Jahre 868, von einer Übereignung an das Kloster, wobei Gisela — die Tochter der Welfin Judith, die Enkelin Karls des Großen — bereits von ihrem Witwenstand ("viduitati meae") spricht.

Eberhards Nachfolger war, wie schon er-

Eberhards Nachfolger war, wie schon er-wähnt, sein ältester Sohn Unruoch III., nach

dem 874 sein Bruder Berengar das Friauler Markgrafenamt übernahm, das dann 952 von Otto dem Großen mit der Verwaltung von Otto dem Groben init der Verwaltung von Bayern und Kärnten vereinigt wurde. In Eberhards Testament sind sieben Kin-der genannt: Unruoch, Berengarius, Ada-lardus und Rudolfus, ferner die Töchter Engeltrud, Judith und Heilvik. Die für Balingen entscheidende Stelle lautet: "De filia-bus vero nostris volumus ut Ingeldrud ha-beat Ermen et Mareshem, Judith vero volubus vero nostris volumus ut Ingeldrud habeat Ermen et Mareshem, Judith vero volumus ut habeat Balgingam et cortem nostram in pago Moila, quae vocatur Helisheim: Hinsichtlich unserer Töchter ist es aber unser Wille, daß Engeltrud E. und M. besitze, Judith dagegen Balgingen und und unsern Hof im Gau Moila, der Helisheim genannt wird." Moila war ein Gau zwischen Maas und Ruhr und der Hof kann somit in der Nähe der Karolingerpfalz Aachen ("Aquisgrani palatio nostra") vermutet werden. "Balginga" dürfte ziemlich eindeutig Balingen bedeuten, dessen Name ja vor 1400 "Balgingen", "zu den Balgingen" (Siedlung der Leute des Balgo) lautete. Außer Betracht kommt wohl "Bahlingen" in Baden, da dieses in den Urkunden meist "Baldingen" heißt.

Man wird in "Balginga" — bei der Aufzählung von Unruochs Erbe heißt es auch "in Alamannia, praeter Balguinet" — nicht nur ein Dorf sehen. Zwar heißt es im Testament nicht "curtis Balginga", aber man

Lautlingen beschwerte sich 1811 über die Gräfliche Herrschaft beim König

Von Heinz Raasch

In Nr. 5 der "Heimatkundlichen Blätter" In Nr. 5 der "Heimatkundlichen Blatter" wurde in dem Aufsatz "Rechtsverhältnisse und Gerichtsbarkeit in Lautlingen" auch über das Leibeigenrecht und die sonstigen Vorrechte der Patronatsherrschaft berichtet. Im Jahre 1811, fünf Jahre nach der Einverleibung Lautlingens in den Württembergischen Staatsverband, beantragte der Gemeinderst in einer Immediateingabe an Gemeinderat in einer Immediateingabe an den König die Befreiung von den herr-schaftlichen Lasten. Bemerkenswert ist die Antwort des Königlichen Rentamtes auf diese Eingabe, das im Namen des Königs alle überlieferten Rechte der Gräflichen Herrschaft erneut bestätigte.

Die Ortschronik enthält darüber folgenden Eintrag vom Jahre 1811:
"Beschwerde der Gemeinde Lautlingen über die Gräfliche Herrschaft beim König: über die Gräfliche Herrschaft beim König: Die Gemeinde Lautlingen beschwert sich in einer Immediateingabe an den König über die harten Beschwerden, mit denen sie von der Gutsherrschaft der Grafen von Stauffenberg so hart belastet wird: Es ist bereits 5 Jahre, als wir das Glück hatten, unter das milde Scepter Württembergs zu kommen, überzeugt, daß der König nur das Glück der Untertanen zu fördern trachte als wahrer Landesvater. Als frühere Ritterschaftliche Untertanen waren die Lautlinger dem Grafen von Stauffenberg leibeigen und haben einen unbedingten Frohn und alle Abgaben an Stauffenberg entrichtet. Hoffend, als sie württembergisch wurden und dem König hulfenberg entrichtet. Hoffend, als sie württembergisch wurden und dem König huldigten, der alten Herrschaft, wo nicht ganz, so doch in einigen Stücken entledigt zu werden. Fünf Jahre seit 1806 die alten Lasten getragen, nicht mehr im Stande, die Bürde zu tragen, sowohl dem König als dem Grafen von Stauffenberg. Bitte um Erleichterung. Starke Verschuldung durch Krieg und Viehseuchen, Last des Schulneubaues. Wir ersterben in aller Unterthänigkeit im Namen der Gemeinde: Franz Maute, Schultheiß; Carl Oswald, Johann Schmid, Franz Reinauer, Johann Leibold."

Die Antwort des Königlichen Rentamtes

"Nach dem Königlich ergangenen Mani-fest verbleiben die Rittergutsbesitzer im

Besitz und Genuß der bisher rechtmäßig bezogenen gutsherrlichen Revenüen, deswegen kann sich die Gemeinde über die schuldigen Abgaben und Frohndienste nicht beschweren. Die Leibeigenschaft und Frohndienste sind durch Lagerbuch festgelegt und bestehen seit unvordenklichen Zeiten. An Gefällen bezieht die Herrschaft:

a) eine jährliche Leibsteuer einer Henne,

a) eine jährliche Leibsteuer einer Henne, wofür 3 Kreuzer pro Stück bezahlt werden.

werden.
Im Todfall ist die Herrschaft seit vielen Jahren vom Naturalbezug oder
Geldäquivalent aus Mitleid gegen die
Unterthanen abgegangen und hat den
Todfall den Vermögensumständen nach sehr gering ausgelegt.

Manumissionsgeld: reguliert auf 2¹/₂% des hinausziehenden Vermögens.

Die Frohndienstschuldigkeiten sind

des hinausziehenden Vermögens.
Die Frohndienstschuldigkeiten sind
mehrfältig. Viele sind nur selten zu
praestieren. Das Utile ist sehr unbedeutend. Die Pflichtigen erhalten bei
den mehrlasten Geschäften Kost und
Lohn. Die Frohndienste werden meist
durch alte gebrechliche Leute und Kin-

der versehen.
Frucht- und Geldgefälle: nach Lager-buch aus Häusern und Hofstätten, aus Erblehensgütern, aus Fall- und Schupflehen.

lehen.

Neben der Gutsherrschaft bezieht die Kammerverwaltung Ebingen und Pfarrei und Kirchenfabrik Gefälle aus der Gemeinde. An Kriegskosten übernahm die Herrschaft ein Drittel als freiwilligen Beitrag. Schlimmer als Kriegsschulden und Seuche ist die üble Wirtschaft der Kommune Lautlingen. Die Gemeinde hat 808 Morgen Wald und 823 Morgen Weide und Allmand. Die Herrschaft hat der Kommune und der Bürgerschaft keine Lasten oder Abgaben aufgebürdet, wozu sie nicht durch gültigen Rechtstitel befugt ist. Sie bestrebte sich vielmehr, dieselben zu erleichtern, ihr Wohl zu befördern, der Armut zu steuern und den Bedürftigen teils durch milde Beiträge zur Erlernung nützlicher Professionen zu unterstützen. Beitrag der Herrschaft zum Schulhausbau: 160 fl. 321/2 Kr."

kann annehmen, daß der Balinger Besitz größer war und vielleicht in einem Herrenhof und einigen zugehörigen Höfen bestand. "Curtis" war in der Karolingerzeit ein Königs- oder Edelhof, der sowohl landwirtschaftliches Mustergut als auch militärischer Stützpunkt und zugleich oft Sitz irgendeines vom König ernannten Machthabers war. "Balginga", in der Nähe von "Rotunvilla", der Karolingerpfalz Rottweil, und im Besitz einer mit dem Herrscherhaus nahe verwandten Familie, könnte in der Tat ein über das Dorf Balingen gebietender Herrenhof gewesen sein.

Altbalingen gruppierte sich um die jetzige Friedhofkirche. In ihrer Nähe könnte man jenen zentralen Hof vermuten, auch

Altbalingen gruppierte sich um die jetzige Friedhofkirche. In ihrer Nähe könnte man jenen zentralen Hof vermuten, auch könnten später dort vielleicht die Herren von Balingen gehaust haben, die sich dann eine Burg bauten dort, wo heute noch die Straßenbezeichnung "Auf der Burgenwand" auf "Burkwang", auf den Burghügel hindeutet. Erst seit der Stadtgründung 1255 verlagerte sich der Schwerpunkt Balingens auf das linke Eyachufer und erst nach 1403 begann das Zollernschloß, ursprünglich

etwa 300 Jahre lang das Amtshaus der württembergischen Vögte, ein Wahrzeichen der Stadt zu werden. Aus gewissen Resten hat man allerdings geschlossen, daß das Amtshaus dort erbaut wurde, wo zuvor eine Burg, vielleicht die Talwohnung der Herren der Schalksburg, stand.

Es darf als ein Glücksumstand bezeichnet werden, daß sich Acherys Spicilegium und damit das Testament des Markgrafen Eberhard das gestmals. Balginga" erwöhnt im

Es darf als ein Glücksumstand bezeichnet werden, daß sich Acherys Spicilegium und damit das Testament des Markgrafen Eberhard, das erstmals "Balginga" erwähnt, im Kloster Weingarten erhalten hat. Das Testament enthält eine Fülle kulturgeschichtlichen Materials, so daß bei seiner Interpretation "Balingen im 9. Jahrhundert" zu einem Begriff wird, wenn man mit der nötigen Vorsicht die Verhältnisse "in supradictus locis" auch auf den Herrenhof Judiths überträgt. "Judith . . . habeat Balgingam – Judith . . möge Balingen haben!" heißt es in jenem alten Text. Für uns, die Freunde der Heimat und ihrer Vergangenheit, gilt es, die Überlieferungen zu studieren, zu erwerben, um zu besitzen. Dann wird Altes wieder lebendig und auch wir

mögen Balingen haben!

Ernstes und Heiteres aus dem Leben eines Schulmeisters

Von Pfarrer Gaß

(3. Fortsetzung)

Wie man unter solchen Verhältnissen wohnen, haushalten und einigermaßen erfolgreich unterrichten konnte, kann der heutige Mensch trotz Kriegs- und Nachkriegserfahrungen sich eigentlich nicht mehr vorstellen, auch wenn man in Betracht zieht, daß in etlichen Fächern die jüngeren Jahrgänge nicht anwesend waren. Damals wurde man mit solchen Schwierigkeiten noch fertig, nicht nur in Engstlatt, sondern so ziemlich überall, auch in Bitz. Die Ansprüche hinsichtlich des Lehrziels waren natürlich weit kleiner. Man hatte auch durchweg bessere Nerven.

Je nach dem Fach, das gerade "dran war", durfte eine Gruppe sitzen und schreiben, indessen die andere Gruppe, die vielleicht Kopfrechnen trieb, stand, wahrscheinlich etwa so, wie heute in einem überfüllten Postomnibus. Und vermutlich (??) sind dabei alle kreuzbrav und mäuschenstill gewesen. Sie müßten dann allerdings aus Holz gewesen sein. Und das waren sie in Engstlatt so wenig wie anderswo. Später hat Johannes Schick selbst nicht mehr gewußt, wie er es in den ersten Jahren eigentlich angegriffen habe, seiner schweren Aufgabe gerecht zu werden. Umso dankbarer war er zeitlebens für viel Anregung, Rat und Hilfe, die er bei Pfarrer Flattich fand. Dieser, ein Sohn des bekannten Originals auf dem Gebiet der Erziehung und Seelsorge, kam fast täglich in die Schule, wurde auch Pate der Schulmeisterskinder und half seinen Patensöhnen nebst etlichen anderen Engstlatter Bauernbuben durch Privatstunden ihre Volksschulbildung ergänzen. Mehr als 30 Jahre lang (am 25. November 1824 amtet Flattich zum letztenmal als Vorsitzender des Engstlatter Kirchenkonvents) durften die beiden Männer miteinander in Engstlatt zusammenarbeiten, was nicht nur für sie, sondern auch für die Gemeinde von größtem Wert war.

Immer aber müssen wir bedenken, die geschilderten Zustände waren durchaus nicht Ausnahme, sondern Regel, weshalb die heutigen Engstlatter sich ihrer Vorfahren durchaus nicht zu schämen brauchen.

Ganz besonders schätzte Schick die junge Einrichtung der "Konferenzen" (dienstlich angeordnete Zusammenkünfte) zur Förderung der theoretischen und praktischen Weiterbildung der Lehrer in gegenseitiger Aussprache über Aufsätze, die die Einzelnen reihum über bestimmte Fragen und Stoffgebiete zu fertigen und vorzutragen hatten. Hier wurde er wahrscheinlich auch noch nä-

her bekannt mit dem Schrifttum des großen Meisters auf dem Gebiet der Erziehung Amos Comenius (1592 bis 1670), zuletzt Bischof der Brüdergemeine in Böhmen. Schicks eigene Erkenntnisse über das Schulhalten und die Art und Weise, wie er diese seine Gedanken zu verwirklichen suchte, lassen von vornherein stark vermuten, daß er sich diesen Mann ganz bewußt zum Vorbild erwählt hatte. Gegenüber vielen zeitgenössischen Verfechtern neuer Methoden lautete sein Urteil, vom Schulhalten habe Comenius schon vor 100 Jahren mehr verstanden als diese. Überhaupt ist es eine Freude zu sehen, wie sehr er gerade auch auf diesen Konferenzen sein selbständiges Denken sich wahrt und mit der eigenen Meinung nicht hinter dem Berg hält.

Es war zum Beispiel damals "modern", das gedächtnismäßige Einüben von Kirchenliedern, Bibelsprüchen und Katechismus als mehr oder weniger wertlos, ja als gefährlich hinzustellen: es solle nichts auswendig gelernt werden, was nicht gründlich verstanden sei. Demgegenüber betont Schick, in einem einzigen kurzen Bibelspruch können Wahrheiten liegen von solcher Tiefe, daß selbst Engel sie nicht ermessen können, während andererseits schon dem Kind ein erster Zugang zu ihnen sich auftun lasse. Das sei ja nun eben die Aufgabe, gegebenenfalls die Kunst des Lehrers. Man möge doch nicht die Wirkungsmöglichkeit gelernten Memorierstoffes vergessen und nicht auf Kosten gedächtnismäßiger Einprägung in übertriebener und einseitiger Weise auf den Verstand allein abheben. Wir erfahren durch Schick bei dieser Gelegenheit, damals sei es so gewesen: solange die Kinder zusammen mit den Eltern in der Kammer schliefen, hörten sie, wie Vater und Mutter Lieder und Bibelworte aus dem Gedächtnis beteten, und eben diese Gebete seien dann ihnen selbst im Lauf des Lebens mit wachsendem Verständnis lieb und teuer geworden — "eine späte Frucht aus dem Schulsack der Eltern sogar noch für die Kinder. In vielen Häusern sei es sogar Brauch gewesen, daß die Eltern ihre Kinder beim Läuten der Frühglocke weckten, um mit ihnen, wie am Abend, laut zu beten in auswendig gelernten Bibel- und Liedworten. Dann erst seien die Eltern aufgestanden, die Kinder aber hätten noch einmal schlafen dürfen. "Brauch?" Jawohl. "Bloßer" Brauch? Da und dort vielleicht auch dies. Dann aber jedenfalls nicht der schlechteste. Ebenso offen konnte Schick übrigens auch dem heulenden Lobpreis der "guten, alten Zeit" ins Wort fallen. So hat er einmal die

Aufgabe bekommen, für die Konferenz einen Aufsatz zu fertigen über folgendes Thema: "Man macht die Erfahrung, daß die Kinder von 12 bis 14 Jahren nicht mehr fortschreiten, wie sie in früheren Jahren fortgeschritten sind. Wie kommt's?" Nun geht er im einzelnen alle Schulfächer durch, um seine gegenteilige Meinung zu begründen. Jahrhunderte hindurch, so sagt er, habe man die Sonne betrachtet und dabei täglich die Beobachtung zu machen geglaubt, daß sie um die Erde kreise. Diese "Erfahrung" habe ihren Grund aber nicht in der Wirklichkeit, sondern nur im Augenschein gehabt, weil eben die Beobachtung an der Oberfläche hängen geblieben sei und nicht genug Tiefgang gehabt habe. Geradeso sei es mit der "Erfahrung", die man bei der Jugend zu machen behaupte: auch hier habe oberflächliche Beobachtung zu trügerischer "Erfahrung" und die trügerische Erfahrung zu einer falschen Behauptung geführt. Ob er bei Kollegen und Vorgesetzten damit viel Beifall gefunden hat, ist für mich nicht feststellbar. Wäre aber Jugend dabei gewesen, brauchten wir nicht lang zu fragen, wie sie sich wohl dazu gestellt hätte. Für diesen Schulmeister wärs schade, wenn man schon zu seinen Lebzeiten diesen Achtung gebietenden Titel abgeschafft hätte. Denn das, was man heute in abfälligem Sinn als "schulmeistern", wie auf anderem Gebiet als "predigen" versteht, lag ihm denkbar fern.

Noch einmal wollen wir dran denken: bis zu 120 Dorfkinder in der eigenen Stube, neben der eigenen großen Haushaltung: der Dreck bei Regenwetter; die Schneewasserlachen im Winter! Der Lärm und die Luft zu allen Jahreszeiten! Wie aber, wenn die Frau Schulmeister krank wurde oder eines der Kinder? Und das zur Winterzeit? Und die Kammer war doch nicht heizbar! Da wird halt das Bett in der Wohn- bezw. Schulstube aufgeschlagen. Noch ein Vorhang davor. Und schon ist das friedlich stille, freundlich helle, wohl temperierte und durchlüftete, staub- und bazillenfreie Einzelkrankenstübchen fertig, drin alles dazu beiträgt, im Kranken einen unbändigen Willen zur Genesung zu entfachen. Handelt es sich aber um ernstliche und gefährliche Erkrankungen in der kalten Jahreszeit oder um ein winterliches Wochenbett, dann hilft alles nichts: der Unterricht muß eine Zeitlang ausfallen (etliche Winter hintereinander je 5 bis 6 Wochen lang) und die kinderreichen Mütter seufzen: "Wenn nu au im Schuelhaus 's Gröbst bald wieder überstanda ist!"

Besonders lieb und förderlich werden der Frau Schulmeister in gesunden und vor allem in kranken Tagen die Singstunden gewesen sein. Und gerade sie waren doch für die Einführung des neuen Gesangbuches von 1791 dem Mann doppelt wichtig, weshalb er hiezu meistens alle Jahrgänge zusammennahm. Denn ohne die Kinder war er sonntags als Organist und Kantor machtlos gegenüber dem angetroffenen Kirchengesang, der, wie berichtet ist, "sehr zerfallen" war. Und-dazuhin galt es auch noch, neue Weisen einzuführen und die alten Weisen von den "widerlichen Schnörkeln" zu reinigen, in die man damals im Schwabenland seine ganze Inbrunst hineinzulegen wußte. So oft der Schulmeister für ein Lied die neue Weise anstimmte, sang die Gemeinde todsicher die alte. Versuchte er es entgegenkommenderweise mit der "gereinigten" alten, so war es ebenso unausbleiblich, daß seine Engstlatter geradezu hineinkniet en in die zum Tod verurteilten "Schnörkel". Es war wie verhext.

Fortsetzung folgt.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des "Balinger Volksfreund", der "Ebinger Zeitung" und der "Schmiecha-Zeitung".

Samstag, 28. August 1954

Nummer &

Von der Balinger Rotgerberzunft

Von Fritz Scheerer

Die Verleihung der Marktgerechtigkeit durch Graf Friedrich von Zollern (1255) darf als Markstein in der wirtschaftlichen Entwicklung der Stadt Balingen gewertet werden. Wenn auch anfangs wohl die Gewerbetätigkeit verhältnismäßig gering gewesen sein mag, so hat die Abhaltung der Märkte, deren es in Balingen zuerst drei waren (Fastnacht, Pfingstdienstag und am Christabend), sicher dazu beigetragen, das bestehende Gewerbe zu fördern und neue Gewerbezweige in die Stadt zu ziehen. Zu den ältesten in Balingen urkundlich erwähnten Handwerkern gehören Bäcker, Müller, Metzger und Wirte. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts werden in dem Balinger Vertragsbuch dann noch die Weber und Gerber genannt und in einem Vermächtnis des Grafen Eberhard vom 24. 2. 1482 wird erstmals eine Mühle vor dem "Gerbertor" erwähnt. In den beiden folgenden Jahrhunderten entwickelte sich das letztere Handwerk zu einem blühenden Gewerbe. Obwohl mit dem Jahr 1633 der Faden einstweilen abreißt, da das verhältnismäßig geordnete Handwerk durch die rauhen Kriegsscharen vernichtet wurde, können wir feststellen. daß 20 Jahre nach dem Westfälischen Frieden sich das gewerbliche Leben wieder regte, daß eine Anzahl tätiger Meister vorhanden war, die auch die Lehrlingsausbildung in die Hand nehmen konnten; ja ihre Zahl stieg bis zu Beginn des 18. Jahrhunderts so hoch, daß sich die Rotgerber zu einer festen Organisation zusammenschließen konnten, der Rotgerberzunft.

Ben konnten, der Rotgerberzunft.

Das "Gesellen- und Meisterbuch des ehrsamen Rothgerberhandwercks zu Bahlingen, begonnen im Jahre 1718" (ob 1718 das Gründungsjahr ist, ist nicht mehr feststellbar) nennt um diese Zeit nicht weniger als 45 Meister. Die Weißgerber sind nicht darin enthalten, da diese ihre eigene Zunft hatten. Jeder Rotgerber verpflichtet sich, dieser Arbeits- und Einkaufsgemeinschaft beizutreten. Aufgenommen konnte nur werden, wer vorschriftsmäßig sein Gesellenund Meisterstück abgelegt hatte. Pfuscher hieß man diejenigen, die außerhalb der Zunft ihr Handwerk treiben wollten; das "ins Handwerk pfuschen" wurde aber nicht geduldet, wie wir noch sehen werden. Im Jahr 1776 war die Zahl der Rotgerbermeister in Balingen sogar auf 57 angestiegen, davon zwei Obermeister (Johann Georg Roller und Johannes Haasis), in Rosenfeld auf drei und in Tuttlingen (auch zur Lade Balingen gehörig) auf zwölf.

Heute haben wir in Balingen nur noch einen Rotgerber. Die Verhältnisse haben sich in den letzten 100 Jahren grundlegend geändert. Nur noch alte Balinger können sich erinnern, daß zwischen Eyach und Mühlkanal der größte Teil der alten Häuser von Gerbern und Färbern benützt wurde und daß hier die Lohhaufen und Lohkäsrahmen der Gerber standen. Heute erinnert nur der Straßennamen "Am Gerbertor" daran, daß hier einmal das Gerberhandwerk seinen "goldenen Boden" hatte. Die Zunftlade, das einstige Heiligtum des

ehrsamen Rotgerberhandwerks, enthäl aber bedeutsame Berichte aus jener Zeit.

In demselben Jahr, in dem das Meisterbuch begonnen wurde, erschienen die neuen herzoglichen Zunftvorschriften für die Rotgerber, deren Einleitung u. a. lautet: "Von Gottes Gnaden / Wir Eberhard Ludwig / Herzog zu Württemberg und Teck / Graf zu Mömpelgardt / Herr zu Heidenheim der Röm. Kayserl. Majest. deß Heil. Römisch. Reichs und deß Löbl. Schwäbisch. Krayses General-Feld-Marschall, auch Obrister über drey Regimenter zu Roß und zu Fuß... Thun kundt und zu Wissen / hiermit Jedermänniglich. Demnach Uns die Obund Kertzen-Meistere des Rothgerberhandwercks / in Unserm Hertzogthumb und Landen / suplicando unterthänigst zu erkennen gegeben / was gestalten bey solch ihrem Handwerck allerley Unordnungen / Confusiones und Simpeleyen eingerissen / dennenhero gebetten / ihre bißherige alte Ordnung durch zu gehen / selbige zu erneuern / und in einem und andern Puncten zu erläutern... Dann sind in 39 Punkten und Artikeln die genaue Zunftordnung angeführt. Nach Punkt 34 hatte Württemberg zwei Hauptladen zu Stuttgart und Tübingen. Diesen unterstanden 15 Partikularoder Viertelsladen, wovon die 14. zu Balingen und die 15. zu Ebingen war. Der Lade zu Balingen waren angeschlossen die Zünfte zu Sulz, Tuttlingen, Rosenfeld, Hornberg und Schiltach. Von diesen Orten mußten die Lehrjungen und Gesellen in Balingen ihre Prüfung ablegen und wurden dann als Gesellen bzw. als Meister in das oben erwähnte Buch eingetragen.

und Schiltach. Von diesen Orten mußten die Lehrjungen und Gesellen in Balingen ihre Prüfung ablegen und wurden dann als Gesellen bzw. als Meister in das oben erwähnte Buch eingetragen.

Der 1. Eintrag für einen Lehrling lautet: "Anno 1719, den 2. Tag mayen, hat Jakob Ruefpfell einen Lehr Jungen auf dingen und Einschreiben laßen, der Junge heißt Hanß Jerg Widmann, Burger und Rothgerber, deßen beide Pfleger sindt Johannis Schueller und Johannis Widmann, beide Burger und Rothgerber, nach laut fürstlicher ordnung soll der Junge 3 Jahr lernen auf dem Gerben und leder bereiten. Hat in die Laden geben 2 Gulden", und das Meisterbuch beginnt: "Anno 1718, den 7. Dezember, ist bei der Partikular- oder Viertelsladen erschienen der Ehrsame meister Hanß Jakob Joß, Burger von Hornberg mit seinem Sohn Hanß Jakob Loß, welcher sich bei einer Ersamen meisterschaft der Viertelsladen zu Bahlingen nach fürstlicher Ordnung hat zu einem Meister einschreiben laßen, welcher von einem Ersamen Handwerk darfür erkannt ist worden, der seine wander Jar nach der ordnung Vollbracht hat. Hat in die laden bezahlt 4 fl. 30 h."

Die Zunftvorschriften waren sehr streng

und von den Zunftobermeistern wurde ihre Einhaltung scharf überwacht. Die Lehrzeit dauerte drei Jahre und das Lehrgeld 40 fl. Wer kein Lehrgeld bezahlen konnte, sollte fünf Jahre lernen; "nur wenn sich der Lehr-Junge wohl verhalten würde, war einhalb oder Viertel-Jahr daran nach zu laßen". Verließ ein Lehrling vorzeitig seine Lehrstelle, so war sein erlegtes Lehrgeld verfallen und er selbst abzustrafen, "es wäre den erweislich, daß der Meister den Jungen allzuhart tractiert hätte, auf welchen Fall der Meister das empfangene Lehr-Geld zu restituiren schuldig sein solle". Nach Abschluß der Lehre mußte dem Jungen ein ordentlicher Gesellenbrief ausgestellt werden. "Worauf er, wann er eines Meisters Sohn ist / drey Jahr / ein anderer aber vier Jahr auf dem Handwerck zu wandern gehalten sein solle". Nur bei etwa sich "ergebenden hochwichtigen Motiven" konnte die Wanderzeit auf zwei Jahre herabgesetzt werden. Wer diese Wanderjahre nicht erreichte, mußte "mit Gnädigster Herrschaft Dispensation 5 oder 10 fl. in die Laden bezahlen".

Laden bezahlen".

So zog nach dem Freispruch vor offener Lade mancher junge Geselle das Felleisen in die gelbe Schürze eingehüllt und mit einem grünen Band umschlungen zum Tor des Städtchens hinaus, um zu Fuß durch die deutschen Lande oder durch die Schweiz, durch Frankreich usw. zu wandern. Oft haben sie nach ihrer Rückkehr einen Beinamen bekommen, der uns noch Kunde gibt, wo sie ihre Wanderjahre verbracht

haben.
"Wenn nun ein Gesell von der Wanderschaft zurück kommt / und Meister werden will / so soll er Meistergeld 4 fl. und Einschreib-Geld 30 Kr. in die Laden erlegen". War er Meister geworden, "so soll er drey Jahr still stehen / und keinen Jungen lernen / biß solche Zeit verflossen ist".
Wir sehen aus all dem, daß das Rotgerberhandwerk der Heranbildung eines tüchtigen Nachwuchses große Sorgfalt zu-

Wir sehen aus all dem, daß das Rotgerberhandwerk der Heranbildung eines tüchtigen Nachwuchses große Sorgfalt zuwandte. Im 18. Jahrhundert waren es überwiegend Meistersöhne, die das Handwerk des Vaters erlernten. Dadurch wurden Familienberufe geschaffen, die von einem gewissen Handwerksstolz erfüllt waren. Dies zeigt uns ein Beschluß der Rotgerbermeister von 1819, nach dem sie sich weigerten, den Sohn des Bäckers Baltes Hartenstein als Lehrjungen aufzunehmen. Erst durch einen obrigkeitlichen Erlaß (1823) wurde dieser Beschluß "als der Verfaßung und den Gesetzen ganz zuwiderlaufend" für nichtig erklärt, und der junge Hartenstein mußte eingeschrieben werden.

geschrieben werden.

Die Statistik über die Zahl der Lehrjungen in dem 1. Jahrhundert des Bestehens der Zunft ist auch ein Spiegel der wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse. In der "gar wohl bekannten mangelhaft Geldzeit" zwischen 1726 und 1732 wurden nur wenige Lehrjungen angenommen und auch in den politisch bewegten Jahren zwischen 1803 und 1815 und den Hungerjahren 1816/17 ist die Lehrlingszahl klein geblieben.

Fortsetzung folgt.

Ein Kaiserwort

Anläßlich einer Parade in Petersburg erregte ein schlecht reitender Offizier das Mißfallen Kaisers Paul I, der dem kommandierenden General wütend zurief: "Der Mann soll sich auf seine Güter scheren, zum Kavalleristen taugt er nie und nimmer"

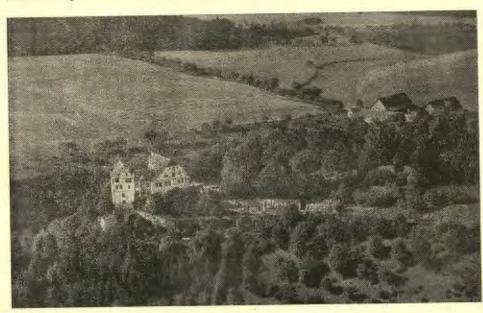
"Halten zu Gnaden, Euer Majestät", wagte der General zu entgegnen. "Der arme Teufel besitzt keinen Ar." "Daran scheitert mein Befehl nicht. Er wird ein Gut erhalten", sagte der Monarch.

Schloß Lichtenegg in Legende, Geschichte und Denkmalspflege

Von Karl Heinrich von Neubronner

"Seht unser Schloß erstrahlen, vom Heiligen Lichtbringer errettet, ein wahres Lichtes Egg", ruft die Schloßherrin in dem der Gemeinde Harthausen gewidmeten Volksstück "Lichtenegger Legende" aus, nachdem das Schloß durch die wunderbare Hilfe des das Schloß durch die wunderbare Hilfe des Heiligen Michaels vor Eroberung und Zer-störung bewahrt wurde. Und als 1836 der damalige Schloßherr von Harthausen der uralten Burg gleichen Namens eine neue Bezeichnung gab und sie "Schloß Lichten-egg" nannte, war das gewiß mehr als nur der Ausdruck jener allgemeinen poetischen Stimmung die Romantik heißt. Das Geder Ausdruck jener allgemeinen poetischen Stimmung, die Romantik heißt. Das Gebäude, das damals "all da schon mehr als tausend Jahre" zählte, wie eine Renovationstafel im Schloßhof berichtet, hat sich die Umtaufe gerne gefallen lassen, wurde es doch dadurch bei seinem richtigen Namen genannt. Wir möchten ihn nicht mehr missen, und finden seine Wahrheit immer wieder bestätigt, wenn wir vom Neckartal, von der Kapfhöhe oder von der Albvor-

Gebiet, das sich meist weit über die Markungsgrenzen der Güter erstreckte, die heute noch zu den Schlössern gehören und ihre Unterhaltung kaum mehr gewährleisten können, abgesehen von großen Waldherrschaften oder mit diesen verbundenen gewerblichen Zweigbetrieben. Erstellt und unterhalten konnten derartige große Bauwerke in früheren Jahrhunderten nur werden, weil dem Grundherrn durch das alte den, weil dem Grundherrn durch das alte Lehnsrecht eine auskömmliche Besteuerung in Form von Zehnten, Bauleistungen und Gefällen zustand. Als im Verlauf der Entwicklung der Landessouveränität diese grundherrlichen Rechte abgelöst wurden, entstand die erste große Krise für die Burgenerhaltung, eine Krise, die im 20. Jahrhundert eine Verschärfung nach der anderen erfahren sollte. Nicht nur durch Brand und Zerstörung wurden viele Burgen zu und Zerstörung wurden viele Burgen zu Ruinen und verarmte unser Land und un-sere Kultur um viele herrliche Gebäude, in ganz verheerendem Ausmaß auch wieder



Lichtenegg bei Oberndorf am Neckar vom Fleugzeug

ebene her nach Lichtenegg wandern und das Bergschloß steil und kühn aus Wald und Felsen emporwachsen sehen.

Unsere Heimat erlebte manche Stürme im Laufe ihrer Geschichte. Den Bauernkrieg, die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges, die Franzoseneinfälle. Viele Schlösser und Burgen, Wahrzeichen einer vielgestaltigen Vergangenheit, sind ihnen zum Opfer gefal-len. An die meisten mittelalterlichen Burlen. An die meisten mittelalterlichen Burgen erinnern nur verlassene Ruinen, zuweilen nur noch Flurbezeichnungen. Zu den ganz wenigen erhaltenen, noch heute bewohnten mittelalterlichen Burgen am oberen Neckar gehört Lichtenegg. Diese Tatsache bedeutet nicht nur eine künstlerische und geschichtliche Sonderstellung, sondern auch eine ernste Verpflichtung und Aufgabe für alle, die aufnahmebereit ein Stück Heimatgeschichte besuchen und sich eine lebendige Vorstellung von Bauart und Baustil, von Wehrtechnik und Wohnkultur, vereint mit dem harmonischen Sinn für Material- und Landschaftsverbundenheit eines ehrwürdigen Bauwerks einprägen wollen.

Die Ausmaße mittelalterlicher Burgen in Süddeutschland erklären sich einmal aus ihrem Wehrcharakter, hinter dem der Wohnzweck zurück trat, der erst in der Renaissance eigentliche Bedeutung gewann, dann aber aus dem Schutzgedanken für ein

durch Einwirkungen und Folgen des zweiten Weltkrieges, sondern auch durch Ab-bruch und Zerfall. Die Besitzer waren nicht mehr in der Lage, die ungeheuren Belastun-gen zu tragen, die eine laufende Unterhal-tung derartiger unwirtschaftlicher, den Wit-terungseinflüssen besonders ausgesetzten Gebäude bedingen.

Nach Ausbreitung des denkmalpflegeri-Nach Ausbreitung des denkmapniegerischen Gedankens versuchten hochverdiente staatliche Stellen und private Vereinigungen nach Möglichkeit durch bautechnische Beratung und Bauzuschüsse die Erhaltung von historisch besonders wertvollen Burgvon historisch besonders wertvollen Burganlagen im Interesse von Forschung und
allgemeiner Volksbildung zu unterstützen.
Die heute dafür verfügbaren Mittel sind jedoch sehr begrenzt und beansprucht. Daher
sind in hohem Maße persönliche Opfer, Einsatzbereitschaft, Liebe zur Heimat, Volkstum und Geschichte und die Verantwortung gegenüber echter Tradition erforderlich, wenn der Besitzer derartiger Gebäude,
seien es nun Private oder die Öffentliche
Hand, große Kulturwerke erhalten wollen. Hand, große Kulturwerke erhalten wollen.

1936 konnte in Lichtenegg die Frage, ob eine Weitererhaltung des Schlosses möglich ist, nicht mehr zurückgestellt werden. Der Verputz der Außenwände war abgeblättert, das Fachwerk verfault, die hohen Zinnen, die die gotischen Giebel krönen, drohten

einzustürzen, die Dächer waren in einem ganz bösen Zustand, die umfassenden Ringmauern ausgesprochen baufällig. Da-mals wurden Stimmen laut, die nur die Unwirtschaftlichkeit einer kostspieligen Renovation betonten und die Unautzbarkeit und Unwohnlichkeit vieler Ecken und Winder und Wind vation betonten und die Unausnützbarkeit und Unwohnlichkeit vieler Ecken und Winkel unterstrichen. Sollte das Schicksal der einzigen Burg im Kreis Rottweil auch besiegelt sein? Langsamer, unaufhaltsamer Zerfall? Der Geschichtsfreund konnte dann vielleicht in absehbarer Zeit in einem Kunstführer lesen: In einem Seitental des Neckars stand bis in unsere Zeit ein wohlerhaltenes, mittelalterliches Bergschloß, Lichtenegg, mit hohen Ringmauern und darauf gesetztem Doppelhaus mit gotischen Zinnengiebeln. Heute nur noch Reste vorhanden. Vergleiche Wasenegg, Schenkenburg, Neckarburg, Herrenzimmern, Irslingen und so fort. Nein, das durfte nicht geschenen und deshalb wurde die Erneuerung mit aller Energie in den Jahren vor dem Krieg begonnen und wird hoffentlich auch bald abgeschlossen werden können. Es galt, ein Denkmal zu retten, dessen Eigenart in der starken Landschaft und dem zähen Charakter der Menschen unserer Heimat verwurzelt ist. Das war und ist eine gute Sache.

Die Renovierung war technisch sehr schwierig. Das höchste Gerüst hatte beispielsweise 36 Etagen. Doch nun zum Bauwerk selbst. Durch genaue, sehr geschickte Anpassung des Grundrisses an den tragenden Felsen, errichteten die alten Baumeister ein völlig unsymmetrisches, daher besonders reizvolles Haus, das nach allen Seiten ein anderes Gesicht zeigt, aber durch die schlichte Linienführung und Massigkeit der Formen in sich geschlossen ist.

Formen in sich geschlossen ist.

Der ursprüngliche Haupteingang war von Westen und ist in dem kleinen Innenhof noch angedeutet. Der heutige Eingang von Norden wurde erst im 17. Jahrhundert angelegt, also zu einer Zeit, in der infolge der Entwicklung der Feuerwaffen der Wehrzweck dem Wohnzweck schon lange Platz gemacht hatte, um vom Schloß unmittelbar über die den Burggraben überspannende Brücke in den Gutshof zu gelangen, der damals um das Schloß lag. Zwei später abgebrochene Türmchen bewachten den Eingang. Große Kellergewölbe münden in den Innenhof und nehmen den gesamten Unterbau ein. Romanische Rundbogen führen zu den Gefängnissen und einem Notstall, der in Zeiten der Belagerung verwendet werden konnte, sowie zu einem umbauten Turmstumpf, der einstmals nach Nord-Osten gerichtet war. Das Erdgeschoß zeigt sehr alte Buckelsteinquadern. Die Innenräume haben eine Mauerstärke bis zu 3,50 Meter. Der Sage nach soll Lichtenegg ursprünglich ein römischer Wachtturm gewesen sein. Die Nähe der Römerstraße Rottweil—Sulz und die Tatsache, daß unweit des Schloßparks eine römische Siedlung bestanden hat, legen die Vermutung nahe, daß auch diese Sage einen historischen Kern besitzt.

Ein Schafskopf?

Bei einem Manöver in Württemberg vor dem ersten Weltkrieg ritt General von Fallois an einer Kompanie vorüber und grüßte frohgelaunt den Hauptmann mit einem "Guten Morgen!". Da schrie einer aus dem Glied "Guten Morgen, Euer Exzellenz", da Glied "Guten Morgen, Euer Exzellenz", da er den Gruß des Generals auf die Kom-panie bezogen hatte. Nachdem der General außer Hörweite war, wandte sich der Hauptmann an die Kompanie mit der Frage: "Wer war denn der Schafskopf?". Der vorlaute Grenadier antwortete prompt: "Des war doch dr General von Fallois".

Vom Werden unserer Landschaft

Von Fritz Scheerer

In der Abendsonne erglänzen die weißen Felsköpfe und die zahlreichen Rutschen des Plettenbergs, des Schafbergs, der Lochen, des Lochenhörnle, des Grats, und wie sie alle heißen, bis hinüber zum Schwarzwald. Mauergleich erheben sie sich über dem düsteren Tannenwalde, der unseren Berghäuptern erst das Gepräge der Wildheit verleiht. Die gleißenden Sonnenfelsen scheinen trotzig und kühn aus dem Walde emporzuwachsen. Und doch verrät der zu ihren Füßen noch nicht ganz vernarbte Bergschlipf, daß Berge und Felsen nicht für die Ewigkeit geschaffen sind.

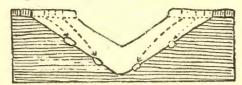
die Ewigkeit geschaffen sind.

Jahrzehntelang leuchten weiße Narben an der Felsenstirn. Wir finden ganze Hänge von scharfkantigem grobem und feinem Gehängeschutt verhüllt; einzelne Blöcke, bis zur Größe von kleinen Häusern, sind weit abwärts gewandert, wie am Plettenberg und Lochenhörnle (Felsenmeer). Ersteigen wir unsere Berge, so sehen wir immer wieder Wege, die in die Tiefe gestürzt sind. Auf dem Schuttfuß der Felsen, vorzugsweise an sonnigen Geröllhalden, siedeln Pflanzen, die wir sonst nur auf dem großen Weißjura-Randfelsen finden. Ein fast lückenloser Schuttmantel umkleidet unsere Berge, der nur einzelne vorspringende Bergnasen freiläßt (s. Karte vom Plettenberg). Ja, bis weit in das Vorland hinaus finden wir solchen eckigen Schutt. So sind sogar bei den Grabarbeiten am "Heinzlensrain" bei Balingen Trümmer zutage gekommen, die vom Albtrauf stammen müssen, der heute 5 km entfernt ist und rund 400 m höher liegt. Sie bestehen aus Resten von Weißjurakalk, der unsere Berge in ungefähr 50 m Mächtigkeit bekrönt. Weitere Weißjura-Schuttinseln finden wir in Endingen, auf unterstem Braunem Jura rechts der Straße von Dürrwangen nach Stockenhausen, auf dem Storchenbühl zwischen Ziegelwasen und Roßwangen, in der Umgebung von Weilstetten, auf dem Gipfel des Palmbühls, westlich Zillhausen auf oberem Braunjura als völlig isolierte Insel am "Witthau" auf der Höhe 766,8 m und anderen Orten.

wie ist nun dieser Schutt entstanden und wie ist er vor allem auf diese Höhen gekommen? Durch Flüsse kann er nicht transportiert sein, da er nicht aus gerundeten Flußgeröllen besteht, sondern aus eckigen Weißjura-Brocken, deren Kantigkeit höchstens durch die Verwitterung etwas gemildert und abgeschwächt wurde. Um die Fragen beantworten zu können, müssen wir an die Felswände und Rutschen unserer Berge zurückkehren.

An den Felswänden können wir die Verwitterung in allen Stufen beobachten. Risse und Sprünge, auch wenn sie noch so klein sind, bilden für den zerstörungsfrohen Arbeiter, das Wasser, willkommene Angriffsflächen, das durch den Frost einen Bundesgenossen erhält. Das Wasser dringt in die Gesteinsspalten ein und gefriert und sprengt, weil es dabei ½ mehr Platz braucht — die Spalten weiter auseinander. Dies wiederholt sich bei jedem Frostwechsel, bis dann schließlich Stücke des Felsens abbröckeln und als Schutt abstürzen oder sich die äußersten Teile gegen den Hang neigen. Dieses Auseinanderrücken kann nicht nur Zentimeter, sondern oft über 1 Meter erreichen. So öffnen sich breite, klaffende Spalten, Hinzu kommt bei unsern Bergen, daß die Unterlage der weißen wohlgeschichteten Kalke aus weichen, undurchlässigen Mergeln besteht. Diese werden durch das eingesickerte Wasser aufgeweicht und schmierig, unter der Last der mächtigen Felsen ausgequetscht, so daß sie langsam gegen den Hang kippen und überhängen. Dies ist sehr schön auf dem Schafberg im Gespaltenen Felsen oder am Hangenden

Stein zu beobachten. Auch am Heersberg haben sich zwei Schollen gelöst, von denen der eine Schwammstotzen, die ehemalige Burg, um 20 m und der andere um rund 50 m talabwärts gerutscht ist. Fällt aber der Schwerpunkt des Felsens außerhalb der Auflagerungsfläche, so kippt der Fels und geht als Felssturz zu Tal, wie vor einigen Jahren am Backofenfelsen oder am Lochenhörnle. Die Alb wird deshalb oft als Koloß auf tönernen Füßen bezeichnet (s. Zeichnung!).



Bildung von Gehängeschutt. Die Pfeile zeigen, woher etwa die einzelnen Blöcke gewandert sind

In den Ornatentonen des oberen Braunen Juras kann es ebenfalls zu Rutschungen kommen. Die fetten, undurchlässigen Tone durchziehen sich bei längerer Trockenheit mit zahllosen Rissen. Der nächste Regen füllt diese Risse, und tritt darüber noch eine Quelle aus, so daß die Durchfeuchtung besonders stark ist, dann quellen die Tone auf (bis auf das dreifache) und bewegen sich hangabwärts und kommen erst in flacherem Gelände zum Stillstand. Der auflagernde Weißjura-Schutt wird gleichzeitig mitbefördert. Die ganze Landschaft wird dadurch voller Wülste und buckliger Aufwölbungen; die Bäume hängen nach allen Richtungen und können sich erst später durch ein Knie wieder aufrichten.

wieder aufrichten.

Im nassen Sommer und Winter 1912 geriet so im Eyachtal bei Margrethausen eine stellenweise bis zu 12 m mächtige, vorwiegend aus verstürztem Weißjura-Schutt bestehende Schicht auf dem Ornatenton ins Gleiten, Teile des Orts bedrohend und in Feldern und Gärten großen Schaden anrichtend. Im Jahre 1787 ereigneten sich am Plettenberg Bergrutschkatastrophen größten Ausmaßes (der schwäbische Naturfreund Rösler berichtet ausführlich darüber, wie 200 Morgen Wald und Weide verwüstet wurden und im Schlichemtal einen See aufstauten) und am 6. Oktober 1851 rutschten am

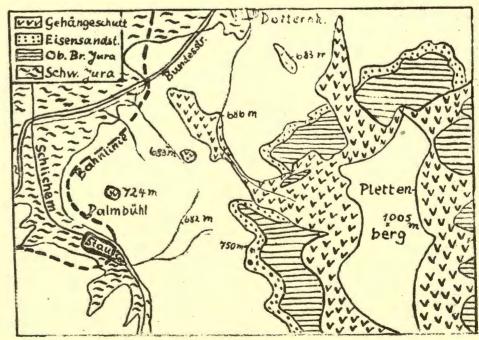
Südhang des Plettenbergs 125 Morgen Wald gegen Ratshausen ab. Bei Margrethausen sind die Ornatentone bis auf den Eisensandstein, im Klingenbachtal bei Thanheim sogar bis auf die unterste Schicht des Braunjura abgewandert. Nach der Schneeschmelze oder in nassen Sommern sind alljährlich am Heersberg, Schafberg, Hörnle, Grat und Gräbelesberg zum Leidwesen der Forstwirtschaft Geländestücke in Bewegung.

Nun verstehen wir, daß gerade blockreiche Schuttmassen besonders in den quellreichen Einbuchtungen am Bergrand wie breite Ströme zu Tal ziehen und die Hänge des Berges weithin wie ein Mantel umkleiden und mächtige Schuttdecken die tieferen Teile der Mulden füllen. Je weiter sie sich von ihrem Ursprungsort entfernt haben, auf ein umso höheres Alter dürfen wir schließen; denn bei Regengüssen ist der Schutt im Laufe der Jahrtausende Millimeter um Millimeter hangab verfrachtet worden, wobei der feinere am weitesten befördert wurde. Wie kommt nun aber der Schutt auf den Palmbühl, den Storchenbühl, auf den Witthau (Höhe 766,8 m) oder bis Balingen?

Witthau (Höhe 766,8 m) oder bis Balingen?

Zweifellos ist die Weißjura-Schuttinsel auf dem Storchenbühl der Rest eines Schuttstromes, der sich einmal vom Schafberg gegen Endingen erstreckte, wie wir heute noch einen vom Lochenstein gegen Weilstetten haben. Das Schuttmaterial auf dieser Anhöhe besteht aus Weißjurakalk, wie wir ihn am Gespaltenen Felsen finden. die Senke, die 20 m beträgt und den Storchenbühl von den Hängen des Schafbergs scheidet, kann dann nicht vorhanden gewesen sein.

Ahnlich verhält es sich im Schalksbachtal zwischen Dürrwangen und Stockenhausen. Der Schalksbach hat sich hier in die weichen Opalinustone über 30 m eingefressen, eine haushohe Schlucht gebildet und hat einen großen Teil des Schuttstromes zerstört, der von Schalksburg und Böllat herunterzog. Die Schuttdecke liegt an der Straße in derselben Höhe wie die runden Flußschotter auf den "Hutwiesen" bei Dürrwangen, die in der gewaltigsten Eiszeit, der Rißeiszeit, von der Eyach abgelagert wurden. Sie muß also mindestens dasselbe, wenn nicht noch ein höheres Alter haben. Die Landschaft um Dürrwangen muß daher um die Zeit der Ablagerung des Schuttes ein anderes Bild geboten haben. Böllat und Schalksburg haben damals um ein merkliches Stück weiter nach Westen gereicht. Je mehr wir nun



Plettenberg mit Schuttmantel, Schuttströmen gegen Dotternhausen bis in den untersten Braunen Jura.

in der Vergangenheit zurückgehen, desto näher kommen diese Berge dem Büttennäher kommen diese Berge dem Butten-Schalksbachtal, es füllt sich, und wir kom-men dann in eine Zeit, wo es noch nicht be-standen haben kann. Von der ausgedehnten Hochfläche von Schalksburg, Böllat und Hundsrücken konnten die Schuttmassen zum Witthau vordringen. In gewaltigen Zeiträumen haben die Eyach und ihre Neben-bäche mit dem Schuttmastel der sich einst bäche mit dem Schuttmantel, der sich einst bis Balingen erstreckte, so energisch aufgeräumt, daß die zusammenhängende Schuttdecke bis gegen Laufen zurückgedrängt ist und im Vorland nur noch Reste in Inseln

und im Vorland nur noch Reste in Inseln erhalten geblieben sind.

Für die Dotternhauser-Schömberger Gegend war der Plettenberg der Schuttlieferant (s. Karte). Auch hier muß die Landschaft einmal ein anderes Bild gehabt haben. Der Plettenberg in seiner heutigen Form hat nicht bestanden. Seine Hochfläche war ausgedehnter und die Senkung zwie war ausgedehnter und die Senkung zwi-schen Palmbühl und den Hängen des Plettenbergs, die heute nicht weniger wie 38 m beträgt, war nicht vorhanden. Der Albrand ist seit der Ablagerung des Schuttes auf dem Palmbühl um ein merkliches Stück zurück-

Wieviel Jahrhunderttausende hierzu nötig

waren, können wir nicht mehr beweisen. Aber wir sehen heute überall die Bächlein an der Arbeit, wie sie ihr Bett vertiefen, wie der Schutt fortgeschafft wird. Und was vermögen sie erst bei einem Hochwasser zu leisten! Wir sehen dann im Geist die Täler sich allmählich weiten und eintiefen, die Berge zusammenschrumpfen, kleiner und niedri-ger werden. Alles, was fehlt, ist vom flie-ßenden Wasser talab verfrachtet worden. Der geschlossene Albtrauf wird in einzelne Blöcke aufgelöst. Schauen wir dann rückwärts, so müssen wir überall Stücke ansetzen, die Täler auffüllen, die Berge verbreitern und erhöhen. Ebenen Weges gehen wir dann vom Böllat zum Hundsrücken, Lochenhörnle und Schalksburg reichen sich die Hände, vom Plettenberg schlagen wir die Brücke zum Deilinger Berg. Die Albmauer reichte weiter nach Westen. Als vor mehr als 10 Millionen Jahren die Vulkane im Hegau und bei Urach ausbrachen, erstreckte sie sich noch weit über den Neckar nach Norden und Westen.

So können wir uns ein Gedankenbild der einstigen Landschaft entwerfen. Die Land-schaft gewinnt dadurch Leben und rückt mehr in den Mittelpunkt unseres Interesses.

Waschtagen einfach auf dem Hof rechts und links vom Waschkessel liegen lassen, bis der Regen sie wegschwemmt. Mit der Freude des Beschenkten sammelt er sie ein und bringt sie auf seine Miste zweiter Klasse, die aber bei geduldigem Zuwarten und duf-tender Nachhilfe erstklassigen Humus lie-

Bei solchem Fleiß und solcher Umsicht kann es nicht ausbleiben, daß der kernge-sunde Mann mit der Zeit sich "herauf-schafft", trotz der vielen Mäuler und Füße im Schulhaus. Deshalb denkt auch im gan-zen Dorf kein Mensch daran, daß er eine zen Dorf kein Mensch daran, daß er eine Aufbesserung verdienen würde. Und er selbst wäre auch gar nicht so keck gewesen, um eine solche einzukommen, obwohl er seine Familie unmöglich hätte durchbringen können, wäre er allein auf die Besoldung angewiesen gewesen.

Man schreibt 1811. Da wird gleich im Januar in Nummer 1 des Staats- und Regierungsblattes eine "Generalverordnung vom 26. bis 31. Dezember 1810 das deutsche Elementarschulwesen in den evangelischen

Elementarschulwesen in den evangelischen Orten des Königreichs betreffend" in Kraft gesetzt, laut welcher auch die Engstlatter den aufbessern und außerdem auch noch das Schulholz stellen müssen, da die Schulmeister bei Allmandverteilung, Holzlieferung und ähnlichen Bürgernutzungen den eingesessenen Bürgern gleichgestellt sein sollen. Die Geldbezüge werden vom Kirchenkonvent am 31. Januar 1811 folgender-maßen geregelt:

Das bisherige Schulgeld wird von 12 Kreuzern auf 24 Kreuzer erhöht. Bei 80 Schulkindern ergibt das ein Mehr von $80 \times 12 = 960$ Kreuzern = 16 Gulden Die Gemeindekasse schießt jährlich zu weitere

zusammen 40 Gulden

Damit ist die Besoldung von bisher 112 Gulden 37 Kreuzer erhöht auf 152 Gulden Gulden 37 Kreuzer erhöht auf 152 Gulden 37 Kreuzer. Aber vom Schulholz ist in der Sitzung mit keiner Silbe die Rede. Und gerade dieser Punkt ist den Engstlattern besonders zuwider und löst allgemeine Empörung aus. Das Rathausglöcklein wird geläutet. Das bedeutet: Sofort alles zum Rathaus, was Bürger ist! Dort wird die ungehen mit die ungehen bekanntgegeben mit heuerliche Zumutung bekanntgegeben, mit der man ihnen zu kommen wagt. Die Stim-mung ist einheitlich bis hinaus zu des Schulmeisters Schwäher, der sich doch des Tochtermanns wegen nicht mit der ganzen Bürgerschaft verfeinden will: das gibts unter gar keinen Umständen; der soll "sein" Schulholz im eigenen Wald machen! Schick gar keinen Umständen; der soll "sein" Schulholz im eigenen Wald machen! Schick unternimmt nichts. So, wie der Vogt ist, könnte gleich die erste Unterredung mit ihm aus übel arg machen. Es wird Winter und es wird zum zweitenmal Winter. Da wird Schick eines Tages — es muß im Januar 1813 gewesen sein — vom Dekan gefragt: "Wie stehts eigentlich mit dem Schulholz?" "Alles noch im Alten, Herr Dekan". Statt einer Antwort setzt sich der wohlmeinende Herr an einen Tisch, schreibt ein "Billett" und übergibt dieses dem Schulmeister mit den Worten: "So, Herr Schulmeister, trag er das aufs Oberamt!" Dort bekommt er vom Oberamtmann ein Schreiben mit an den Vogt. Nichts Gutes ahnend, macht er auch diesen bitteren Botengang. Aber Schick geht ja diesen Weg nicht in unschicklichem Übermut, sondern weil er geschickt ist. Hilft ihm garnichts. Die Bürgerglocke läutet wieder. Nicht als Schulmeister, sondern wie ein Schulbub wird er angesichts der ganzen Bürgerschaft behandelt. Er soll Red und Antwort stehen, wieser dazukomme die Gemeinde beim Ober-

Fortsetzung folgt

Ernstes und Heiteres aus dem Leben eines Schulmeisters

Von Pfarrer Gaß

Etlichemal, besonders bei hoch ansteigenden Weisen, beginnt er den Gesang einige Töne höher als üblich. Er rechnet damit: so Töne höher als üblich. Er rechnet damit: so zwing ich sie, mir das Feld zu überlassen und mir zuzuhören; denn ich komm hinauf, aber sie nicht. Schließlich ist ihm dann auch bei dem Lied "Nun danket alle Gott" der entscheidende Schlag gelungen. Kein Mensch mehr kann ihm in die hohen Töne folgen. Alle müssen schweigen. Alle müssen hören. Alle hören auch und staunen: der kanns; gegen den kommt keiner auf. Den solcher-weise erstrittenen Geländegewinn weiß der Sieger in zähem Ringen bald auszuweiten bis zur offensichtlichen Niederwerfung der Widerstandsbewegung. Jetzt ist der "Endsieg gesichert"

Laut Gesangbuch ist Rückfall ein böser Gast. Und ausgerechnet dieser böse Gast begann das bisherige Ergebnis des unblutigen Sängerkriegs wieder gänzlich in Frage zu stellen. Wie es so wieder einmal aufs Höchste gekommen ist und die Stimmen, die richtigen und die falschen, drauf und dran sind, sich zu überschlagen — plätschl auf einen Schlag kein Ton mehr von der Orgel, kein Ton mehr von des Kantors Kampf-getön. Ein paar Silben noch singen beziegetön. Ein paar Silben noch singen beziehungsweise schreien sie einander zu, die
Gemeinde und die, "die beim Gesang stehen". Jetzt nehmen sie plötzlich wahr, wie
schön das tut. Betroffenes Schweigen. Tiefe
Scham. Reuevoller Entschluß: "Im Himmel
soll es besser werden, wenn ich bei deinen
Engeln bin"; ja, später im Himmel, aber
auch jetzt schon ein bißchen weiter unten,
nämlich in Engstlatt. Nun ist der Sieg endgültig erstritten.

Aber nicht nur in den Kirchengesang, son-

Aber nicht nur in den Kirchengesang, son-Aber nicht nur in den Kirchengesang, sondern auch in die Landwirtschaft hat der kluge Schulmeister neuen Schwung hineingebracht. In seinem Stall stehen das ganze Jahr hindurch 5 Stück Rindvieh, darunter 2 Ochsen, des Sommers zum Zug, des Winters zur Mast. Zweimal im Jahr wird ein Paar Ochsen an den Metzger verkauft und durch ein anderes erretzt. Des erweitst sich durch ein anderes ersetzt. Das erweist sich als ein überaus einträgliches Geschäft: an einem Rind hat er einmal in 3 Wochen 40 Gulden, an einem Paar Ochsen in 6 Wochen 88 Gulden "herausgefüttert", ein andermal sogar 210 Gulden an einem Paar Ochsen, das er ausnahmsweise den ganzen Winter über im Stall behielt. Daneben konnte er auch etwas Dinkel und Haber vorteilhaft an

en Mann bringen, besonders solange die den Mann bringen, besonders soldinge die Osterreicher im Land waren, von denen er sagt, man habe mit ihnen "gut hausen" können und sie hätten viel Geld ins Land gebracht, während er die Franzosen weniger zu loben vermag: "alles, was ein Mensch brauche, vom Kopf bis zu den Füßen, sei ihnen antfändig gewesen weil sehr viele brauche, vom Kopt bis zu den Fuben, sei ihnen anständig gewesen, weil sehr viele elend ausgestattet gekommen seien." Von der Schafzucht hat er bald wieder Abstand genommen. Auch mit den Bienen hat er kein Glück gehabt. Für den Schweinestall und das Geflügel war die Hausfrau zuständig. Für den Mann (Familienvater mit grodig. Für den Mann (Familienvater mit großer Kinderzahl, einziger Lehrer für bis zu 120 Schülern, Mesner, Organist und Kantor, Viehzüchter und Viehhändler, Ackerbauer und Holzmacher in einer Person) gabs auch so noch übrig genug zu tun, nicht zu vergessen die Hochzeitsreden, die der Schulmeister, damaligem Brauch entsprechend, jeweils nach dem Kirchgang im Wirtshaus zu halten hatte und die selbstverständlich von ganz wesentlicher Bedeutung waren für den Grad seiner Beliebtheit. den Grad seiner Beliebtheit.

Wo er nur die Zeit hernahm? Nun, er selbst berichtet, seine Konferenzaufsätze und Hochzeitsreden habe er in der Hauptsache während der Stall- und Feldarbeit oder beim Holzmachen fadengeschlagen. Und sein Hauptrezept lautete: "Früh auf und spät nieder." Dafür ein einziges Beispiel: Seine Frau ist mitten im Heuet Kindbetterin geworden Nüchtern macht er sich betterin geworden. Nüchtern macht er sich in der Frühe um 2 Uhr mit der Sense auf den Weg zur "Mesnerwiese". Diese ist eine Stunde entfernt und mißt 3 "Vendel" (Viertelmorgen). Er mäht und zescht sie ganz al-lein. Um 11 Uhr ist er wieder zu Hause. Und jetzt endlich kommt "das Morgenessen!

Durch eigenes Beispiel gibt er auch An-Durch eigenes Beispiel gibt er auch An-regung, Obstzucht sowie Anbau von Acker-futter und Kartoffeln zu steigern, nasse Wiesen trocken zu legen und durch Beifuhr von Boden nachzuhelfen, wo das Ackerfeld gar zu wenig grundig ist. Ungeniert läßt er sich drum ansehen, daß er die ebenso ungezählten wie unbeweglichen Roßäpfel und Kuhfladen, die, wie es halt so ist und sein muß, in weitem Rund die Tränkebrunnen muß, in weitem Rund die Trankeprunnen umkränzen, kurzerhand auf den Schubkaren einem nützlicheren Dasein, zunächst einmal seiner Mistestatt zuführt. Geradeso räumt er auf — aber in diesem Fall fragt er jedesmal zuvor um Erlaubnis! — mit den Aschenhäufchen, die die Weiber nach den

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des "Balinger Volksfreund", der "Ebinger Zeitung" und der "Schmiecha-Zeitung".

delt. Er soll Red und Antwort stehen, wie-so er dazukomme, die Gemeinde beim Ober-

amt zu verklagen.

Samstag, 25. September 1954

Nummer 9

Karl Felix Wolff:

Die schattseitigen Leute

Heimatkundliche Plauderei über die Siedlungsweise in Tirol

Es gibt in der Gebirgslandschaft kaum einen stärkeren Gegensatz als jenen zwi-schen der Schattseite und der Sonnseite. Der Berg verleiht nämlich dem Land Mannigfaltigkeit im Pflanzenwuchs und in den ge-samten Lebensverhältnissen; er macht das Land reicher und schöner. Nun hat jeder Berg eine Nord- und eine Südseite; die eine liegt meist im Schatten, die andere wird hell von der Sonne beschienen. Urzeitliche Völker haben mit Selbstverständlichkeit die Sonnseite bevorzugt und ihre Siedlungen zunächst immer dort angelegt, wo sie sich auch zur Winterszeit im Sonnenlicht baden auch zur Winterszeit im Sonnenlicht baden konnten. Die Ortschaften mit rätischen Namen liegen fast alle an der Sonnenseite. Auch in altladinischer Zeit ist man lieber am Berg hoch emporgestiegen, als die Sonnenseite zu verlassen. Erst viel später wurde auch die Schattseite besiedelt. Aber allgemein galt sie und gilt sie bei den Landwirten als die schlechtere Seite De sellte men ten als die schlechtere Seite. Da sollte man nun meinen, daß auch die Leute, die dort nun meinen, daß auch die Leute, die dort wohnen, weniger gälten. Das ist aber durchaus nicht der Fall. Im Gegenteil: es gibt Anzeichen dafür, daß die schattseitigen Leute sogar besonders geschätzt werden. So wird z. B. in den Volksliedern der Held und Liebhaber nicht selten als "lustiger Bua von der Schattseiten" bezeichnet. Das muß ganz bestimmte Gründe haben, denn der erste Sänger, der einen solchen Spruch prägte, wußte ganz genau, warum er es tat, und die Zuhörer verstanden ihn und pflichteten ihm bei. Es drängt sich also die Vermutung auf, an der Schattseite hätten ursprünglich andere Leute gesiedelt als an der Sonnseite,— Leute, die in dem Ruf standen, "lustiger", also unternehmender und lebensfriger", also unternehmender und lebensfri-scher zu sein.

Überlegenheit der Schattseite

Um diese Erscheinung zu erklären, müssen wir zunächst die schattseitigen Siedler selbst betrachten, dann aber auch nach volksgeschichtlichen Gründen fragen. Da fällt es zunächst auf, daß an der Schattseite (unter sonst gleichen Verhältnissen) größerer Kinderreichtum herrscht, als an der Sonnseite, wie immer und überall das ärmere Land kinderreichen Familien sind aber nicht nur anspruchsloser und fleißiger, sondern auch verträglicher und lebenskräftiger ("lustiger"), als jene aus kinderarmen Häusern. Sie suchen Arbeit in den Dörfern der Sonnseite und werden dort gerne aufgenommen. Sie begnügen sich mit dem geringsten Lohn, sind aber sparsam und bringen es zu etwas. Das Kleingewerbe an der Sonnseite ist meistens inden Händen schatt-Um diese Erscheinung zu erklären, müsgen es zu etwas. Das Kleingewerbe an der Sonnseite ist meistens inden Händen schatt-seitiger Leute. Sie gründen Familien und bewahren sich auch hier durch mehrere Ge-schlechterfolgen den Kinderreichtum. All-mählich werden jene Familiennamen, die auf Hofnamen der Schattseite zurückgehen, die verbreitetsten im Tal und das Blut der Schattseite vermag schließlich im gangen Schattseite vermag schließlich im ganzen Tal zu überwiegen, selbst wenn die Besiedlung der Schattseite ursprünglich nur aus

ein paar Höfen bestanden hätte. Bemerkt sei, daß an der Sonnseite die höchstgelege-nen Höfe eine ähnliche Sippenkraft zeigen, wie jene an der Schattseite; es ist daher recht bedauerlich, wenn solche Hochhöfe, wie es seit etwa achtzig Jahren vielfach ge-schieht, aufgelassen werden. Dafür siedelt man sich jetzt gerne unten im Bachgrund man sich jetzt gerne unten im Bachgrund an, was durchaus zu verwerfen ist, denn die Wasserluft, die sich dort im Winter als dicke Nebelbank ablagert, übt eine schädigende Wirkung auf die Gesundheit, besonders der Kinder, aus. Am kräftigsten zeigt sich uns der Mensch auf den in mittlerer Höhenlage befindlichen Gehöften der Schattseite, wo es zwar im Winter an Sonnenschein mangelt, wo es aber Licht genug und infolge des Waldreichtums auch gute Luft gibt.

Immerhin bliebe die Überlegenheit der Schattseite rätselhaft, wenn sie nicht auch volksgeschichtliche Gründe hätte. Um diese zu erfassen, müssen wir weit zurückschauen.

zu erfassen, müssen wir weit zurückschauen. Die Urbesiedlung erfolgte nur an der Sonnseite und zwar in mittlerer Höhenlage. Als dann der Alpenraum unter römische Herr-schaft geriet, änderte sich in den Besiedschaft geriet, änderte sich in den Besiedlungsverhältnissen und im Volkstum wenig, denn die Römer kamen — wie ein schweizerischer Gelehrter schreibt — nicht als Volk, sondern als "moderne Kolonialmacht". Ihnen war es vor allem (aus strategischen Gründen) um bessere Weganlagen zu tun und diese verlegten sie in die Talfurchen, während die alten Räterwege, lang und gewunden, von Dorf zu Dorf, von Hof zu Hof und von Alm zu Alm über die Berge führten. Viel Volk haben die Römer nicht in die Alpen gebracht und am allerwenigsten wäre es ihnen eingefallen, die Schattseiten zu bees ihnen eingefallen, die Schattseiten zu be-siedeln. Einige wohlhabende Römer rich-

siedeln. Einige wohlhabende Römer richteten sich Gutshöfe und Villen ein; dazu wählten sie angenehme, sonnige Lagen. Nichts ist davon geblieben als der Name: Girlan nach einem Cornelius, Vilpian nach einem Vulpius usw.

Das Volkstum des Landes aber änderte sich nicht im geringsten; so wenig, wie die Inder Engländer, ebenso wenig sind die Räter Römer geworden. Die heutigen Räteromanen oder Ladiner setzen das alte rätische Volkstum fort. Nur die Sprache hat sich geändert; aber auch dies ist nicht so sehr ein Werk des römischen Staates, als der christlichen Kirche, deren Glaubensboten sich des Lateinischen bedienten. In den der christlichen Kirche, deren Glaubensboten sich des Lateinischen bedienten. In den Volks- und Siedlungsverhältnissen hätte sich durch all diese Vorgänge wenig oder gar nichts geändert; wirklich umwälzende Ereignisse brachte erst die sog. Völkerwanderung, deren erste Wogen den Alpenraum schon frühzeitig erreichten, ohne daß wir darüber genau unterrichtet wären. Erst nach dem Zugennschruch der Pärsernsichen (unterprenderung der Pärs darüber genau unterrichtet wären. Erst nach dem Zusammenbruch des Römerreiches (um 476 nach Chr.) sieht man klarer. Für kurze Zeit trat an die Stelle der römischen Macht die germanische des Gotenkönigs Theoderich. Dieser wollte, um einen lebenskräftigen Staat zu schaffen, römisches und germanisches Wesen vereinigen und die rätischen Grenzgebiete wieder wehrhaft ma-

chen. Es war hier besonders das rätische Volk der Breonen, das sich seines Wohl-wollens erfreute. Die Breonen wohnten im Wipptal und Inntal und vielfach wird an-genommen, daß nach ihnen der Brenner benannt sei; diese Auffassung läßt sich aber, wie Prof. Ludwig Steinberger (Mün-chen) längst nachgewiesen hat, nicht halten, denn der Name Brenner ist deutsch und erst im Mittelalter entstanden. Die Breonen waren selbstbewußte, immer kampfgerü-stete Leute und oft recht unbotmäßig; trotzstete Leute und oft recht unbotmäßig; trotzdem schätzte sie der Gotenkönig als kriegerische Wächter und Schirmer des Alpenwalles. Da ihre Zahl nicht genügte, scheint er sie durch germanische "Confoederati" (d. h. Verbündete) verstärkt zu haben. Man pflegte damals solchen Verbündeten Land anzuweisen, auf dem sie siedeln konnten. Dafür mußten sie Kriegsdienste leisten, was sie auch gerne taten. Natürlich bot man ihnen nicht das beste Land an, denn dieses war schon längst besetzt. Aber die genügihnen nicht das beste Land an, denn dieses war schon längst besetzt. Aber die genügsamen germanischen Bauern gaben sich auch mit einer rauhen Scholle zufrieden, denn sie waren nicht verwöhnt. Man wird also annehmen dürfen, daß schon in der Zeit um 500 n. Chr. einzelne Striche des nördlichen Alpenraumes von solchen "confoederierten" Germanen eingenommen waren. Damit hat die deutsche Besiedlung des Alpenraumes begonnen und zwar nach ganz bestimmten Richtlinien. Betrachtet man das Oberinntal, so ersieht man heute noch aus den Ortsnamen ganz genau den noch aus den Ortsnamen ganz genau den Besiedlungsverlauf: schön am Fuß des Son-nenhanges hingebreitet liegen Zirlund Telfs, zwei Dörfer mit uralten Namen, die in die rätische Vorzeit zurückreichen; auf den sauren Böden und in den an die Schattseite anschließenden Wäldern aber müssen sich die Deutschen festgesetzt haben.

Baiwaren und Langobarden

In der Zeit um 500 n. Chr. standen zwei große deutsche Stämme nördlich von den Alpen und drängten gegen Süden: im Westen die Alamannen (das sind die Schwaben) und im Osten die Baiwaren (das sind die Bayern). Es ist nun auffällig, daß der Gotenkönig Theoderich gerade in den Sagen des bayerischen Volkes als "Dietrich von Berne" besonders verherrlicht und in das freundlichste Licht gerückt wird. Die Baiwaren müssen von ihm Wohltaten empfangen und ihn geliebt haben; er muß ihnen, wie man damals sagte, ein "milter" König gewesen sein. Die ersten Niederlassungen dieser baiwarischen Verbündeten wird man im Unterinntal vermuten dürfen, wo der im Unterinntal vermuten dürfen, wo der bayerische Einschlag besonders stark ist und wo der Ortsname Langkampfen sogar die hochdeutsche Lautverschiebung zeigt. Hier wird auch gleich die Vermischung der

Hier wird auch gleich die Vermischung der Baiwaren mit der Urbevölkerung eingesetzt haben, wie es dem Herrschaftsplan Theoderichs entsprach.

Aber das Gotenreich konnte sich nicht behaupten. Ums Jahr 535 gerieten die Goten mit Byzanz, dem oströmischen Kaiserreich, in einen schweren Krieg, der ihnen den Untergang brachte. Dabei hatten sie ihre nördlichen Grenzbezirke aufgegeben, um alle Kräfte gegen Byzanz wenden zu können. Diese Lage muß den baiwarischen Zuzug

von Norden her verstärkt haben. Wie sich von Norden her verstärkt haben. Wie sich die Breonen dazu stellten, ist nicht bekannt. Der römische Dichter Venantius Fortunatus, der im Jahr 565 eine Reise durch die Alpen machte, unterscheidet in seinem Bericht noch genau zwischen Breonen und Baiwaren. Aber die Zeit war unruhig und drängte zu neuen Ereignissen. Kaum hatten die Byspatische des Cotenreien überwunden und zuntiner das Gotenreich überwunden und Italien in Besitz genommen, so rückten die Langobarden ein und entrissen ihnen die Früchte ihres hart umkämpften Sieges. Dies

geschah im Jahr 568. Und gleich darauf richtete sich in Trient ein langobardischer Herzog ein. Dies muß weithin den Eindruck er-weckt haben, der Alpenraum sei herrenloses Land. Allem Anschein nach haben die Bai-waren jene Ausbreitung der Langobarden ungern gesehen und von der Nordseite her über den Brenner vorgefühlt, um eine Ver-bindung mit den Einheimischen herzustellen und die Langobarden nicht gar zu weit nach Norden vordringen zu lassen.

Fortsetzung folgt.

Ein Römerstraßen-Dreieck bei Ebingen

Von Mittelschullehrer H. Müller

Von Mittelschull

Lieber Leser! Wir laden dich zu einer Wanderung ein. Sie geht von Ebingen aus das Schmiechatal aufwärts, rechts allmählich am Hang hinauf, eine Strecke am Waldrand entlang; dann biegt der Weg nach Nordosten ab und windet sich steil, gerade und zielstrebig zwischen Felsriffen hindurch, hinauf auf die Höhe. Hier wird er breit; Riegel aus Lesesteinen säumen ihn. Er vermeidet das scharf eingekerbte Tennental. Wir sind nun so recht auf der Alb: flache, steinige Buckel, mit Wacholder und Heidekraut, Weideland, da und dort ein Steinäckerle, bewaldete Hügel. In der Gegenwart macht dieses Hügelhochland einen verlassenen Eindruck, aber wir wissen ja, daß das nicht immer so war. Auf der linken Seite lassen wir das Schafhaus, auf der rechten das Hüttenkirchle und das Hohe Bühlle liegen und kommen ins eigentliche Degerfeld mit seinen vielen Erdfällen und Grabhügeln. Ein ganzes Stück weit sind wir auf einem Albvereinsweg gewandert. Zwischen breit hingelagerten Bergen, die ihre Kuppen in dichtem Wald verstecken, führt uns der Weg nach Hermannsdorf. Wir könnten durch ein schönes Hochtal bis Burladingen weitergehen, aber wir wenden uns in spitzem Winkel und nehmen Richtung könnten durch ein schönes Hochtal bis Burladingen weitergehen, aber wir wenden uns in spitzem Winkel und nehmen Richtung auf Bitz. — Seine Markung fängt erst auf dem Hutzlenbühl an, wo mehrere Wege scheinbar recht zwecklos durcheinanderkreuzen. Schön ist der Blick ins Harthauser Heutal oder auch ins Winterlinger Tal, dem wir uns nun zuwenden wollen. Durch Bitz hindurch gelangen wir an der Neuen Hülbe vorbei zum Salenhäule. Zwischen ihm und dem Dürrenbühl liegt ein rundes Dutzend dem Dürrenbühl liegt ein rundes Dutzend großer Grabhügel, aber wir müssen uns schon anstrengen, wenn wir sie noch alle erkennen wollen. Bevor wir in den Hoch-wald hinaufsteigen, erblicken wir auf einer wald hinaufsteigen, erblicken wir auf einer Verebnung des Ehrenbuch das Gut Hermannslust und dahinter Freudenweiler. Auf der Kohlstatt klettern wir über Riffbuckel und halten uns immer auf der Höhe. So kommen wir endlich ins Öschle, ein seltsam zwischen Wäldern eingebettetes Stück Ackerflur. Wieder vermeidet unser Weg einen tiefen Taleinschnitt und wendet sich leicht bergan zum Fachberg. Da stehen drei Straßenbäume (Eschen) einsam im Gras! Die Marksteine bemerken wir weit drinnen in den Ackern: Wie breit muß einmal die-ser Weg gewesen sein! Die Anlieger haben inzwischen Stück um Stück von ihm weg-geackert. Weiter unten hat er drei bis vier geackert. Weiter unten hat er drei bis vier ausgefahrene Gleise, wurde also im wegebaufaulen Mittelalter noch viel benutzt. Unsere Wegrichtung mündet in Winterlingen in ein Sträßle, das nicht weitergeht und auch sonst zum Straßensystem nicht recht passen will. Ein wenig ausbiegend kommen wir am Ostrand des Ortes vorbei und wir sehen: Dieser Ostrand bildet noch ziemlich genau eine Linie. Nur wenige Gebäude, besonders Fabriken, sind darüber hinausgewachsen. Nach der Lauchert hin senkt sich in ganz flachen Wellen das Ried; senkt sich in ganz flachen Wellen das Ried; die Zollernalb begrenzt den Horizont. Wir stoßen nun auf die Hauptstraße an der Benzinger Kurve. Die Fortsetzung unserer Marschrichtung wäre das Hochsträß bis Laiz. Da haben wir schon wieder einen Alb-

Wir wenden uns abermals vereinsweg vereinsweg. — Wir wenden uns abermals in spitzem Winkel und gehen am westlichen Ortsrand von Winterlingen entlang, der ebenfalls noch ziemlich geradlinig verläuft. Wiederum sind nur die Fabriken darüber hinausgewachsen. Hier geht der Blick über hinausgewachsen. Hier geht der Blick über die Schmiecha hinweg zum Großen Heuberg. Am Ortsende haben wir den eigenartigen Schiedweg, einen breiten Grenzstreifen mit Steinriegeln und Gebüsch. Wir lassen ihn in seiner Traumverlorenheit liegen und gehen nach Westen ins Schmiechatal hinunter, dabei genau im Wald spürend. Da finden wir nämlich nicht weniger als sechs alte Abstiege! Es muß an diesem Steilhang früher sehr viel gefahren worden sein. sechs alte Abstiege! Es muß an diesem Stell-hang früher sehr viel gefahren worden sein. Den Burgweg meidend, biegen wir bei der Fabrik gleich ins Tal ein und gelangen schließlich wieder nach Ebingen. Würden wir in der eingeschlagenen Richtung wei-tergehen, so kämen wir zur Petersburg und nach Lautlingen.

Was uns die Flurnamen erzählen

Was uns die Flurnamen erzählen

Zu Haus nehmen wir eine gute Karte zur Hand. "Menesteig" heißt der steile Aufstieg hinauf ins Degerfeld. Sagt man nicht auf den Dörfern heute noch "Mene treibe"? Das Wort bedeutete einst Gespann und weist somit auf einen vielbefahrenen Weg hin (trotz seiner Steilheit!). Bitte von jetzt ab die Skizze 1 beachten. M = Menesteig. Nebenan ist der "Engesboch" (E). Dieses Wort hängt wohl mit der Enge zusammen, durch die sich die Straße winden mußte. (W. Keinath: Orts- und Flurnamen.) Dann kommt die "Küche" (K); das deutet auf ein ehemaliges Rasthaus hin. Was im Gelände gar nicht so sehr auffiel, wird auf der Karte augenfällig: Der Weg nach Hermannsdorf geht ja schnurgerade! Ganz im Gegensatz zu sämtlichen übrigen Wegen weit und breit. Römerstraßen laufen mit Vorliebe in langen, geradlinigen Abschnitten über die breit. Römerstraßen laufen mit Vorliebe in langen, geradlinigen Abschnitten über die Höhen. Am Enzenberg geht der Fahrweg in leichte Krümmungen über; aber wenn wir recht hinsehen, behält dicht daneben der Fußweg die gerade Linie bei. Er ist der ältere. Wege liefen natürlich da vorbei, wo Menschen wohnten. Das Degerfeld (D) ist heute einsam; aber noch zu Römerzeiten war es von Viehzüchtern besiedelt. Wieder heißt es zwischen zwei Bergen im Hinblick auf die alte Straße "Enge" (E) und "Enger Rain" (ER). Fassen wir in Hermannsdorf die Wegrichtung von Bitz her ins Auge, so führt die Verlängerung über den Delisberg die Wegrichtung von Bitz her ins Auge, so führt die Verlängerung über den Delisberg zum Kastell bei Burladingen. Die Römer hatten es genau auf die Wasserscheide zwischen Vehla und Starzel gebaut. — Am Weg nach Bitz liegt der "Gabelhau" (G), ein guter Name für einen Berg, wenn er in einer Wegegabel liegt; aber es muß einst eine wichtige Wegegabel gewesen sein, denn wegen einer unwichtigen hätte der Berg diesen Namen nicht bekommen. Das Wegegawir am Hutzlenbühl" (H) erklären wir gewirr am "Hutzlenbühl" (H) erklären wir uns nun aus einem Durcheinander von alten und neuen Wegen. Da steht auf einmal "Banweg" (B)! So dicht an, beinahe in Bitz? Ban deutet doch sonst auf Grenze. Das wird so erklärt: Da man im frühen Mittelalter wenig Markierungspunkte im Gelände wenig Markierungspunkte im Gelände hatte, nahm man dafür gern alte Wege, z. B.

auch Römerstraßen. Ban ist also die Gegend, wo alte Grenzen und noch früher evtl. alte Wege durchliefen. Am Dürrenbühl finden wir sogar ein Stück "Römerstraße" (R) eingezeichnet. Hier wurde das Straßenprofil eingezeichnet. Hier wurde das Straßenprofil von Nägele und Eith ausgegraben. Die Stelle liegt am Hang. Eine Abzweigung der Römerstraße verlief durchs Winterlinger Tal, also neben der Höhenstraße eine Talstraße (RT), von Paret an einer Stelle freigelegt. Die obere Straßenführung ging über die "Heck", auch die "Lange Hecke" (LH) genannt, ins "Öschle" (Ö). Dieses Ackerland lag früher nicht im Walde wie heute, denn die ganze anstoßende "Heck" war landwirtschaftlich genutzt. Alte Winterlinger wissen noch, daß sie dort Bäumchen gesetzt haben und daß da eine Scheuer stand. Wir haben zu bedenken, daß in den früheren Zeiten die heutigen Dörfer zu weitverstreuten Einzelzu bedenken, daß in den früheren Zeiten die heutigen Dörfer zu weitverstreuten Einzelsiedlungen aufgelockert waren. Diese fanden damals alle noch Wasser, sogar auf der trockenen Alb! Durch Äcker und Weideland also verlief die alte Straße, und als sie verfiel, verrieten Steinriegel und eine lange Hecke ihre Spur. Am Fachberg (F) kam die Höhenstraße mit der Talstraße wieder zusammen; die drei Eschen im Gras geben die Richtung der Talstraße an. Natürlich stehen diese Bäume nicht seit Römerzeiten; aber unsere Vorfahren hielten eben ganz anders am Gewordenen fest als wir Heutigen, so auch am Benützen alter Wege und am Bäumepflanzen. Zwischen Winterlingen und seinem Ried liegt das "Tiefe Gäßle" (TG), jetzt infolge Flurbereinigung als Weg verschwunden; es wird von "Tiefe Gäßle" (TG), jetzt infolge Flurbereinigung als Weg verschwunden; es wird von Prof. Hertlein als ein Hinweis auf die Römerstraße gedeutet. Sie ging dann an dem abgegangenen Gut Weinstetten vorbei über die Fürstenhöhe nach Laiz, wo wieder ein Römerkastell gewesen ist. — Dicht bei Winterlingen heißt eine Flurbezeichnung "Holdermine" (H). Da haben wir zum zweiten Mal das Wort Mene, also Gespann, das auch hier vom Fuhrwerk auf den Weg übergegangen ist. Auf dem Weg zur "Römerstraße" (R) in Winterlingen steht nochmals ein Wegebaum, diesmal eine Ulme (Steinlinde), wie wir sie neben Eschen auch sonst an den alten Straßen finden, oft nur noch als Gebüsch. Die Römerstraße am Ortsrand ist durch die Benützung in langen Zeiten als Gebüsch. Die Römerstraße am Ortsrand ist durch die Benützung in langen Zeiten etwas verbogen worden, worauf Prof. Hertlein hingewiesen hat. Hier fand ich das alte Straßenprofil in 1,50 m Tiefe und 200 m weiter zum zweiten Mal, allerdings sehr abgenützt. Das ist aber oft der Fall, wie mir Prof. Paret auf meine Meldung hin mitteilte. Der am Ortsausgang abzweigende "Schiedweg" (Sch) trägt denselben Namen nochmals nahe dem Degerfeld an der Straße Bitz-Ebingen. Dicht dabei heißt es "Auf der nochmals nahe dem Degerfeld an der Straße Bitz-Ebingen. Dicht dabei heißt es "Auf der Mark (M), alles Hinweise darauf, daß ein alter, breiter Weg später als Grenzweg be-nützt wurde. Dieser vorrömische Weg kam über eine Furt von Laiz und ging wahr-scheinlich weiter bis zum Raichberg. Am Schiedweg liegt ein Flurteil "Auf der lan-gen Steinmauer" (St). Solche Namen erin-nern meist an Steingebäude und damit an die Römer. Die Straßenführung am Ostrand wie am Westrand von Winterlingen war so wie am Westrand von Winterlingen war so geradlinig, daß der Ort heute noch ein Dreigeradlinig, daß der Ort heute noch ein Dreieck bildet, weil er sich seltsamerweise erst
in neuester Zeit über die beiden Römerstraßen hinaus zu entwickeln beginnt. Die
"Alte Steige" (ASt) ins Tal hinab läßt keinen Zweifel zu. Steigungen wurden von
den Römern und auch vorher nicht umgangen, sondern genommen. Von Straßberg
an (Name!) verläuft unser Straßendreieck
zum erstenmal im Tal, aber immerhin in zum erstenmal im Tal, aber immerhin in einem nicht zu nassen Hochtal und an einer einem nicht zu nassen Hochtal und an einer Talseite, immer ein wenig über dem Flußspiegel. In der Verlängerung über Ebingen hinaus liegt das Römerkastell Lautlingen und eine Villa (Landhaus) auf Flur "Steinhaus". Es war ein Steinbau. Vor den Rönern und auch lange nachher baute man bei uns nicht aus Stein. Fortsetzung folgt.

Von der Balinger Rotgerberzunft

Von Fritz Scheerer

(Schluß)

Den Zunftmeistern war sehr darum zu tun, Ordnung und Sitte unter den Zunftmitgliedern zu erhalten und zu fördern. Die Querköpfe, die sich der bestehenden Ordnung nicht fügen wollten, die die Zunftgebühren nicht bezahlten, die den Mitmeistern die Kundschaft auf unreelle Weise entzogen oder durch schlechten Lebenswandel das Ansehen der Zunft in Gefahr brachten, wurden mit Strafen belegt. "In Jahr- und Wochenmärkten solle kein Meister den andern die Kaufleute von dem Stand hinweg ruffen und einem in den Kauf fallen oder sein Stück Brod schmälern, bey Straff 1 fl. in die Laden, so offt hierwider gehandelt wird". Bei Zusammenkünften soll keiner "reden oder viel Geschrey verursachen, ehe und bevor die Umfrag an ihne kommt, bey Straff 30 Kr." Welch guter Geist aber in der Balinger Rotgerberzunft herrschte, beweisen die Abrechnungen der Obermeister, in denen nur selten eine Strafe aufgeführt ist, so daß wenig an die Verwaltung oder den Armenkasten abgeführt werden mußte. (Strafen über 1 Gulden gehörten der "Gnädigsten Herrschaft", unter 1 Gulden die Hälfte dem Armenkasten Pflug.)

Bei den Zusammenkünften, die mindestens einmal im Jahr an Lichtmeß stattfinden mußten und bei denen in erster Linie Berufsfragen zur Behandlung kamen, wurde aber auch die Geselligkeit gepflegt. Die Versammlungen fanden bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts in der Zunftstube in der "Krone" (wo auch der Zunftschild angebracht war) und später im "Hirsch" statt. Wie "zünftig" es bei einem solchen Zunftjahrtag, der mit einem frommen Gebet begonnen wurde, zugegangen sein mag, beweisen die zahlreichen Abrechnungen, z. B.: "An dem am 15. Juli 1791 abgehaltenen Jahrestag ist durch die Obermeister, Schaumeister und gemeine Meister auf der Herberg zur Kronen dahier in allen nach anliegenden Specificierten Zettel verzört und bezalt worden 67 fl. 15 Kr. Herrn Oberamtmann Lotter und dem Probator (Schriftführer), so der Versammlung beigewohnt gewöhnlichermaßen 5 fl. 15 Kr." Auch der Geburtstag des Herzogs wurde gefeiert. "Anno 1796 den 1. Jan. als an dem Geburtsfest Serenissimi verzehrten die Balinger Meister auf der Herberg 50 an der Zahl jeder 15 Kr. macht 14 fl." Oder: Die Tuttlinger Meister verzehrten an des Herzogs Geburtstag 1779, wo "jeder etwas gewißes zu verzehren bekam", für 2 Gulden.

Die Tuttlinger Zunft versuchte öfter aus der Reihe zu tanzen. 1753 führten sie ein eigenes Gesellen- und Meisterbuch, das aber 1776 wieder nach Balingen gezogen wurde: "The bisher gehaltenes Meisterbuch gänzl. zu caßiren; wie dem auch solches niemalen als authentisch anerkannt werden wird". Ihr "Bisheriger Älter-Meister Johann Jakob Martin, wegen seines vor 2 Jahren zu Spaichingen begangenen, und bei der Lade zu Balingen angebrachten Unfugs ... seiner Älter Meister Pflicht gänzlich entlaßen".

1749 sollte die herzogliche Einteilung der Viertelsladen aufgehoben und alles auf die zwei Hauptladen konzentriert werden, was aber einen Entrüstungssturm der Balinger Rotgerber hervorrief, so daß sie sich mit den anderen angeschlossenen Zünften entschlossen, eine Deputation nach Stuttgart zu entsenden: "Wir seyend resolvirt, vorderist in die Obervogtey und dann zum Geheimden Rath, und der Landschaft uns zu wenden". Der Erfolg blieb nicht aus: Balingen konnte seine Lade behalten.

Auch mit den Metzgermeistern, deren es in Balingen 1724 nicht weniger als 40 gab,

entstanden öfter Schwierigkeiten, da diese nicht nur bei ihren Kunden, sondern auch bei andern Personen Häute und Felle aufkauften und an "Ausländer" verkauften und dadurch die Preise merklich in die Höhe trieben, obwohl dies nach der "Hochfürstl. Landesordnung" verboten war. Rings um Balingen war zudem fremdes, nicht württembergisches Gebiet, "Ausland", z. B. Geislingen, Roßwangen usw. Der Rat und Vogt zu Balingen mußten stets darauf bedacht sein, die herzoglichen Verordnungen über den Handel einzuschärfen. In einem Ausfuhrverbot von 1750 lesen wir: "Wann hie und da Aichen im Saft gefällt werden, so muß solches allezeit den Rothgerbern im Land, damit dieselben die Rinden zu dem zu ihrem Handwerk benötigten Loh abschellen und an sich ziehen mögen, angezeigt und die Rinde ihnen zum Kauf angeboten werden, aber nimmermehr vor das Land hinaus verkauft werden". Nur die Rotgerbermeisterschaft der Reichsstadt Reutlingen durfte in dem Gebiet der Oberförstereien Tübingen und Urach "den Einkauf der eichenen Rinden, und zwar in dem sogenannten Schönbuch, weil sie selbst Schönbuchs-Genoßen sind", tätigen, wenn sich innerhalb 4 bis 6 Wochen keine landeseigenen Käufer finden, "jedoch den Württembergischen Rothgerbern die Auslosung jederzeit vorbehalten und gestattet werden solle." Auch die Balinger Rotgerber müssen mit den Reutlingern Verkäufe getätigt haben, wie ein Eintrag von 1782 zeigt: "Haben wir Obermeister Johann Georg Roller und Johannes Haasis von wegen den Reutlinger Rothgerbern und dem Verkauf eichener Rinden bezahlt 6 Kr."

Außer Landes gegerbtes Leder, "welches

Außer Landes gegerbtes Leder, "welches auch sonsten in dem Land von den(en) rothgerbern fabricirt zu werden pflege", durfte ebenfalls nicht in den Handel gebracht wer-

den, wie durch die Antwort der herzoglichen Regierung auf eine Beschwerdeschrift der Balinger Rotgerber "wider die Gerber zu Tuttlingen und die Schuhmacher zu Schwenningen" durch den Oberamtmann Lotter den Balinger Rotgerbern 1777 eröffnet werden mußte. Wurden schon Häute eingeführt, so mußten für ein Paar Ochsenhäute 20 Kr. und für ein Paar Schmalhäute 12 Kr. Zoll bezahlt werden, wie Maram Kahn auf Grund seines Patents 1737 dem "Haubt Zoller" mitteilt, und das Patent soll den Meistern zu Ebingen gezeigt werden.

Trotz all der Schwierigkeiten, mit denen die Balinger Rotgerber in ihrem schweren Beruf zu kämpfen hatten, hat unter ihnen immer ein guter Humor geherrscht, wie uns ein poetisch veranlagter Gerbermeister in seinem Spottvers über das Borgunwesen auf die Schuhmacher zeigt, den ich aber lieber nicht anführen möchte. Welcher Gemeinschaftsgeist sie beseelte, bezeugen die 2 Schilde, die 1791 dem Johannes Schlaich, Schreiner, in Auftrag gegeben wurden, um sie "auf der Toten-Bahre" bei Beerdigung eines Zunftmitgliedes anzubringen, und ihr zünftiger Geist, der sie einst auf eine hohe Stufe der Leistung hob, lebt in unserem Handwerk weiter. Wenn auch zu ihrer Zeit kein solches Hasten und Jagen wie heute war, haben unsere Meister doch ihr Ziel erreicht. Von einem alten Balinger Rotgerbermeister wird erzählt, daß er neben anderen jährlich 40 Ochsenhäute verarbeitet habe; hätte man ihm noch eine dazu geschenkt, so hätte er diese nicht mehr in Arbeit genommen.

Nachwort der Schriftleitung.

In der kommenden Kreisbeschreibung Balingen wird Dr. Wilhelm Foth die Geschichte der Balinger Gewerbe bearbeiten und dabei auch zur Geschichte der Gerberei in älterer Zeit wissenswerte Nachrichten bringen.

Schloß Lichtenegg in Legende, Geschichte und Denkmalspflege

Von Karl Heinrich von Neubronner

(Schluß)

Der hintere, südliche Schloßteil ist weiter massiv aufgeführt und gleichfalls mit Bukkelsteinen versehen, die bei der Renovation unverputzt blieben, um eine eindringlichere Absetzung zu erzielen. Gotische Zinnengiebel schmücken beide hinteren Giebel. Auf das Erdgeschoß des vorderen Schloßteils nach Norden wurde im 16. Jahrhundert ein Fachwerkstock aufgesetzt und im 19. Jahrhundert nach Westen mit einem gotischen Zinnengiebel versehen. Er paßt sich außerordentlich taktvoll den alten Zinnengiebeln der hinteren Schloßhälfte an, so daß er bei der Renovation 1936/38 belassen wurde, zumalen der Versuch, das Fachwerk auch hier freizulegen, scheiterte, weil das Holz teils erstickt war und die Fachwerkform durch späteres Nachziehen von Balken zerstört war.

war.

Bei Errichtung des Fachwerkaufbaus muß der erwähnte Turm nach Nordosten bereits umbaut gewesen sein. Daher rührt die interessante, schiffbugartige Nord-Ost-Front, die mit einem alemannischen Drachendach bedeckt ist und noch der Renovation harrt. Über dem die Gesamtlänge durchziehenden Erdgeschoß sind die nördliche und südliche Schloßhälfte durch ehemalige Wehrgänge verbunden, die im 19. Jahrhundert zu Zimmern ausgebaut wurden, ehemals aber nach den Außenseiten mit Schießscharten versehen waren, während um den Innenhof eine offene Holzbalustrade führte. Nach Südosten wurde, gleichfalls im 19. Jahrhundert,

ein Erker eingebaut. Seine störenden Holzzinnen und Verzierungen wurden entfernt, die auf Konto der Neo-Gotik der Gründerjahre zu buchen waren. Die Dachform wurde nunmehr dem Drachendach angepaßt und eine harmonische Wirkung erzielt.

Lichtenegg-Harthausen wird am 1. Mai 882 in einer Urkunde für das Kloster St. Gallen erstmals erwähnt. Geschichtlich nehmen Burg und Dorf Harthausen durch ihre Zugehörigkeit zum Ritterkanton Neckar-Schwarzwald eine Sonderstellung gegenüber anderen Gemeinden des Kreises Rottweil ein. Von den Edelfreien Herren von Geroldseck werden die Hack von Harthausen mit Burg und Dorf belehnt. Die Hacke gehören einem weit verbreiteten und reich begüterten Rittergeschlecht an, das mit Albrecht und Hermann 1275 in unserer Gegend auftritt. Verschiedene Zweige schrieben sich Hack von Oberndorf, von Rottwell, von Harthausen. Ihre Hauptbesitzungen lagen in Oberschwaben und in badischen Gebieten. 1332 verkaufen die Brüder Johannes und Konrad, die Hacken von Harthausen, eine Wiese daselbst an das Augustinerkloster in Oberndorf. Die Ritter Konrad und Berthold Hack von Harthausen kämpfen in der Schlacht von Sempach. 1471 erwarben die Grafen von Württemberg von den Geroldseckern Sulz und damit die Lehensherrlichkeit über Burg und Dorf Harthausen. Mit Genehmigung seines Landesherrn Ulrich von Württemberg verkaufte Dietrich Hack von Harthausen seinen Gesamtbesitz

an den Ritter Georg von Ehingen. Von den Ehingern erwarben die Herren von Rosenfeld Harthausen. Am 21. Juni 1520 verpfändete Ritter Werner von Rosenfeld das Lehen an Hans-Dietrich und Andreas von Hoheneck, löste das Lehen indessen bald wieder ein. Durch verwandtschaftliche Beziehungen gelangte Harthausen an die Herren vom Stain zum Rechtenstein, einst eines der mächtigsten reich begüterten und einflußreichsten Rittergeschlechter Schwabens, und verblieb mit der Schenkenburg, Teilen von Epfendorf und dem Ramstein Jahrhunderte hindurch in ihrem Besitz. Landauf, landab hatten die Stains, übrigens eines Stammes mit den Pflummern und Stadion, ihre Besitzungen und häufig findet man ihr Wappen, die drei Wolfsangeln, über Burgtoren, an Kirchen und in Grabsteine gemei-Belt.

Die Zimmersche Chronik, Quelle aller Quellen für unsere Heimatgeschichte, weiß manches von ihnen zu berichten. Von den Stain kam das nunmehrige Rittergut Lichtenegg an die Neubronner, die 1162 mit Hainrich de N. erstmals beurkundet werden und ursprünglich im Bezirksamt Überlingen, später in Pfullendorf und im Pfullendorfer Gebiet (Neubronn, Schönbronn) und in Ulm und dem Ulmer Gebiet (Neubronn, Hausen, Holzschwang) ansässig waren.

Ein Urbarium aus dem 18. Jahrhundert gibt Aufschluß über die Schloßanlage, größtenteils innerhalb der Ringmauern. "Das sogenannte neue Schloß, so aber schon ziem-

lich alt (gemeint ist der Fachwerkaufbau), sambt allen eingehörigen Zimmer und Stuben, Kammern, Küchen, Fruchtböden und Keltern. Das Alte Schloß, nächst diesem und gleichsamb damit ein Gebäu aus machendt, gleichfalls mit zugehörigen einbauen." Dann werden aufgezählt: ein Zugviehstall, ein Viehstall, eine "Reuttstatt" (Pferdestall), eine Fruchtscheuer, zwei Milchviehställe, eine Backküche, ein Wagenhof und unterhalb des Schloßbergs eine Mühle mit Gerbund Mahlgang. Der Gutshof wurde später vom Schloß wegverlegt. Seit 1520 wurden äußerlich keine wesentlichen baulichen Veränderungen am Schloß vorgenommen. Dafür sind wir besonders dankbar, wenn wir Lichtenegg mit anderen Schlössern vergleichen, die häufig ihren ursprünglichen Charakter durch nicht immer glückliche Zutaten späterer Zeiten einbüßten.

Im Innern gewährt das Schloß neben einer Familie auch Flüchtlingsfamilien Schutz und Lebensraum, getreu der Verpflichtung, daß wir nicht nur in der Tradition wurzeln sollen, sondern den Aufgaben der Gegenwart gerecht werden müssen, um einer Zukunft teilhaftig zu werden. Schloß Lichtenegg aber grüßt den Wanderer als Symbol tausendjähriger Heimatgeschichte und Anton König hat ihm die schönen Verse gewidmet:

"Mögen auch mit Turm und Hallen Andre prangen stolz und keck, Du gefällst mir doch vor allen, Waldumrauschtes Lichtenegg."

Ernstes und Heiteres aus dem Leben eines Schulmeisters

Von Pfarrer Gaß

(5. Fortsetzung)

Was er nun der Wahrheit gemäß erzählt, glaubt ihm kein Mensch, wie das ja auch sonst vorkommt in unserer verlogenen Welt, die nicht umsonst überall Lüge wittert. Der Ruf wird laut und pflanzt sich fort: "Die Kirchenschlüssel her! Wir machen einen anderen Mesner. Schulmeister kann er bleiben, wenn er will. Dagegen können wir nichts machen. Aber Schulholz kriegt er keins. Damit basta!" Wie sogar auch noch der Schwäher sagt, sein Tochtermann "ruiniere" tatsächlich die ganze Gemeinde, da legt sichs wie eine Zentnerlast auf des Mißhandelten Brust: "Verlassen, verlassen, verlassen bin i". Nein, er ist nicht verlassen. Stillschweigend geht jetzt der Pfarrer selbst aufs Oberamt und erstattet Bericht. "Das ist doch....", sagt der Oberamtmann, "jetzt muß halt der Schulmeister dem Vogt noch einmal einen Gruß von mir bringen!" "Aber ja nicht, Herr Oberamtmann. Das können Sie ihm wahrhaftig nicht zumuten, nachdem man es ihm so wüst gemacht hat." "Auch wahr. Muß ich halt einen anderen Boten schicken". Das geschieht. Und dieser zweite Gruß vom Oberamt lautet: "Bis spätestens morgen abend hat hieher schriftliche Meldung einzulaufen, ob die Gemeinde das Schulholz liefern wird oder nicht. Im Weigerungsfall werden andere Maßnahmen ergriffen." Dreimal wirds Tag und dreimal wirds Nacht. Jeden Tag ist Bürgerversammlung. Aber der Oberamtmann bekommt keine Antwort. Warum regt er sich nicht? O, er hat sich schon geregt. Nur hat ers den Engstlattern nicht auf die Nase gebunden. Und so beschließt denn die erhitzte Bürgerschaft: was fragen wir nach dem Oberamtmann! Der wird einfach umgangen. Zwei vom Rathaus schicken wir nach Rottweil zum Landvogt, damit der dem Oberamtmann beibringt, was der Brauch ist. Gesagt, getan. Die beiden Auserwählten, zwei "Vierer", nehmen den Weg nach Rottweil unter die Füße. In Rottweil angekommen, suchen sie einen Landsmann auf, der dort als alter Unteroffizier in Garnison liegt. Da sie das Ge-

bäude der Landvogtei nicht wissen, wollen sie ihn um den Weg fragen und von ihm vielleicht auch erfahren, wo und wann der Landvogt am geschicktesten zu treffen sei. In wenigen Minuten erfährt der Unteroffizier, daß seine beiden Landsleute nicht eines Handels, sondern eines Händels wegen in Rottweil sind. Aber er weiß schon vorher mehr als die beiden Engstlatter.

"Wenn ich euch gut zum Rat bin", sagt er, "so sehet, daß ihr auf dem schnellsten Weg wieder heimkommt! Sobald der Landvogt hört — und das hat sich bei der Aufpasserei in Kriegszeiten rasch geschickt —, daß ihr hier seid, läßt er euch einsperren, bis ihr schwarz werdet. Was meint ihr, der Oberamtmann hat die saudummen Geschichten, die ihr macht, dem Landvogt durch einen reitenden Boten brühwarm berichtet. Morgen früh um 8 Uhr hat unsere Kompanie feldmarschmäßig bereit zu stehen zum Abmarsch nach Engstlatt, um euren Schulholzgrangel in Ordnung zu bringen. Werdet schon sehen, wie wirs uns bei euch schmekken lassen. Gottlob, daß ich auch mitdarf. Also, 's ist nicht mehr viel Zeit. Wenn bis morgen früh um 8 Uhr kein Bote da ist vom Balinger Oberamt mit der Meldung, daß das Schulholz geliefert sei, wird unweigerlich marschiert. Und dann könnt ihr etwas erleben, besonders ihr Vierer und der Vogt. Rascher als ihr denket, werdet ihr im Wald sein zum Holzmachen mit den anderen Bürgern. Aber an euch gehts zuerst und zuletzt hinaus. Ihr Gscheitle, ihr solltet halt auch Soldat gewesen sein, dann wüßtet ihr besser Bescheid, was der Widerstand gegen die Staatsgewalt für eine kitzelige Sache ist. Und erst, wenn man von vornherein so offenbar im Unrecht ist!" Da stehen sie nun da wie begossene Pudel, die eben noch so hochgemuten Vierer. Beide meinen, der Schlag müsse sie treffen. Als sie statt dessen nach kurzer Weile wieder zur Besinnung kommen und überlegen, was alles bis andern Tags um 8 Uhr geschehen sein müsse, wird ihnen klar: eine Heimkehr zu Fuß kommt nicht in Frage, nicht einmal mehr ein Vesper; da muß schon ein Fuhrwerk

her, und zwar ein schnelles, ein "Scheesle". Nachts um 11 Uhr kommen sie, äußerlich recht vornehm, innerlich recht gedrückt, beim Vogt vorgefahren und klopfen ihn heraus. Wer an dessen Schrecken nicht glauben möchte, dem sei verraten, daß er mitten in der Nacht die Bürgerglocke zieht. Der Schulmeister verschläft sie entweder oder aber er verweigert ihr als Geächteter bewußt den Gehorsam. Die andern jedoch, soweit sie aufwachen und kommen, werden rasch inne, wieviel es geschlagen hat. Und jetzt geht alles wie am Schnürchen: anstandslos wird die Holzlieferung beschlossen; ein Eilbote galoppiert nach Balingen zum Oberamtmann, scheucht diesen aus dem Schlaf und übergibt ihm eine verurkundete Ausfertigung des nächtlichen Beschlusses, bittet ihn zuglechi um sofortige Fertigung und Aushändigung eines entsprechenden Berichts an den Landvogt, und dann — nichts wie Rottweil zu! Daß unter damaligen Verhältnissen in einer einzigen Januarnacht das alles sich abwickeln ließ, einschließlich einer Bürgerversammlung und der Beanspruchung des Oberamts zu nachtschlafender Zeit, will uns wie ein Wunder erscheinen.

Aber gleichzeitig war noch ein anderes Wunder geschehen: Wie in der Morgenfrühe der Schulmeister zum Kammerfenster hinaus nach dem Wetter Ausschau halten will, steht, von Neuschnee fast zugedeckt, eine ganze Reihe hochbeladener Lastschlitten auf seinem Hof und die Neugier ist auch schon da in Gestalt etlicher Nachbarn, die das unerhörte Geschehen dieser Nacht verschlafen haben. Und diese Neugier fragt: "Was ist denn das?" Andere, die "dabei gewesen sind", geben die gewünschte Auskunft: "Das ist das Schulholz für heuer; das fürs letzte Jahr kommt heute auch noch." Einige sind schon im Nachdenken begriffen: "So hätte mans gleich machen sollen; aber so gehts, wenn man aufhetzt statt äufklärt." Aber die meisten brauchen länger, um zu solcher Einsicht zu kommen. Vorerst noch brummt der eine in seinen Bart hinein: "Jetzt gibts aber in der Kirche ein teures Orgeln und einen teuren Singsang, und in der Schule kommen die Tatzen auf einen Batzen!" Ein anderer, besorgter Rechenkünstler klagt halblaut: "Gut Nacht, Gemeindewald! Sei es um ein paar Jährlein, dann ist kein Stecken mehr von dir da!" "Ja", stößt ein Dritter grimmig heraus: "Handvollweis wirft man denen das Geld zum Kammerfenster hinein, solang sie noch im Bett liegen! Wie sollen denn unserlei Leut das alles aufbringen? Ihr werdet noch an mich denken." Den Vogel schießt ein besonders braves und gescheites Weib ab: "Er sollte es nicht nehmen, auch wenn man's ihm geben will; er hat doch Sachen genug!" Kurzum, die Engstlatter sind geschlagen und der Schulmeister in gewisser Hinsicht auch.

Doch alles renkt sich auch wieder einmal ein. Und vieles ist von vornherein gar nicht so schlimm gemeint, wie es herauskommt. In Wirklichkeit weiß Engstlatt gut, was es an seinem Schulmeister hat. Soviel ist gewiß: als das Schulgesetz vom Jahr 1836 den Lehrern eine weitere Aufbesserung brachte, hat man es in Engstlatt ohne Widerstand aufgenommen.

Neben der Brennholzfrage machte aber das Schulwesen den Engstlattern gleichzeitig auch noch andere schwere Sorgen: die Baufälligkeit des Schulhauses schrie nach Abhilfe und die stetig wachsende Schülerzahl verlangte immer dringender nach dem zweiten Schulraum und nach Anstellung eines Provisors.

Fortsetzung folgt

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des "Balinger Volksfreund", der "Ebinger Zeitung" und der "Schmiecha-Zeitung". 1. Jahrgang

Samstag, 30. Oktober 1954

Nummer 10

Der Fall Koseriz

Von Karl Heinrich von Neubronner

In den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts vermittelten einige landauf, landab bekannte Moritatensänger in allen Ortschaften Württembergs, auch in denen des Oberamts Balingen, den Schau- und Hörlustigen einen einprägsamen, gruseligen Bericht von der Koserizschen Revolution, die heute so gut wie vergessen ist. Die Moritatensänger, meist derbe, mit allen Wassern gewaschene Kumpane, führten ein Holzgestell mit, an das großflächige, starkfarbige Bilder gehängt wurden. Einer der Bänkelsänger ergriff einen langen Stock und deutete damit auf die jeweiligen Szenen, während der andere leiernd die Moritat vorsang:

"Zu Ludwigsburg, da war der Sitz Von dieser Meuterei. Ihr Führer war der Koseriz, Hier ist die Polizei. Die hat im Dunkeln lang gewacht Bis sie die Sach ans Licht gebracht.

Vom hohen königlichen Thron Der gute Wilhelm sprach: Gesteh', gesteh', mein lieber Sohn, Ich laß die Straf' dir nach. Doch er belog ihn freventlich! O Koseriz, wie liederlich.

Hier steh'n sie an des Grabes Rand Des bittern Tods gewärtig. Schon kommandiert der Leutenant: Ihr Schützen, macht euch fertig. Ach Lehr, du armer Sünder, Denk an dein Weib-und Kinder.

Da sprengt ein Adjutant herbei Und spricht: Wilhelm gibt Gnade. Er gibt sie los, er gibt sie frei! Das Publikum ruft: Schade! Wie lange freuten wir uns schon Auf diese Execution.

Der König Wilhelm nicht allein Schenkt ihnen Leib und Leben, Er will an Gnade reicher sein Und ihnen auch noch geben Fünfhundert Gulden Baria Und spricht: Geh nach Amerika.

Als Erbe, nicht als Koseriz, Nimmt er im Schiffe seinen Sitz, Und büßt die Schuld im fremden Land Als saurer Essigfabrikant.

Die Moritat war unerhört und aufregend genug. Aber nicht nur das, sie entsprach sehr weitgehend einer höchst interessanten Episode in der schwäbischen Geschichte, die bedeutende Zusammenhänge aufweist. Ich wurde 1949 durch den unterweilen verstorbenen Arzt aus Singen am Hohentwiel, Dr. Linsemann, auf diese Begebenheit hingewiesen, der, damals bereits 87jährig, sich ganz genau an die Berichte seines Vaters erinnern konnte, der Augenzeuge der angesetzten Execution und der glücklichen Begnadigung war. Er war seinerzeit Soldat in Ludwigsburg, dem schwäbischen Potsdam, und wurde zu dem Kommando bestimmt, das die wegen Hochverrafs zum Tod verurteilten Verschwörer Koseriz und Lehr erschießen sollte. Er weigerte sich jedoch, die-

sem Befehl nachzukommen mit der Begründung, er könne in Friedenszeiten keinen Menschen töten. Das hatte für ihn keine weiteren Folgen als den Befehl, der Execution als Zuschauer beizuwohnen. Damals schrieb man 1835! Sein Bericht deckte sich fast ganz mit jenem der Moritat. Ich habe daraufhin die mir zugänglichen Quellen, vor allem die Prozeßakten im Hauptstaatsarchiv zu Ludwigsburg untersucht und kann einige erste Ergebnisse mitteilen, die vielleicht dazu anregen können, weitere Nachforschungen anzustellen und noch unbekannte Einzelheiten aufzuklären. Über die Koserizsehe Revolution wurde bisher nur weniges und widerspruchsvolles publiziert. Vermutlich war eine grundlegende Erhellung in monarchistischer Zeit nicht erwünscht. Später wurde der Fall Koseriz wohl mehr oder weniger vergessen. Nur wenige Historiker konnten mir auf Anhieb allgemeine Auskünfte geben.

Ernst Louis Erbe oder Koseriz war der am 5. Februar 1805 geborene uneheliche Sohn einer Weinschenkentochter aus Gaisburg bei Stuttgart. Angeblich war sein Vater der dem König nahestehende spätere Generalleutnant von Koseriz, einer uradeligen norddeutschen Familie entstammend, von der einige Mitglieder in württembergische Dienste traten. 1835, zur Zeit der Verurteilung des Oberleutnants Koseriz, war der Generalleutnant bereits verstorben. Trifft seine Vaterschaft zu, so ist es nicht uninteressant, daß aus der gleichen Familie von Koseriz der Revolutionär von 1848, Carl von Koseriz stammt, der auswandern mußte und ein Mitbegründer der bekannten deutschen Kolonie Blumenau (genannt nach dem Urheber der Gründung, Blumenau) in Brasilien wurde, in der heute hunderttausende Einwanderer leben. Carl von Koseriz schuf sich als Politiker und Journalist eine einflußreiche Stellung und hohes Ansehen. Andererseits wird vermutet, daß Ernst Louis Koseriz ein natürlicher Sohn König Wilhelms I. von Württemberg war. Sehr entscheidende Momente im Verhalten des Königs lassen sich zweifellos in dieser Hinsich erklären. Auch wäre der Hinweis im Moritatengedicht, das ja fast historische Beweiskraft beanspruchen darf, wörtlich zu nehmen und der Vers "Gesteh, gesteh, mein lieber Sohn" nicht nur als huldvoller landesväterlicher Ausspruch aufzufassen. Die Vermutung wurde schon von einigen zuverlässigen zeitgenössischen Kennern der Hofund Landesgeschichte bestätigt.

Ernst Louis besuchte das Gymnasium in Stuttgart und trat 1820 freiwillig beim Mili-

und Landesgeschichte bestatigt.

Ernst Louis besuchte das Gymnasium in Stuttgart und trat 1820 freiwillig beim Militär ein. Seitdem führte er den Nachnamen-Koseriz ohne Adelsprädikat. Mit zwanzig Jahren wird er Leutnant und zur Bewachungskompanie auf den Asperg kommandiert. Seine weitere militärische Karriere ist durchaus normal. Schließlich wird er Oberleutnant im 6. Inf.-Regiment in Ludwigsburg.

Erwiesenermaßen litt er unter seinen Kameraden, die seine uneheliche Geburt bespöttelten, und unter der schroffen sozialen Trennung zwischen dem Offizierskorps der Kavallerie und der Infanterie. Auch lehnte er sich gegen jede Art von Autorität frühzeitig auf, insbesondere gegen seinen Obersten von Fribolin, dessen verknöchertes tyrannisches Wesen er später als die Hauptursache seiner Aufsässigkeit bezeichnete. Das Vorstrafenregister von Koseriz ist sehr umfangreich und man wundert sich nur darüber, daß keine drakonischen Maßnahmen gegen ihn ergriffen wurden. Gleichgültigkeit im Dienst, Schulden — Koseriz lebte weit über seine Verhältnisse, so daß seine Mutter ihr ganzes Vermögen für ihn opfern mußte —, schlechte Gesellschaft, Beschmieren der Büsten von König und Königin in der Kaserne mit Tinte werden ihm unter anderem vorgeworfen. Koseriz besaß eine lebhafte Intelligenz, einen sehr starken Ehrgeiz und einen unleugbaren politischen Instinkt. Er trat mutig für seine Untergebenen ein, bewies auf dem Richtplatz eine aufrechte Haltung und verstand es, zeitlebens Einfluß zu gewinnen. Zeitweise hat er die Mängel, vor allem in personeller und finanzieller Hinsicht, der revolutionären Vorbereitungen erkannt. Andererseits war er ein Phantast, hatte einen sehr schwankenden Charakter und spielte nach seiner Verhaftung eine zwielichtige Rolle.

nach seiner Verhaftung eine zwielichtige Rolle.

Während seines Kommandos bei der Bewachungskompanie auf dem Asperg lernte er Schillers und Körners Werke kennen, die einen nachhaltigen Eindruck auf ihn machten. Dort kam er auch mit republikanisch gesinnten Häftlingen aus Bürger- und Studentenkreisen in Berührung, die vom Hambacher Geist beseelt waren. Durch sie wurde er zum bewußten Revolutionär, der in der Folgezeit Beziehungen zu republikanischen Kreisen in Frankreich und in Italien anknüpfte und durch Mittelsmänner in Verbindung mit polnischen Insurgenten trat. Bald wurde er ein Vertrauter der Republikaner in Stuttgart um den Buchhändler Franckh und den Maler Groß, der übrigens ein leider nicht mehr bekanntes Bild von ihm gemalt hat. Auch bei den revolutionären Studenten in Tübingen war er gut bekannt. Im Volk selbst, insbesondere bei der Bauernschaft, von der sich die Anführer der revolutionären Bewegung den Hauptschlag versprachen, fand er wenig Anklang. Die wichtigste Aufgabe, die Koseriz übertragen wurde, war es, Mitverschwörer im Offizierkorps und im Unteroffizierkorps zu werben. Er unterzog sich ihr mit Geschick. Im Anschluß an die Julirevolution 1830 in Frankreich und die allgemeine Erregung auf dem europäischen Kontinent, verdichteten sich die Umsturzabsichten immer mehr, Koseriz gründete in Ludwigsburg den ersten deutschen politischen Unteroffiziersklub. Seine Komplizen in Frankfurt drängten ihn zum Handeln. Er zögerte immer wieder. Schließlich willigte er in den Plan ein, das Offizierkorps, soweit es nicht mit ihm symphatisierte, in Ludwigsburg schachmatt zu setzen, den König im Schloß zu verhaften und zur Abdankung zu zwingen, die Truppen mitzureißen und die Revolutionsbewegung von Württemberg aus mit ähnlichen in Frankfurt, Frankreich und Polen zu vereinigen. Ziel war ein geeintes republikani-

Als der König 1833 nicht wie sonst üblich nach Ludwigsburg kommt, wird der Plan etwas abgeändert. Koseriz will den Sieg der Revolution in Frankfurt abwarten. Die Garnison Ludwigsburg will er für sich gewinnen. Nach Stuttgart marschieren, den König dort in seine Gewalt bringen und sich dann nach Frankfurt wenden, um mit seiner Militärmacht die Entscheidung in Deutschland zu erzwingen. Einige Konferenzen finden statt. Die Vorbereitungen erscheinen aber bald als ungenügend. Vor allem fehlt es immer wieder an Geldmitteln. Koseriz ist nur mit halbem Herzen noch bei der Sache, zieht aber keine Konsequenz daraus. Als die Revolution in Frankfurt mißglückt und die Polizei in Württemberg endlich eingreift, beginnt Koseriz ein seltsames, noch nicht restlos aufgeklärtes Doppelspiel. Er legt ein Geständnis zunächst gegenüber dem Gouverneur von Ludwigsburg, General von Hügel, dann dem König selbst gegenüber ab. Er verschweigt eine Reihe von Mitverschworenen, sucht seine militärischen Untergebenen zu decken und gibt dafür andere Eingeweihte aus bürgerlichen Kreisen preis. Als der König ihn in seiner Zelle besucht und damit einen einmaligen Vorgang schafft, soll Koseriz ihm einen Zettel mit den Namen aller seiner Mitverschwörer übergeben haben, den der König jedoch vernichtete. In späteren Zeitungsauseinandersetzungen und in brieflichen Berichten beschuldigten einige Mitverschwörer ihren militärischen Anführer der Feigheit und des Verrats. Sie erklärten, er habe nur versucht, sich zu retten und habe seine Freunde in den Abgrund gestoßen. Wohingegen er immer wieder betonte, er habe unnützes Blutvergießen vermeiden wollen und durch sein Handeln ermöglichen wollen, daß die Revolution zu einem günstigeren Zeitpunkt ver-

wirklicht werden könne. In einem Schreiben von seiner Zelle aus an den König bekennt er sich allerdings schuldig, wälzt fast alles von sich ab und findet für seine Haltung eine lange Reihe psychologischer Begründungen.

Das Kriegsgericht verurteilte nach zweijähriger Untersuchungshaft seine Mitverschworenen, 11 Offiziere und 20 Unteroffiziere, zu hohen Zuchthausstrafen. Koseriz und seinen Intimus, Feldwebel Lehr, zur schimpflichen Kassation (Degradierung) vor versammelter Mannschaft und zum Tode durch Erschießen. Der König änderte die Todesstrafe zu einer solchen der "Ausstehung der Todesangst" um. Vielleicht bewegten ihn dazu ähnliche Vorgänge in der russischen Heimat seiner Frau (Dekabristenprozesse), vielleicht war Koseriz tatsächlich sein Sohn? Vielleicht hat die Mutter von Koseriz für ihn um Gnade gefleht, die ohnmächtig aus seiner Todeszelle nach ihrem letzten Besuch herausgetragen werden mußte. Vielleicht hat seine Braut, die Tochter des Geheimrates Mieg, verstanden, das Herz des Königs zu erweichen? Die Fragen können noch nicht restlos beantwortet werden. Koseriz mußte laut königlicher Anordnung wieder den Namen Erbe annehmen und sich verpflichten, mit Lehr nach Amerika auszuwandern. Beide erhielten den für solche Fälle üblichen Ausstattungsbetrag und wurden von württembergischen Polizisten zum Einschiffungshafen eskortiert. In Amerika gründete Koseriz eine Essigfabrik und starb als Major der Bürgermiliz im Kampf mit aufständischen Indianern. Er hat allem Anschein nie versucht, wieder nach Europa zurückzukehren. Lehr hingegen kam für kurze Zeit noch einmal nach Württemberg, kehrte jedoch bald wieder für immer nach Amerika zurück.

Die schattseitigen Leute

Von Karl Felix Wolff

(1. Fortsetzung)

Die Ladiner

Die Weitere Entwicklung läßt sich nicht gut überschauen, weil die Geschichtsquellen in diesem entscheidenden Augenblick völlig versagen. Gerade die Herkunft der Baiwaren und der Vorgang ihrer Ausbreitung nach Süden sind in geschichtliches Dunkel gehüllt. Aber wo schriftliche Nachrichten fehlen, gibt es noch eine andere Methode zur Erforschung unbekannter geschichtlicher Abläufe, nämlich die volkspsychologische Ergündung. Und da können wir nun eine wichtige Feststellung machen. Die Überlieferung und Sage der ureinheimischen Bevölkerung, in unserem Fall der Ladiner, weiß wohl von Zusammenstößen der einwandernden Deutschen mit den "Römern" zu berichten, sie weiß aber gar nichts von Kämpfen oder auch nur von Feinseligkeiten zwischen Deutschen und Ladinern. Im Gegenteil: den Ladinern erscheint der Deutsche (also für die alte Zeit der Baiwaren) als guter Nachbar und Freund, hingegen der "Lumbért" (das ist der Langobarde mit seiner Gefolgschaft) als unliebsamer Störenfried. Dies ist eine uralte, allen Ladinern geläufige Auffassung, über die ich mich als Deutscher oft gewundert habe, die aber natürlich auf ganz bestimmte Ursachen zurückgeht. Dabei muß beachtet werden, daß die altbairische Sage, von der wir mittelalterliche Aufzeichnungen bestätigt, die altbairische Sage berichtet nämlich, daß der bairische Herzog Adelger die "Römer", die unter Severus von Süden heraufgezogen waren, in einer Schlacht beim "Haselhrunnen" unweit Brixen besiegt habe. Auch vom "Nessel-" oder "Eselsbrunnen" südlich von Bozen ist die Rede. Ob diese angeblichen "Römer" nun in Wirklichkeit Byžan-

tiner oder Langobarden waren, ist für uns im vorliegenden Fall gleichgültig; die Baiwaren kämpften im Etschland, aber sie kämpften nicht mit den Einheimischen, das ist das Wesentliche, und darin stimmt die altbairische Sage mit der ladinischen überein.

Slawen und Awaren

Es erheben sich nun zwei weitere Fragen: erstens, aus welchem Grunde die einheimische Bevölkerung den Einzug der Baiwaren geduldet oder gar gerne gesehen hat, und zweitens, in welcher Weise die Baiwaren ihre Landnahme vollzogen haben mögen, ohne dabei die ältere (ladinische) Bevölkerung zu mißhandeln und zu erbittern. Um diese Fragen zu beantworten, müssen wir uns daran erinnern, daß nach dem Einzug der Langobarden in Italien auch andere, weiter östlich sitzende Völker in Bewegung kamen und ebenfalls nach Westen drängten. Es waren dies die osteuropäischen Slawen und die asiatischen Awaren. Während die Slawen Land suchten und als einfache Bauern arbeiten wollten, kamen die Awaren als furchtbare Räuber; sie begnügten sich nicht einmal damit, alles Greifbare fortzuschleppen, sondern sie zerstörten auch die Ortschaften und ermordeten die Einwohner. Die blühenden Städte Teurnia (in Kärnten) und Aguntum (bei Lienz) sind von den Awaren so gründlich vernichtet worden, daß man erst in jüngster Zeit ihre Spuren durch Ausgrabung nachweisen konnte. Der langobardische Geschichtschreiber Paulus Diakonus berichtet uns ausführlich von den Greueln, welche die Awaren in Friaulbegingen; sie sind so entsetzlich, daß sie weithin Angst und Schrecken verbreiten mußten. Dabei handelte es sich nicht etwa nur um einen einzigen Einfall, sondern um zahlreiche Raubzüge, die sich über viele

Jahre verteilten. Dies mußte zur Flucht der Einwohner und zur Verödung ganzer Landschaften führen. In die leer gewordenen Gaue zogen dann die Slawen ein und besiedelten sie von neuem. So geschah es in Kärnten und in der Lienzer Gegend. Als Venantius Fortunatus hier vorbei kam, sah er noch Aguntum auf einer Höhe prangen; bald darauf zerfiel sie zu Schutt und Asche und ihre Einwohner fanden den Tod durch die Mörderwaffen der Awaren. Diese zeigten sich aber keineswegs gewillt, an der Lienzer Klause Halt zu machen, sondern sie drangen auch ins westliche Pustertal ein, wo die Städte Littamum und Säbatum zu dieser Zeit spurlos verschwanden; man wird also annehmen müssen, daß auch sie von den Awaren ebenso mit Feuer und Schwert heimgesucht worden seien, wie die kärntnerischen Städte. Das ganze Pustertal wurde verheert und scheint eine Zeitlang strichweise menschenleer gewesen zu sein. Dies gilt jedenfalls für den Talboden. Auf dem nordseitigen Mittelgebirge tragen die Dörfer Meransen, Rasen und Taisten noch ihre alten rätischen Namen; die Bewohner dieser abseits gelegenen Ortschaften scheinen sich also ins Hochgebirge geflüchtet zu haben und erst wieder heruntergekommen zu sein, als der jeweilige Sturm vorüber war. Auf die Dauer hätten sie sich aber doch nicht halten können, wenn dem Treiben der Awaren nicht Einhalt geboten worden wäre.

Bis zur Gründung von Innichen

Flüchtlinge aus dem Pustertale müssen damals zu Fuß und zu Roß nach Westen gewandert, d. h. ins Eisack- und Etschtal gekommen sein. Eine furchtbare Angst wird die romanischen Bewohner dieser Landschaften erfaßt haben. Was sollten sie machen? Seit dem Zusammenbruch des Gotenreiches gab es keine Obrigkeit mehr, die ihnen mit einer staatlichen Wehrmacht hätte zu Hilfe kommen können. Sie waren wohl in der Lage, einen Landsturm aufzustellen, dieser wäre aber viel zu schwach gewesen, um den kriegskundigen und übermächtigen Awaren, die sich allmählich im Norden bis zur Ostsee und im Süden bis zur Adria ausbreiteten, erfolgreich entgegenzutreten. In dieser Not blieb nur ein einziger Ausweg übrig: Bundes genossen zu suchen! Da wären nun die Langobarden die nächsten gewesen; aber — wie schon bemerkt — scheinen sie sich unbeliebt gemacht zu haben und außerdem hatten sie selbst in Friaul so schwer zu ringen, daß man sich eine wirksame Hilfe von ihnen wohl kaum versprechen konnte. Die mächtigen Franken hatten ums Jahr 590 das Trienter Gebiet und den Vintschgau geräumt, so daß auch von diesen nichts mehr zu erhoffen war. Also mußte die Wahl notgedrungen auf die am Brenner angrenzenden Breonen und Baiwaren fallen, die alten Freunde und Bundesgenossen des Gotenkönigs Theoderich! Das baiwarische Herzogshaus aber wird mit Freuden die Gelegenheit ergriffen haben, in die Rechte Theoderichs einzutreten und es wird dafür, allem Anschein nach, auch die Zustimmung der Franken erhalten haben.

auch die Zustimmung der Franken erhalten haben.

Die Ortschaften des Pustertales waren zugrunde gegangen und höchste Eile tat not, wenn man die Siedlungen des Eisackund Etschtales noch retten wollte. Schon hatte eine awarische Vorausabteilung die Bischofsburg Säben erstürmt, wie aus einer von Zingerle aufgezeichneten Sage und aus der geschichtlichen Tatsache hervorgeht, daß in jener Zeit das romanische Bistum Säben genau so untergegangen und verschwunden ist, wie die Kärntner Bistümer. Wenn also die Awaren schon im Eisacktale standen, wie aus der Gesamtlage hervorgeht, so hatte die Bedrängnis der Ladinischen Bevölkerung wirklich den Höhepunkt erreicht. Nun griffen die Baiwaren: ein: in einer langen Reihe von Schlachten und Gefechten, die manchmal auch unglück-

lich ausfielen, wurde schließlich doch das ganze Rienztal gesäubert und dauernd behauptet. Die Kampfhandlungen, die mehrmals weit ins Drautal hinausgriffen, fanden ihre Krönung und ihren Abschluß durch die Gründung des Stiftes Innichen im Jahr 769. Damit war das Rienztal endgültig befreit worden. Gleichzeitig breiteten sich die deutschen Einwanderer über die Sarntaler Alpen ins Etschland aus: ums Jahr 680 stehen bei Bozen und 710 auch bei Meran die Feldzeichen der Baiwaren. Wechselvolle Kämpfe mit den benachbarten Langobarden vermögen daran nichts mehr zu ändern. Wir wissen nun freilich nicht, welche Ver-

Wir wissen nun freilich nicht, welche Ver-einbarungen zwischen der bedrängten, je-des staatlichen Schutzes entbehrenden lades staatlichen Schutzes entbehrenden la-dinischen Bevölkerung und den Vertrau-ensmännern des baiwarischen Volkes da-mals getroffen worden sind. Die schrift-lichen Quellen schweigen darüber; wir kön-nen es nur erschließen. Am wahrscheinlich-sten dünkt mich folgende: Die Ladiner er-boten sich, wenn man ihnen Hilfe gegen die Awaren gewähren würde, die Oberhoheit

Baiwarenherzogs anzuerkennen und ihm ebenso zu zinsen, wie sie früher dem Gotenkönig gezinst hatten. Dazu gehörte eine Landabgabe. So wird man nun auch im rätischen Gebiete genötigt gewesen sein, den baiwarischen Edelingen und Freibauern den baiwarischen Edelingen und Freibauern einen. Teil des Landes abzutreten. Dabei handelte es sich hauptsächlich um Teile größerer Güter und um Ödländer (unbewohnte, Seitentäler und dergleichen). Das muß aber ohne Gewalt, in vollkommenem Einvernehmen geschehen sein. Denn wenn die Baiwaren nach ihrem Siege über den gemeinsamen Feind roh und rücksichtslos gegen die altansässige, einheimische Bevölkemeinsamen Feind roh und rücksichtslos gegen die altansässige, einheimische Bevölkerung vorgegangen wären, so müßte sich das in den ladinischen Überlieferungen widerspiegeln. Kein Volk vergißt erlittene Mißhandlungen und da die ladinische Überlieferung von solchen nichts weiß, so sind sie auch sicherlich nicht vorgekommen. Die Baiwaren haben sich ohne Gewalt im ladinischen Gebiete ausgebreitet: ihre Landen ahme ist daher rechtens erfolgt. nahme ist daher rechtens erfolgt

Fortsetzung folgt

Ein Römerstraßen-Dreieck bei Ebingen

Von Mittelschullehrer H. Müller

Genügt unsre Wanderung und das Kartenstudium schon zu der Behauptung: Hier waren Römerstraßen? — Noch lange nicht! Jetzt müssen wir die "Fundberichte aus Schwaben" und andre Quellenschriften studieren, und das ist eine langwierige Arbeit. dieren, und das ist eine langwierige Arbeit. In ganz kurzer Zusammenfassung und unter Beschränkung auf die römische und unmittelbar vorrömische Zeit ergibt sich folgendes: (Die Funde und Grabungen aus römischer Zeit sind auf Skizze 1 mit "x", die-

- Römerstraßer Urwea

jenigen aus keltischer Zeit mit "k" einge tragen). In Ebingen keltische Skelette, Waf-fen, Gefäße und Schmuck (Breeg). Gegen das Kastel hinaus Tonscherben (Binder, Breeg), Kammstrichscherben (Eith) und Münzen (Seeger), alles keltisch. In der Bit-Münzen (Seeger), alles keltisch. In der Bitzer Gasse ein römischer Gutshof. Am Kastell Lautlingen (Pfeffer, Bersu) der genannte Gutshof (Paret) mit einem Trajanstein (Museum Ebingen) und Münzen mit den Kaisern Domitian (81—96) und Trajan (98—117). Am Bahnhof Truchtelfingen röm. Scherben (Paret) und im Ort Münzen mit den Kaisern Nerva (96—98), Vespasian (69 bis 70) und Magnentius. Bei Tailfingen am Staufen römische Sigillata-Scherben (Paret, Benz) und Münzen. Bei Onstmettingen eine Benz) und Münzen. Bei Onstmettingen eine römische Kulturschicht (Paret) und Münzen des Kaisers Antoninus Pius (138—161). Am

Kritter bei Bitz keltische Kammstrichscherben (Eith) und dicht bei Bitz keltische Silbermünzen und 1 Antoninus Pius. Im Degerfeld am Engen Rain römische Scherben. Ebenso bei Freudenweiler (Paret). Im Wald bei Winterlingen 4 spätkeltische Gefäße und in der Straßengabel am Hungerberg (an der Benzinger Kurve) eine römische Zisterne und Reste von einem Holzgebäude (Sontheimer, Schuhmacher Stauß). Prof. Paret hält es für ein Rasthaus in der Straßengabel. Bei Ehestetten ein keltisches Flachgrab (Breeg). Dazu kommen unsere jüngsten Funde: Bei Winterlingen am Tiefen Gäßle fand W. Leibfritz eine Münze des Kaisers Commodus (180—192); sie trägt das Bild dieses Herrschers mit Rollhaar und Zopfmasche, auf der Rückseite eine Göttin. Commodus taugte nicht viel. Seine Religion war der Mihraskult; aber weil er eine Christin liebte, wurden während seiner Regierung die Christen geduldet. Wir haben diese Münze zur Bestimmung eingeschickt. Es ist ein Sesterz aus Bronze und wurde in Rom zwischen Dezember 186 und Dezember 187 geprägt. Die Göttin auf der Rückseite mit Zweig und Palme heißt Hilaritas. An der gleichen Baustelle fand ich kleine Scherber Terra sigillata (rot) und Terra nigra (schwarz) und etwas ganz Besonderes: Ein Bodenstück und ein Randstück von Gefäßen aus Naturstein. Es ist einwandfrei (Paret, Zürn) römischer Lafez, ein Serpentin, der in Tirol bergfeucht zu Gefäßen geschnitten wurde. An der Winterlinger Römerstraße fand meine Frau (Frauen haben ja seit der ältesten Steinzeit einen ausgeprägten Sammlertrieb) Terra sigillata und nigra. Was an einfacherer Keramik der keltischen Bevölkerung, an Schlacken, Hufeisen und Knochen nebenherläuft, sei nur am Rande, erwähnt. Unter unsern zahlreichen Funden am Bahnhof Straßberg ist auch ein keltischer Kammstrichscherben. Kritter bei Bitz keltische Kammstrichscher-ben (Eith) und dicht bei Bitz keltische Sil-bermünzen und 1 Antoninus Pius. Im De-

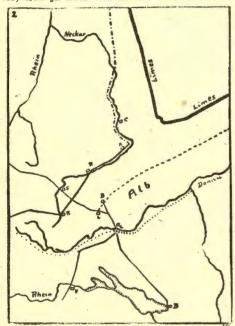
Die Hauptarbeit leisten die Forscher

Was wir bis jetzt so mühevoll zusam-Was wir bis jetzt so mühevoll Zusammengesucht haben, sind aber nur kleine, ergänzende Beiträge zu der Arbeit der hauptamtlichen Forscher. Schlagen wir einmal das Buch "Die Römer in Württemberg" auf. Da haben die Professoren Paret, Hertlein, Gößler, Nägele mit einer Reihe von Mitarbeitern schon vor Jahrzehnten die Hauptabilt einer Reine von Paret in die Hauptabilt einer Reine von Forgessor Paret in der Reine von Mitarbeitern schon vor Jahrzehnten die Hauptabilt einer Reine von Paret in der Reine von Paret von Reine von Re arbeitern schon vor Jahrzennten die Haupt-arbeit geleistet. Besonders Professor Paret kommt immer einmal wieder und über-zeugt sich vom Fortgang der Arbeit. Ein besonderes Organ für das noch Unsicht-bare scheint der verstorbene Prof. Hertlein gehabt zu haben. Wenn er einem vorgegehabt zu haben. Wenn er einem vorge-

schichtlich interessierten Dorflehrer jahrelang vorhielt: Hier muß eine Römerstraße sein! Suchen Sie nur!, so hatte er zuletzt immer recht. Er wies auch auf die Geradlinigkeit als Charakteristikum der Römerstraßen hin. Aus der Literatur sei hier noch die "Vorgeschichte der Schwäbischen Alb" von Dozent Dr. Rieth erwähnt. Klar ist ja ohne weiteres, daß zwischen den Kastellen Laiz Lautlingen und Burladingen Verbinonne weiteres, dab zwischen den Kasiehen Laiz, Lautlingen und Burladingen Verbindungswege gewesen sein müssen. Längs solcher Straßen war viel Leben während der zweihundertjährigen römischen Besatzungszeit. Unsre Heimat veränderte damals zungszeit. Unsre Heimat veränderte damals ihr Gesicht weitgehend (Paret). Die Römer bauten zwar teilweise noch aus Holz (Baracken im Erdkastell Lautlingen, Winterlinger Rasthaus), aber als Neuerung brachten sie doch den Steinbau (Burladinger Kastell, Villa "Steinhaus" bei der Petersburg). Sie hatten Glas und glasierte Wandkacheln (Militärbad in Gammertingen), Boden- und Wandheizung. Auch unterschieden sie sich durch ihre Waffen (es sollen auf dem Schelmengart bei Winterlingen welche gefunden durch ihre Waffen (es sollen auf dem Schelmengart bei Winterlingen welche gefunden
worden sein) von den andern. Hauptsächlich
dadurch, daß die römischen Söldner hierzulande keltische Helvetier waren, die im
besetzten Gebiet Land bekamen, faßte die
römische Kultur Wurzel. Die Alb selker
müssen wir uns übersichtlicher vorstellen,
als sie heute ist. Die Nadelwälder sind bis
auf einige Wetterkiefern und Eiben wegzudenken, und auch der Laubwald war lichter und bestand oft nur aus Baumgruppen.
Man vergleiche hierzu die Arbeit von Forstmeister Scheel meister Scheel

on der Entstehung unserer Römerstraßen

Zu Julius Cäsars Zeit (also noch vor Christus) wohnten bei uns Kelten vom Stamme der Helvetier. Die germanischen Sueben des Heerführers Ariovist, der von Cäsar im Elsaß besiegt wurde, scheinen hur in Streifscharen auf die Alb gekommen zu sein (Parth) Noch der Frebening Gellione won der saß besiegt wurde, scheinen nur in Streifscharen auf die Alb gekommen zu sein (Paret). Nach der Eroberung Galliens war der Rhein römische Reichsgrenze. Um 15 v. Chr. wurde auch die Donau zur Grenzlinie gemacht (auf Skizze 2 punktiert). Die Kaisersöhne Drusus und Tiberius, die Germanien bis zur Elbe besetzten und wieder verloren, drangen auch vom Hochrhein bis zu den Donauquellen vor. Dort brauchten sie keine Befestigungen; Naturwege genügten (Hertlein). Aber von Laiz bis Rißtissen lief um das Jahr 50 n. Chr. eine Militärstraße (Rieth). Laiz hatte Straßenverbindung von Brigantium (Bregenz) und Vindonissa (Windisch am Hochrhein). Nun blieb zwischen Rhein und Donau ein einspringender Grenzwinkel und damit große Umwege zwischen den römischen Provinzen Raetia (Donau) und Germania Superior (Rhein). Darum mußte der römische Feldherr Clemens nach dem Jahre 70 mit einem großen Aufgebot von Offenburg aus gegen das Kinzigtal vorgehen. Er rückte aber nicht schneller vor, als man mit dem Straßenbau nachkommen konnte. Um 74 waren die Römer in Arae Flaviae (Rottweil) und bauten die Straße nach Sumelocenna (Sülchen—Rottenburg). Von Sulz am Neckar bauten sie gleichzeitig bis Lautlingen die Fortsetzung einer Straße, die von Appenweier bei Straßburg (Arvon Sulz am Neckar bauten sie gleichzeitig bis Lautlingen die Fortsetzung einer Straße, die von Appenweier bei Straßburg (Ar-gentoratum) über den Kniebis da herüber kam. Das war die erste Abkürzung des We-ges zwischne den beiden römischen Provinges zwischne den beiden römischen Provin-zen. Die beiden Straßen kreuzen einander auf dem Häsenbühl im Kreis Balingen, wo letztes Jahr ein Straßendenkmal gefunden wurde (Paret, Rockenbach). Kurz darauf wurde die Donaugrenze auf die Alb vorge-schoben (gestrichelt) und bei uns durch die Kastelle Lautlingen und Burladingen ge-sichert. In Rom regierte damals Kaiser Ves-pasian (69—79 Mijnzfundel) aus dem Hause sichert. In Hom regierte damais Kalser ves-pasian (69—79, Münzfunde!) aus dem Hause der Flavier (Arae Flaviae = Rottweil!). Ihm folgte auf dem Thron sein tüchtiger Sohn Titus (79—81), der — noch als Feld-herr — im Jahr 70 Jerusalem zerstört hat. Das Kastell Burladingen wurde um 85 gebaut, Lautlingen wohl ein wenig früher. Die Fortsetzung der Sulzer Heerstraße von Lautlingen nach Laiz legten die Römer auf einen schon bestehenden Urweg, der aber nun nicht mehr durchs Degerfeld ging, sondern über Straßberg. Das Verbindungsstück Ebingen — Hermannsdorf hatte für sie keine große Bedeutung (Hertlein), eben nur für die Wachtposten. Es ist übrigens auch ein vorrömischer Weg gewesen. Sokames bei uns zu dem römischen Straßendreieck. Als die Römer von 33 bis 90 durch den Kraichgau zum mittleren Neckar vorrückten (strichpunktiert) und die Straße von Rottenburg bis Köngen und Cannstatt verlängerten (bis spätestens 110), war das Erdkastell Lautlingen schon wieder überflüssig geworden. Das Steinkastell Burladingen wurde um 110 aufgegeben, die übrigen Kastelle des "Alblimes" erst später, was ja nach der Skizze 2 leicht einzu-



sehen ist. Aber die Straßen behielten noch während der gesamten Römerzeit ihre Bedeutung für den Nachschub und den Handel. Rottenburg wurde Verwaltungssitz für das ganze Gebiet zwischen Rhein und Donau, das nun Agri Decumates oder Zehntland genannt wurde (wegen der Besteuerung, die in Naturalien erhoben wurde). Von 117 bis 138 wurde der eigentliche Limes (doppelte Linie) ausgebaut (Rieth), und damit war die Grenze weit von der Südwestalb weggerückt worden. Die Einwohner gingen langsam zu römischen Gewohnheiten über. Mit der Übernahme der römischen Bauweise kam es zur Einrichtung von Steinbrüchen, Lehmgruben und Ziegeleien. Der Handel verdrängte noch viel mehr als in keltischer Zeit die eigne Anfertigung von Gefäßen (Lafez-Fund, Tirol!) sowie Textilien und Schmuck. Aber schon zwischen 155 und 190 mußte der Limes verstärkt werden, wenngleich er trotzdem noch ein Werk aus Erde und Holz blieb. Am Main schlossen sich nämlich Germanenstämme zum Stammesverband der Alamannen zusammen. Um 213 wurde die Gefahr so bedrohlich, daß der ganze Limes aus Stein gemauert werden mußte. Zu spät! Schon 233 brach der Sturm los. Die Fronten wogten hin und her, bis 260 das Dekumatland fest in den Händen der Germanen war. Die Römer mußten fliehen, und die Germanen fluteten bis nach Italien. Zwar kamen die Römer später noch ein paarmal wieder; aber dann war es doch aus mit ihnen. Ihre Straßen indessen haben zum Teil noch 1000 Jahre lang dem Verkehr gedient. Heute suchen wir sie unter Moos und Wurzeln.

Was ist der Mensch . . . ? Auch wenn er einmal ein Weltreich hatte!

Ernstes und Heiteres aus dem Leben eines Schulmeisters

Von Pfarrer Gaß

(6. Fortsetzung)

Zuerst geht es ums Schulhaus. Ein Erlaß des Oberkonsistoriums vom 3. Juli 1810 an das Gemeinschaftliche Oberamt in Balingen werlangt Abhilfe betreffs des Schulhauses in Engstlatt. Balingen will nun von Engstlatt innerhalb 8 Tagen einen "zuverlässigen Bericht" in Händen haben. Am 29. Juli bittet der Engstlatter Kirchenkonvent um etliche Tage Zeit "zu gehöriger Überlegung, da die Beschaffenheit des Schulhauses und der Schulstube von der Art ist, daß eine Verbesserung desselben vielen Schwierigkeiten unterworfen ist." Am 6. August gibt er dann folgendes Gutachten ab: die Schulstube ist zu klein; innerhalb des Gebäudes ist kein Raum zu deren Vergrößerung; also hätte eine solche durch einen Anstoß (Anbau) zu erfolgen; im übrigen muß man sich darauf beschränken, besonders schadhafte Stellen instandzusetzen und der Feuchtigkeit abzuhelfen.

keit abzuhelfen.

Mittlerweile ist aber die Schülerzahl wieder angestiegen. Drum wird die Gemeinde vor die Wahl gestellt: entweder müßt ihr einen Provisor anstellen oder mit dem Schulmeister eine Vereinbarung treffen, daß dieser gegen besondere Vergütung täglich eine weitere Unterrichtsstunde gibt. Für diesen letzteren Ausweg entscheidet sich der Kirchenkonvent am 24. November 1811 und bewilligt dem Schulmeister für jede zusätzliche Unterrichtsstunde 6 Kreuzer. Dieser Beschluß wird am 22. November 1812 dahin erweitert: den Winter über, bei jetzt 115 Kindern, 30 fl. Gehaltszulage für vermehrten Unterricht. Ein Provisor käme zwar auf das Vierfache. Trotzdem erklärt man, grundsätzlich zur Anstellung eines solchen bereit zu sein. Gemäß "Königlichem Ober-Konsistorialbefehl" habe man Umfrage gehalten nach Wohnstuben, die man für den Unterricht des Provisors mieten könnte. Angebote wären da. Aber alle diese Stuben seien zu klein für die Schülerzahl, die auf den Provisor entfallen würde. Wieder bleiben also dem Schulmeister alle Kinder (etwa 120) für seine einzige Stube, und zwar noch auf volle vier Jahre, bis Mitte März 1816 das alte Schulhaus abgebrochen und anschließend "aus der Stiftungskasse", also aus ortskirchlichen Mitteln, ein neues Schulhaus mit 2 Schulstuben erstellt wird. Über die Bauzeit stellt zunächst Bürgermeister Johann Martin Voetsch seine Wohnstube für den Schulunterricht zur Verfügung gegen einen wöchentlichen Mietzins von 1 Gulden. Nach Eintritt der wärmeren Jahreszeit wird der Schulunterricht in die

Kirche verlegt.

"'s ist koa Schad so grauß, 's ist au a Nutz drbei": Der Abbruch des alten Schulhauses schafft Platz für die dringend nötige Erweiterung des Friedhofes, der die Kirche umgibt. In der Friedhofmauer ist dabei sowieso eine Lücke entstanden, deren Schließung auch nicht viel billiger gekommen wäre, als Wenn man jetzt in einer Länge von 40 Schuh um 8 Schuh hinausfährt (1 Schuh = 28,65 cm); die Erweiterung des Friedhofs betrug also 14,5 qm. Das war nur ein Teil vom Baugrund des Schulhauses).

Aber kaum ist das Schulhaus fertig, da

Aber kaum ist das Schulhaus fertig, da kommt, was kommen muß, nämlich von der Landeshauptstadt her übers Dekanatamt die Mahnung, jetzt seis Zeit, einen Provisor anzustellen. Am 8. September 1816 seufzen im Kirchenkonvent die Ortsvorsteher über die teure Zeit und über die Mißernte des laufenden Jahres; sie möchten drum lieber auch weiterhin dem Schulmeister eine Zu-

auch weiterlin dem Schulmeister eine Zulage von 30 Gulden gewähren für die Mehrleistung von einer Unterrichtsstunde pro Tag. Noch einmal läßt man sie daraufhin ein Jahr lang in Ruhe. Sie haben jetzt immerhin sechs Jahre lang je 90 Gulden erspart, also die ganzen Baukosten für das

neue Schulhaus, das wohl kaum auf 540 Gulden zu stehen kam und überhaupt nicht aus der Kommunkasse (heute Gemeindepflege) bezahlt wurde. Aber jetzt wird es so langsam ernst: vom Kirchenkonvent wird geradeheraus verlangt, einen Provisor mit 120 Gulden Jahresgehalt anzustellen. Die Ortsvorsteher sagen am 14. September 1817 zu, aber nur, wenn "der Heilige" (heute: die Kirchenpflege) die Hälfte davon übernehme. Am 11. Januar 1818 haben sie sich erneut mit der Angelegenheit zu befassen. Unter dem 19. Dezember 1817 ist nämlich "von der Sektion der Kommunalverwaltung der königliche Befehl" ergangen, bei der Schwäche des Heiligen müsse die Kommunkasse den ganzen Provisorgehalt übernehmen. Jetzt gilts. Männerstolz vor Königsthronen! Der Beschluß, der die Erregung und die Derbnet der Debatte hinter dem dünnen Schleien noch deutlich genug ahnen läßt, lautet: "Die Ortsvorsteher haben sich dahin erklärt, daß sie die Übernahme der zweiten Hälfte des Provisorgehaltes nicht so ganz bewilligen können, und daß sie noch einen Versuch machen und eine Bittschrift an die königliche Behörde eingeben wollen, um sie der Übernahme dieser zweiten Hälfte zu überheben und auch Rücksicht zu nehmen teils auf die vielen Abgaben, die die hiesige Kommun schon prästiert habe und immer noch prästieren müsse, teils auf das, daß ja die Einkünfte des hiesigen Heiligen von der Art sind, daß die andere Hälfte des Provisorgehalts wohl von demselben übernommen werden könnte und auch billig übernommen werden sollte." Die Antwort aus Stuttgart ist aus dem Protokollbuch schon unter dem 22. April berichtet: "Bei de

D' Auswahl

Der Schultheiß von Engstlatt, der "Hansmarte", war ob seiner Schlagfertigkeit und seines Mutterwitzes berühmt. "Ma wuds mache, Bockstrohl", sagte er, wenn ein Bürger ein Anliegen vorbrachte.

In der Nachkriegszeit lieferten die Engst-

In der Nachkriegszeit lieferten die Engstlatter ihre Milch nach Balingen, und jeden Morgen mußte der alte Schäfer-Mattheis mit einem Handwagen die Milchkannen nach Balingen führen. Das war eine ziemlich schwere Fuhre, und den Mattheis schlauchte sie jeden Tag gewaltig. Eines Tages ging er zum Schultheiß und sagte: "Schultes, i ka' die Milch nemme ge Balenge führe; i ka' s nemme verschnaufe. I sott en Esel hao', mo mein Karre zuiht." Der Schultheiß war etwas überrascht über dieses Gesuch. Doch nach kurzem Besinnen sagte er: "Ma wuds mache, Bockstrohl. Jetzt kommst du no' nähschte Freitig en d Sitzeng; do hao-n-e zeah dobe. Vo deane ka'st dr no oan raussuche." Karl Hötzer

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des "Balinger Volksfreund", der "Ebinger Zeitung" und der "Schmiecha-Zeitung". 1. Jahrgang

Samstag, 27. November 1954

Nummer 11

Die Rosen in der Antike

Von Karl Heinrich von Neubronner

Die Botanik kennt heute hunderte Arten von Rosen, die weithin verbreitet sind, ganz abgesehen von ihren legitimen Schwestern und Abarten, der Rose von Jericho etwa und den Christ-, Pfingst- und Seerosen. Aber auch schon in der Antike war die Rose Blumenkönigin. Künstler und Wissenschaft-ler, Religionen und Sekten befaßten sich ihr, und sie war von jeher die erwählte der Dichter und das Sinnbild von Liebe und Schönheit.

Viele Mythen berichten von ihrem Ursprung, und sicherlich hat sie schon den Garten Eden geschmückt. Anakreon läßt ihre Geburtsstunde mit jener der Aphrodite zusammenfallen. Als die Göttin dem schäumenden Meer entstieg, tropfte eine Schaumperle von ihrem Busen zur Erde und verwandelte sich zur ersten Beschung. und verwandelte sich zur ersten Rose, um den Geburtsort der Schönheitsgöttin zu kennzeichnen. Damals war die Rose noch weiß, wie die Glieder der Göttlichen. Ovid leiht ihr die rote Farbe vom Blute des tödleint ihr die rote Farbe vom Blute des tödlich verwundeten Adonis, während Aphtonius sie auf das Blut Aphrodites selbst zurückführt. Als sich Adonis auf die Jagd begab, gegen den flehenden Widerspruch der
Göttin, wurde er von den Hauern eines
Ebers tödlich verwundet. Aphrodite hastete
ihm wehklagend zu Hilfe und verletzte sich
dabei den Fuß an den Dormen eines Rosendabei den Fuß an den Dornen eines Rosenstrauches. Ein Blutstropfen benetzte seine Blüten und ließ sie sogleich purpurn erglühen. Andere Dichter berichten: Eros habe, an der Tafel der Himmlischen spielend, einen Nektarbecher umgestoßen, dessen Inhalt über die das Tischlinnen schmückenden Rosen strömte und sie färbte.

Nach mohammedanischer Mythe entsproß die Rose hingegen dem Schweiße des Propheten, weswegen sich Gläubige davor scheuen, auf ein Rosenblatt zu treten, und die Inder wissen, daß Pagodosire, Wischnus Gattin, in einer Rose aufgefunden wurde.

In Griechenland war die Rose mehreren Göttern heilig. Sie war sowohl Aphrodite als auch Dionysos, dem Herrn der Reben und der blühenden Natur, und Diana von Ephesus, der Herrin aller irdischen Frucht-

barkeit, geweiht.

Auch war sie Attribut der Musen und Charitinnen, und Rosenkränze trugen Hy-men und Kosmos, der Gott heiterer Gesel-ligkeit und der Genius des Lebens, auf ihrem Haupt. Die antike Kunst stellte den Frie-den mit einem Strauß von Rosen, Kornähren und Ölzweigen dar und gab der Hore des Lenzes eine Rose in die Hand.

Homer läßt den Schild Achills mit Rosen Homer laßt den Schild Achills mit Rosen geschmückt sein. Aphrodite balsamiert Hektors Leichnam mit Rosendüften ein. Erstmals bezeichnet wohl Sappho die Rose als Königin der Blumen, eine Königin, die nie entthront wurde. Anakreon widmet ihr die einundfünfzigste seiner berühmten Oden. In der Bibel lesen wir von der Rose von Saron und von dem, "der die Wüste blühen läßt wie eine Rose". Jesus Sirach sagt: "Gehorchet mir ihr heiligen Kinder und wachset wie die Rose am Bächlein gepflanzt" set wie die Rose am Bächlein gepflanzt", während es im Buch der Weisheit heißt:

Laßt uns Kränze von jungen Rosen tragen,

ehe sie welken."

Die Rose war in der ganzen den Römern bekannten Welt heimisch. Virgil erwähnt sie immer wieder entzückt. Horaz, Catull, Ovid und Martial gedenken ihrer liebend. Als die schönsten Rosen galten jene von Campanien, als die wehlriechendeten die von Als die schönsten Rosen galten jene von Campanien, als die wohlriechendsten die von Malta, und die von Kyrene standen in dem Rufe, besonders geeignet für die Herstellung von Rosenöl zu sein. Vor allem berühmt jedoch waren die Rosen von Pästum, sie gediehen dort in traumhafter Fülle und blühten zweimal im Jahr.

Beliebt waren Rosenkränze bei Gastmählern. Sie hatten die Aufgabe, vor Berauschung zu schützen. Die römische Braut trug unter ihrem roten Schleier einen Kranz von Rosen und Myrthenzweigen, mit Rosen-

Rosen und Myrthenzweigen, mit Rosen-kränzen wurden die Bildsäulen an Feier-tagen geschmückt, und mit Rosengewinden zierte man die Triumphtore einziehender Feldherren. Schon damals diente die Rose als Gleichnis des Daseins. Das Haupt eines Verstarbenen wurde mit einem Besenkranz Verstorbenen wurde mit einem Rosenkranz bedeckt und seine Gebeinasche wurde in der Urne vor der Beisetzung mit Rosen ver-mischt. Alljährlich wurden die Totenhügel mit Rosenblättern bestreut, und es war Brauch, am Geburtstag eines Toten aus angesehenem Hause jeweils drei Rosenstöcke zu pflanzen. Entsprechende testamentarische

zu pflanzen. Entsprechende testamentarische Verfügungen sind überliefert, auch wurden Geldlegate dafür ausgesetzt.

Schon die Sybariten pflegten auf mit Rosen gefüllten Matratzen zu schlafen. Von Smindyrides, der noch empfindsamer als die Prinzessin auf der Erbse war, wird berichtet, daß er nicht einschlafen konnte, wenn ein Rosenblatt unter ihm zusammengefaltet war. Der Tyrann Dionysios empfing auf Rosenlagern hingestreckt. In Rom war es üblich, bei Gelagen auf Rosenkissen war es üblich, bei Gelagen auf Rosenkissen zu sitzen und Verres feierte wahre Rosenorgien. Für seine Reisen benützte er eine mit Rosenpolstern ausgestattete Sänfte. Stets trug er einen Rosenkranz auf dem Kopf und einen zweiten um den Hals. Auch roch er fleißig an einem mit Rosen gefüll-ten Netzbeutel, den er stets bei sich trug.

Kleopatra übertraf ihn noch, als sie den Fußboden des Speisesaals, in dem sie Anto-nius bewirtete, über eine Elle hoch mit Ro-sen aufschütten ließ. Bei dem berühmten Wasserfest zu Bajä war die Oberfläche des Lucrinus-Sees dicht mit Rosen bedeckt und Nero ließ bei seinen Bacchanalien durch Öffnungen in den Zimmerdecken ganze Sturzfluten von Rosen herabregnen. Helio-gabalus übersteigerte dieses Vorbild so sehr ins Maßlose, daß die Schmausenden bei einem von ihm veranstalteten Fest in Rosen-hügeln elendig erstickten. Domitian legte in Italien herrliche Rosenplantagen an, de-ren Duft alle Gerüche in den Straßen des glücklichen Roms übertrumpften. Eine Vorstellung des Rosenkultes und -luxus ver-mittelt Martial, wenn er ausruft: "Sendet uns Korn, ihr Ägypter, wir wollen euch da-für Rosen geben."

Schon frühzeitig galt die Rose auch als Heilpflanze. Hippokrates nennt sie als Mit-tel gegen die Hundwut. Allgemein wurde tel gegen die Hundwut. Allgemein wurde sie als Arznei von kühlender, adstringierender Wirkung empfohlen und wirkte unfehlbar gegen Verzauberung. Auch zu Speisen wurden Rosen verwendet. Apicius beschreibt einen Rosenpudding, der aus gereinigten Rosenblättern und vielen Zutaten bestand und heiß serviert wurde. Die Römer bereiteten auch köstliche Rosenweine. Plinius verrät uns das Rezept: "Man nimmt 40 Drachmen Rosenblätter, guetscht sie, bin-40 Drachmen Rosenblätter, quetscht sie, bindet sie in ein Tuch ein und legt sie darin auf den Boden eines Gefäßes. Alsdann werden sie durch einen Stein beschwert, damit sie nicht auftreiben und mit 20 Nösel Most übergossen. Das Ganze läßt man drei Mo-nate stehen."

In großen Mengen wurden Rosenwasser, Rosenparfum und Rosenöl hergestellt. Das letztere, Athar oder Othar genannt, war der wichtigste Exportartikel des Morgenlandes. Vor allem jenes von Syrien und Persien wurde teurer als Gold bezahlt. Das köstlichste stammte aus Kaschmir, besaß eine zitronengelbe Farbe und einen unverlieheren Duft Norde heißt die Rose auf eine zitronengelbe Farbe und einen unverlierbaren Duft. Narde heißt die Rose auf arabisch, und die in der Bibel erwähnte Narde war wahrscheinlich Rosenöl. In den Kämpfen und Wirren der Völkerwanderung ging die antike Rosenkultur unter. Erben und Hüter wurden die Araber.

Das Salz der Erde

Von Dr. Gerald Wendt

Die meisten Nahrungsmittel des Menschen stammen letzten Endes aus Luft, Wasser und Sonnenlicht, denn die Tiere sind Pflanzenfresser und Pflanzen bauen ihre Substanz hauptsächlich aus Wasser und dem Kohlendioxyd der Atmosphäre auf. Doch es gibt noch Nährstoffe, deren Anzahl zwar gering ist, die jedoch absolut lebenswichtig sind — die Mineralsalze, vor allem Phos-phor, Eisen, Kalzium und andere Metalle, die der Mensch zum größten Teil mit seiner pflanzlichen und tierischen Nahrung zu sich nimmt. Einen dieser Nährstoffe, der als Mineral aus der Erde kommt, verzehrt der Mensch direkt — das Kochsalz. Wir verwenden heute Salz, ohne viel dar-

über nachzudenken und mit größter Selbstüber nachzudenken und mit größter Selbstverständlichkeit. Doch wo und wann immer es schwer zu beschaffen war, hat es eine bedeutsame Rolle in der Geschichte gespielt. Marco Polo, der italienische Erforscher Ostasiens, erwähnt die ausgedehnte Verwendung von Salz durch die Chinesen zur damaligen Zeit und beschrieb ihre Methode der Selegowinnung derheib ihre Methode der Salzgewinnung durch Verdunstung von Meerwasser. Auch die seefahrenden Phönizier schieden aus dem Wasser des Mittel-meers das Salz ab und trieben damit einen schwunghaften Handel. Die Griechen kauften mit Salz Sklaven und von einem guten Sklaven hieß es, "daß er sein Gewicht in Salz wert sei". Römische Legionäre erhielten einen Teil ihres Solds in Salz als sogenanntes salarium, aus dem sich das heutige Wort "Salär" ableitet. Salz dient auch heute noch in manchen Teilen Afrikas und auf einigen pazifischen Inseln als Zahlungs-

Römer im Salzkammergut

Mit der Ausbreitung der römischen Zivi-Mit der Ausbreitung der römischen Zivllisation stieg der Bedarf an Salz, doch seine Gewinnung aus dem Wasser des Mittelmeeres blieb weiterhin unrationell und die damaligen primitiven Verkehrsmittel machten den Salztransport über größere Entfernungen schwierig und kostspielig, Bei ihren Feldzügen durch Europa entdeckten die Römer neue Salzlager in Deutschland. Polen. Feldzügen durch Europa entdeckten die Ko-mer neue Salzlager in Deutschland, Polen, sowie die ungeheuren unterirdischen Stein-salzvorkommen in den rumänischen Ber-gen, die fast 2000 Jahre lang ausgebeutet wurden und heute noch als riesige dom-artige Grotten mit glitzernden Kristallwän-den aus reinem Salz erhalten sind. Die Röden aus reinem Salz erhalten sind. Die Römer führten auch Salzgewinnungsverfahren in die von ihnen eroberten Länder ein. Im österreichischen Salzkammergut z. B. leiteten sie das Wasser der Gebirgsbäche in die unterirdischen unreinen Salzlager und die Sole durch lange Aquädukte in die Sudhäuser in den Tälern, wie es auch heute noch erfolgt. noch erfolgt.

Im Mittelalter war Überfluß an Salz das Zeichen von Wohlstand und Vornehmheit. Es kam in kostbaren Salzfässern auf den Es kam in kostbaren Salzfässern auf den Tisch, die jahrhundertelang als stolzer Besitz weitervererbt wurden. Vornehme Gäste nahmen an der Tafel oberhalb des Salzfasses Platz, Gesinde und andere "unter dem Salz". (Man denke an das weltberühmte Salzfaß des Benvenuto Cellini.)

Salz wurde gemeinsam mit anderen Bedarfsartikeln in vielen Ländern zu einem Staatsmonopol und war häufig eine wichtige Einnahmequelle für den Staatssäckel. So war in Frankreich jedermann gezwungen, eine geringe Salzmenge zu einem fest-gesetzten Preis zu kaufen. Wer zu viel oder zu wenig Salz verbrauchte, wurde mit einer Geldbuße belegt, und schwere Strafen droh-ten jedem, der es wagte, sein eigenes Salz aus Meerwasser herzustellen. Die Salzsteuer oder Gabelle trug zu der politischen Unruhe bei, die der französischen Revolution voranging.

3 Prozent Salz im Blut

Salzmangel wirkte sich bei Napoleons Rückzug aus Moskau verheerend aus und schwächte die Gesundheit seiner Truppen.

schwächte die Gesundheit seiner Truppen. Ihre verminderte Widerstandsfähigkeit gegen Ansteckung rief Epidemien hervor; Wunden, die normalerweise ausgeheilt wären, führten zum Tode.

Salz ist aus mehreren Gründen lebenswichtig. Das Blut enthält davon rund 3 Prozent und kann ohne diesen Salzgehalt seine Funktionen nicht erfüllen. Von gleicher Wichtigkeit ist die Tatsache, daß die verdauende Wirkung der Magensäfte auf ihrem Gehalt an Salzsäure beruht. Diese Säure wird von den Drüsen im Magen aus dem Chlor gebildet, das im Salz enthalten ist. Ohne Salz in der Nahrung wird die Verdatung selbst unmöglich. Da es durch die Nieren und den Schweiß ständig aus dem Körper ausgeschieden wird, muß es immer wieder ersetzt werden und jeder Erwachtene braucht mindestens 10 Gramm Salz läglich. Ein Großteil dieser Menge ist jedoch aormalerweise in der Nahrung enthalten. normalerweise in der Nahrung enthalten. Bei körperlicher Anstrengung, besonders in der Hitze, verliert der Körper viel Salzdurch das Schwitzen und benötigt zusätzliche Salzmengen zur Vorbeugung von Er-

liche Salzmengen zur Vorbeugung von Erschöpfung, Krämpfen und ernsteren Symptomen des Salzmangels.

So notwendig Salz ist, so ist zu viel davon schädlich. Die medizinische Forschung hat zum Beispiel festgestellt, daß ein den Bedarf des Körpers übersteigender Salzverorauch längere Zeit hindurch zu Nieren-

schädigungen führen kann. Bei bestimmten Leiden sind auch normale Salzmengen schädlich und eine radikale Einschränkung Salzmengen der Salzzufuhr bessert den Zustand des Pa der Salzzufuhr bessert den Zustand des Patienten oft schlagartig. Doch wir sind an das Salz und die Würze, die es den Speisen verleiht, so gewohnt, daß sich Patienten nur sehr schwer an salzlose Diät gewöhnen können, selbst wenn sie wissen, daß es notwendig ist. Für diesen Zweck sind in den Apotheken Ersatzmittel erhältlich, die salzarm oder salzlos zubereiteten Speisen den gewohnten Geschmack verleihen.

Dreißig Meter dicke Salzkruste um die Erde

Salz ist einer der häufigsten Bestandteile Salz ist einer der häufigsten Bestandteile der Erdrinde. Bei der Abnutzung und Verwitterung des Gesteins zu Erde waschen Regen und Wasserläufe das Salz aus und führen es schließlich ins Meer. Dort verdunstet ständig das Wasser, steigt als Wolken auf und fällt irgendwo als Regen nieder. Das Salz sammelt sich dadurch immer mehr an, so daß gegenwärtig 100 Liter Wasser rund 3,5 kg Salz enthalten. Die Gesamtmenge ist unvorstellbar — fast 50 000 Billionen Tonnen. Bei gleichmäßiger Verteilung über die gesamte Erde würde es eine Schicht von 30 m Dicke bilden.

Schicht von 30 m Dicke bilden. Salz ist heute rein und billig erhältlich, vor allem deshalb, weil es zu einem der wichtigsten Rohmaterialien der chemischen Industrie geworden ist. Aus diesem Grunde

wurden rationelle und billige Verfahren zur Herstellung von reinem Salz entwickelt. Meerwasser wird nicht verwendet, da es außer Salz noch zu viele andere Mineralien enthält. Doch die vorgeschichtlichen Meere, die längst verschwunden sind, haben nach Verdunstung des Wassers ihr Salz zurückgelassen, das heute tief in der Erde eingeschlossen ist, manchmal in mehr als kilometerdicken Schichten. Bei sehr tiefen Vorkommen wird durch Einleiten von Wasser in die salzführenden Schichten das Salz gelöst und die gesättigte Lösung nach oben gepumpt. Diese wird dann in riesigen Vakuumpfannen verdampft, die Verunreinigungen wie Magnesium, Kalzium und Eisen aus dem Salz abscheiden. Das Salz wird dann entweder feinpulverig oder in jeder gewünschten Korngröße auskristallisiert.

Die chemische Industrie stellt aus Salz eine Reihe wichtiger Chemikalien her wie die längst verschwunden sind, haben nach

eine Reihe wichtiger Chemikalien her wie Glaubersalz, Clor, Salzsäure und Soda, die seit Jahrhunderten zur Glaserzeugung dient. seit Jahrhunderten zur Glaserzeugung dient. Atznatron, das ebenfalls aus Salz gewonnen wird, ist die Grundlage der Seifenindustrie. Außerdem findet Salz noch bei der Tonwarenerzeugung (für Glasuren) bei der chlorierenden Röstung, beim Härten von Stahlwaren, bei Abscheiden von Seife aus den Laugen, in der Gerberei, Bleicherei, Färberei, Zeugdruckerei und in vielen anderen Gewerbe- und Industriezweigen ausgedehnte Verwendung. gedehnte Verwendung.

Die schattseitigen Leute

Von Karl Felix Wolff

(Schluß)

(Schlub)
Wir können nun aus den siedlungsgeschichtlichen Tatsachen erschließen, daß die Baiwaren bei ihrer Landnahme in Südtirol sogar eine besondere Rücksicht bezeugt und betätigt haben. Dies wurde ihnen dadurch erleichtert, daß ihre Zahl nicht groß war und daß die einrückenden Scharen zum größten Teil nur aus wehrhaften Männern bestanden, die dann im Lande heirateten, wodurch der ganze Einbürgerungs- und Verschmelzungsvorgang ungemein erleichtert schmelzungsvorgang ungemein erleichtert wurde. Adelige und begüterte Baiwaren werden ihre Familien nachträglich geholt haben (denn Reiseverkehr mit Reitpferden und Saumtieren hat es immer gegeben); junge und arme Männer aber, die natürlich die Mehrheit bildeten, kamen ledig in das neue Siedlungsgebiet und verloren jede Verbindung mit der einstigen Heimat; darum sind auch viele von ihnen - besonders im Gadertal und Grödental — zu Ladinern geworden.

Vergegenwärtigen wir uns nun weiter vergegenwartigen wir uns nun weiter den Besiedlungsvorgang. Zunächst mußten die Baiwaren aus wehrwichtigen Gründen den verödeten Talboden an der Rienz und die Sarntaler Alpen (zumal den Rittner Höhenweg und den Weg über Sarnthein Höhenweg und den Weg über Sarnthein nach Meran) stark mit ihren Leuten besetzen, weshalb diese Teile die deutschesten in Südtirol geworden sind, — aber im übrigen scheinen sie der Urbevölkerung weitgehende Zugeständnisse gemacht zu haben. Während es nämlich sonst bei völkischer Überschichtung von jeher selbstverständlich war, daß die neuen Ankömmlinge die besten Landstriche für sich beanspruchten und das Vorvolk versklavten oder es in die Seitentäler oder auf die schlechteren Böden ab-Vorvolk versklavten oder es in die Seitentäler oder auf die schlechteren Böden abdrängten, ist in Südtirol gerade umgekehrt verfahren worden. Die Siedlungsforschung läßt hier (ähnlich wie im Oberinntal) deutlich erkennen, daß die minderen Landstriche, also die sumpfigen Talböden und insbesondere die Schattseiten der Waldberge von deutschen Bauern erschlossen und nutzbar gemacht worden sind. Die Flur von Gries bei Bozen z. B., die sich vom Gescheibten Turm bis nach Sigmundskron ausdehnt, war zur Zeit der baiwarischen Landnahme nur Aue und Jagdgrund; sie

ist dann erst von den Deutschen in Flurland verwandelt worden. Immer wieder kann man in den alten Urkunden lesen, daß der Landesfürst oder sonst ein Grundherr einen Wald für die Rodung und Anlegung neuer Gehöfte freigegeben habe. Das geschah hauptsächlich an der Schattseite. Dort, wo der Räter und Ladiner nicht gesiedelt hatten, weil ihnen der Boden zu schlecht und das Klima zu rath schien, dort setzten sich die Deutschen fest, dort bezwangen sie die Scholle und breiteten sich mit kinderreichen Sippen aus. Man kann das an Hand der Hofnamenforschung genau verfolgen: je unfruchtbarer und kälter die Lage, umso weniger vordeutsche Namen. Die Deutschen besiedelten also jene Landstriche, die man vorher für wertlos gehalten hatte. Dazu kam, daß sie eine neue Form der Nutzung mitbrachten, die den Ladinern unbekannt war, die Schwaige. Das Wort bedeutet ursprünglich "Viehherde". Wo der Boden so schlecht war, daß man keinen oder fast keinen Ackerbau treiben konnte, dort geben sich die Deutschen mit der Schwaigensiedellung zufrieden die sie verlegten sich ist dann erst von den Deutschen in Flurland nen Ackerbau treiben konnte, dort gaben sich die Deutschen mit der Schwaigensiedelung zufrieden, d. h. sie verlegten sich hauptsächlich auf die Viehzucht und begnügten sich daneben, wenn es nicht anders ging, auch mit einem Krautacker. So konnte die Siedelung nun selbst an der Schattseite weit in die Höhe hinaufgehen. Die Ortlergruppe z. B. liegt mit ihrer Schattseite auf deutschem, mit ihrer Sonnseite auf italienischem Volksgebiet; trotzdem siedeln die Deutschen höher ins Gebirge hinauf, als die Deutschen höher ins Gebirge hinauf, als die

In den ältesten Urkunden werden Deutsche und Ladiner nebeneinander genannt und unterschieden. Die Deutschen tragen althochdeutsche Namen, wie Adalprecht, Hiltipercht, Odalskalch, Perechtold usw.; die Lapercht, Odalskalch, Perechtold usw.; die Ladiner hingegen heißen Urso, Sulvan, Minigo, Justo, Luido, Saturnus, Erauvinus, ihre Frauen Secundina, Marcellina, Mora, Luvisina, Pizina, Sambadina usw. Bis etwa zum Jahr 1000 leben zwei Volksgruppen nebeneinander; dann werden die ladinischen Personennamen immer seltener und im 12 Jahrhundert verschwinden sie. Die im 12. Jahrhundert verschwinden sie. Die Eindeutschung ist vollzogen; ausgenommen bleiben nur die Dolomitentäler und der oberste Vintschgau. Von einer Gewalthand-

lung oder von einem völkischen Streit zwischen Deutschen und Ladinern ist in keiner Urkunde auch nur ein Wort zu finden. Ein von manchen Geschichtschreibern stark aufgebauschter Vorfall zu Kaltern betrifft nur Adelige, nicht das Volk.

Entferntere Gebiete

Besondere Förderer der Schwaigenwirtschaft waren die tirolischen Landesfürsten, die schon im 13. Jahrhundert 200 Schwaig-höfe besaßen und von ihnen Zins und Käse bezogen. Man aß nämlich damals viel mehr Käse alsheute und der Landesfürst brauchte Käse alsheute und der Landesfürst brauchte ihn zur Ernährung seiner Arbeiter und Soldaten. Die Schwaigen wurden ganzjährig betrieben und bewohnt, und sie waren bald voll von Menschen. Das Deutschtum überquoll schon wenige Jahrhunderte nach der Landnahme in Tirol (und auch in der Schweiz) dermaßen, daß es nicht nur Berufskrieger, sondern auch Siedler für entferntere Gebiete abgeben konnte. Fürsten und Bischöfe machten sich das zunutze, indem sie nicht nur Soldaten anwarben. sondern dem sie nicht nur Soldaten anwarben, son-dern auch Bauern zur Rodung und Besieddem sie nicht nur Soldaten anwarben, sondern auch Bauern zur Rodung und Besiedlung in Ödlandstriche schickten, die bis dahin unbewohnt geblieben waren, oder wonur einige Jäger und Köhler gehaust hatten. In der Schweiz nannte man diese Auswanderer Walser (weil sie hauptsächlich aus dem Kanton Wallis kamen); sie besiedelten die ganze Südseite des Monterosastockes bis hinunter ins Aostatal. Die tirolischen Auswanderer schufen die Waldsiedlungen der Sieben und Dreizehn Gemeinden bei Vicenza und Verona, wo sie die Bezeichnung Zimbern annahmen. Überall handelte es sich um Gebiete, die der Romane verschmäht hat, weil ihm ihre Bearbeitung nicht lohnend schien. Auf diesen rauhen Berghöfen aber gedieh das Deutschtum prächtig und seine Volkszahl wuchs schnell. Nur die Ungunst der politischen Verhältnisse und der unglückselige Glaubensstreit haben später das Deutschtum am Südrand der Alpen benachteiligt und sein Aufgehen in der fremden Volkheit herbeigeführt. Die der Alpen benachteiligt und sein Aufgehen in der fremden Volkheit herbeigeführt. Die Sprache ging hier bis auf geringe Reste zugrunde, nicht aber das Blut. Denn auch nach Verlust der Sprache haben die kinderreichen Sippen der Schattseite und der hochgelegenen Waldhöfe ihren "heiligen Frühling", d. h. ihre überzählige Jugend, immer wieder hingusgeschickt und die Revölkeling", d. h. ihre überzählige Jugend, immer wieder hinausgeschickt und die Bevölkerung des südlichen Alpenrandes damit durchdrungen. Alle Rassenforscher staunen über die große Anzahl hellfarbiger Menschen im italienischen Alpenbogen und im angrenzenden Flachland. Der italienische Anthropologe Ridolfo Livi schreibt: "Sembra che nell'Alta Italia l'elemento biondo stranjero si sia mescolato in maggior prostraniero si sia mescolato in maggior pro-porzione all'elemento bruno indigeno" (es porzione all'elemento bruno indigeno" (es scheint, daß sich in Oberitalien der fremde, blonde Volksteil in größeren Ausmaßen dem einheimischen, brünetten Bestandteil beigemischt habe). Und in der großen "Enciclopedia Italiana" heißt es: "Un colorito assai chiaro è su tutta la cintura alpina" (sehr helle Färbung zeigt sich auf dem ganzen Alpenrande). In dem Werk "Razze e popoli" von Renato Biasutti findet man darüber nähere Angaben. Nach Biasutti gibt es in Sardinien nur ein halbes Prozent, d.h. einen von zweihundert Menschen, mit hellen Haaren und hellen Augen (sog. helle len Haaren und hellen Augen (sog. helle Komplexion). In Aosta sind es aber 11,3 Prozent, also fast dreiundzwanzigmal so Prozent, also fast dreundzwanzigmai so viel. Betrachten wir nur die Haarfarbe, so finden wir (nach Biasutti) in Auronzo 10.4, in Bormio 15.8, in Aosta 22.7, in Cividale 27.8, in Arsiero 28, in Andorno (nördlich von Biella) 29 und in Morgex (bei Aosta) 31.4 Prozent Blonde. Biasutti versucht diese auffallende Erscheinung durch eine "depigmentzione" (eine Entfärbung) der Bloinen mentazione" (eine Entfärbung) der "alpinen Rasse" zu erklären. Das ist aber eine ganz willkürliche Annahme, die sich auf keiner-lei rassengeschichtliche Erfahrung zu stüt-zen vermag. Denn nirgends in der Welt gibt

es ein Anzeichen dafür, daß der Aufenthalt im Gebirge blond mache. Die Blondheit ist eine nordische Rasseneigenschaft und zwar eine nordische Rasseneigenschaft und zwar eine sehr empfindliche, weil sie durch Mi-schung mit brünetten Menschen schnell ver-loren geht. Das Erscheinen zahlreicher blonder Menschen am südlichen Alpenrand spricht also für eine starke Beimischung nordischer Bevölkerungsteile.

nordischer Bevölkerungsteile.

P. Gregorio, der Geschichtsschreiber des Camonicatales, sagt in seiner Chronik vom Jahr 1690, daß die Bewohner des dortigen Obertales mehr Germanisches als Italisches an sich hätten. Unter den Adelsgeschlechtern dieses Tales kommen Namen vor wie Mingardini, Vertemanni, Wanga und Ambria. Die drei ersten sind offenkunder dig germanischen Ursprungs; aber mehr Bedeutung hat der letzte, denn "ambria" ist altladinisch und bedeutet "Schatten". Das Geschlecht der Ambria hat also ursprünglich an einem Berghang gehaust, den die Ureinwohner "Schatten" genannt und offenbar verschmäht hatten.

Die schattseitige Siedlung

Zusammenfassend ergibt sich also folgendes Bild: Während andere Eroberer sich dem Wohlleben hingaben, die Einheimischen als Hörige betrachteten und dabei nur all-zu oft die Sprache dieser Hörigen annahmen, haben die Alpendeutschen den gütli-chen Vergleich und die schwere Arbeit vor-gezogen. Daraus ergab sich für ihre anfangs nur wenig zahlreichen und zerstreuten Sip-pen eine ungeahnte sittliche und völkische Kraft. Sie vermochten sich zu vermehren und in vielen Fällen auch das altansässige Volkstum mit dem eigenen zu verschmelzen

— zum Vorteil für beide.

Es gibt ein wohlbeglaubigtes Beispiel für

die Ruhe und Rechtssicherheit, welche beide Volksgruppen zur Zeit der deutschen Landnahme genossen haben. Im Jahr 828 (also gerade während der Verschmelzung des deutschen und ladinischen Volkstums) traf in der Sterzinger Gegend ein reicher Ro-mane namens Quartinus seine letztwilligen

Verfügungen, Die betreffende Urkunde bildet eine wichtige Geschichtsquelle. Quarti-nus bekennt sich darin als Angehöriger der Noriker und Pregnarier, d. h. der Baiwaren und Breonen. Er war also wahrscheinlich ein Ladiner breonischer Herkunft und mit den Baiwaren irgendwie versippt. Frei ver-fügt er über seine ausgedehnten Besitzungen und man gewinnt den Eindruck, daß er in vollkommener Unabhängigkeit gelebt und daß er die bestehenden politischen Verhältnisse nicht nur anerkannt, sondern sehr gut befunden habe.

Sinnbild für dieses ruhige, wohlwollende und gerechte Vorgehen bei der deutschen Landnahme im Alpenraum ist und bleibt die schattseitige Siedlung. Dort, wo das Land noch unberührt unter Nadelbäumen Land noch unberührt unter Nadelbäumen schlummerte, wo kühle Quellen aus dem Felsgemäuer sprangen, dort war der richtige Platz für die einwandernden Deutschen. Dort fanden sie Frieden und Arbeit. Der Landwirt mag darüber lächeln und den Stadtmenschen mag frösteln. Aber die Schattseite mit ihren ernsten, einsamen Waldhöfen, mit ihren frühen, dunklen Abenden, mit ihren taufrischen Morgenstunden und ihrem weiten Blick auf die fernen, sonnbeglänzten Nordgehänge hat wirklich etwas Ergreifendes und Großartiges an sich. Zumal im Winter! Da sausen die Schlitten mit Holz und mit Heu durch den todstillen Tannenwald. Die Leute sind aber auch bei der schwersten Arbeit fröhlich: sie blasen sich auf die Hände und jodeln und singen; sonst wären sie nicht "die lustigen Buben von der Schattseite!"

Ja, den Winter ander Schattseite, den muß man erlebt haben! Da starrt alles von Rauhreif Eis und Schnee. Mächtige Eiszallen

Ja, den Winter ander Schattseite, den mub man erlebt haben! Da starrt alles von Rauh-reif, Eis und Schnee. Mächtige Eisgallen verlagern die Wege und müssen mit Pickeln weggehauen werden. Glashart klirren die Brocken, die in den gähnenden Abgrund hinuntersausen. Wo ein Wasserfall ist, da rauscht er eigentümlich klagend über un-recheure weiße Säulen. Man denkt an die geheure weiße Säulen. Man denkt an die "Eliwagar", die Eisströme des Nordens, von denen die Edda zu erzählen weiß.

Zur Geschichte des Stadtwalds Ebingen

Von Edgar Maag, Forstassessor

Einem seit langem bestehenden Wunsch von Herrn Forstmeister Kauffmann entvon Herrn Forstmeister Kauffmann ent-sprechend, wurden 1951 sämtliche erreich-baren Nachrichten über den Stadtwald Ebingen, soweit sie vor dem Jahr 1824 lie-gen, aus den verschiedensten Archiven zu-sammengetragen, gesichtet und ausgewer-tet als Grundlage und Vervollständigung der ab 1824 in lückenloser Folge vorliegen-den Waldbeschreibungen und Wirtschafts-pläne

Die Ergebnisse dieser Arbeit, soweit sie allgemeines Interesse beanspruchen, sollen hier umrissen werden.

1. Forstrecht

Die Gesetzgebung über die Bewirtschaftung der Gemeindewaldungen geht zurück auf die Forstordnung vom 1. Juni 1614 und auf die Kommunordnung von 1758, in denen sich der Staat das Oberaufsichtsrecht vorbehielt.

Schon in Urkunden des Jahres 1596 wird das freie Untereigentum der Ebinger bestätigt: "Wald- und Feldrugen und Strafen anbelangend, haben Euer Gnaden keine forstliche Obrigkeit und eigenfümlich Gehaltz, sondern Feld und Hölzer gehören gestellt und eigen mit der meiner Stadt allhier und grenzen mit der freien Pirsch und zollerischem Forst." Die Gerichtsbarkeit über Wald- und Feld-

frevel stand der Stadt zu, die Strafen wur-den nach einem bestimmten Schlüssel zwi-schen dem Fürsten und der Stadt geteilt. Die uns überlieferten Strafen sind dabei aufgegliedert nach ihrer Höhe. Das Strafmaß stand nicht von vornherein fest, es war

abhängig von der Schuld, der Gestalt der Sache und dem Urteil des Gerichts.

Sache und dem Urteil des Gerichts.

Bereits 1596 waren — einem Auszug aus den Statuten der Stadt Ebingen zufolge (Folio 6 von Holz und Felder) — gewisse Waldteile gebannt, nämlich die Winterhalde, die Riedhalde, Breitenhülen und Mitzeichen. Die Eichen in den Mitmarken — es ist darunter wohl die übrige Markung zu verstehen — waren gleich den oben genannten Bannhölzern geschützt.

ten Bannhölzern geschützt.

Die häufigsten Strafen im 16. Jahrhundert sind wegen Holzhauens in Bannwaldungen und wegen Fällens von Eichen ausgesprochen worden. Das Strafmaß bewegt sich zwischen 10—20 Pfund Heller (Die Bannung gewisser Waldteile bedautet das Verbot bestimmter Handlungen, z. B. des Holzhauens, der Weide, der Streunutzung, der Jagd). Im 18. Jahrhundert wurde in Ebingen zweimal im Jahr — im Frühling und im Herbst — ein Feldrugungstag abgehalten. Des öfteren fielen über 300 Strafen an jedem dieser Termine. Als Beispiel seien einige Tatbestände des Jahres 1783/84 und 1785/86 herausgegriffen: 1785/86 herausgegriffen:

- Folgende Personen haben salene Schluchten abgeschnitten und ihr Reysach darein
- gebunden.

 2. Nachfolgende Personen sind außer der
- Ordnung im Holz gewesen.

 3. Folgende sind an Holztagen in anderen
 Waldungen gewesen.
- 4. An Holztagen wider das Verbot gehauen.
 5. Folgende sind außer der Ordnung mit Schlitten im Holz gewesen.
 6. Folgende Personen sind in jungen Wal-

dungen wider das Verbot im Gras ge

7. Folgende haben ihr Vieh in einem verbotenen Hau gewaidet.

8. Mit Vieh in den Wald gefahren.

9. An einem Holztag grün Holz gesammelt. 10. Bei der Bürgerholzlosübernahme wurden

gestraft: Wegen zu groben Reysachs, Wegen zu lang Holz, Wegen 1½ Schuh zu hoch Holz, Das Holz zu grob gespalten, Zu viel Holz gehauen und liegen gelassen, Weil allzuhohe Stumpen gemacht.

Es waren an bestimmten Tagen bestimmte Walddistrikte, wahrscheinlich nur zum Dürrholzsammeln und zur Holzabfuhr freigegeben. Bestraft wurde der, der außer die-sen Tagen Holz sammelte, an Holztagen in sen Tagen Holz sammelte, an Holztagen in nicht freigegebene Distrikte ging oder in bestimmten Waldteilen den bestehenden Verboten zuwiderhandelte. Die Vorschriften waren sehr streng, Strafen wurden z.B. verhängt, "weil er ein jung Büchlein abgebrochen, weil er aus Unvorsichtigkeit ein Saal umgerissen", oder "hat ein Aichlin gehauen und solches schwer beschädigt." Auch die Wildobstbäume waren geschützt.

2. Verwaltung des Stadtwalds

Erstmals werden im Jahr 1596 zwei sehr schlecht besoldete Wald- und Baumwachen erwähnt, die in erster Linie Aufgaben des Forstschutzes wahrnahmen, also Polizei-funktionen ausübten. Sie waren im übrigen ausführende Organe der Stadtverwaltung und bekamen von den anfallenden Strafen und bekamen von den anfallenden Strafen einen bestimmten Teil zur Aufbesserung ihrer Besoldung und zur Hebung ihres Diensteifers. Die Bewirtschaftung führte das Bürgermeisteramt, der Bürgermeister und Vierer bestimmten bei Waldbegängen,

wo das Bürgerholz auszugeben sei, die Ban-nung gewisser Waldteile usw.
Die Oberaufsicht des Landesherrn wurde um 1755 durch Hofmeister Knapp von Ein-Befehl alljährlich den Zustand der Wal-Befehl alljährlich den Zustand der Walsiedel ausgeübt, der auf des Regierungsrats begehung, die meist zwei Tage dauerte, dungen zu überprüfen hatte. Dieser Waldwohnte der jeweilige Oberamtmann bei. Auf Grund einer solchen Besichtigung, veranlaßt durch den miserablen Zustand der Ebinger Waldungen, wurden im Oktober 1755 auf herrschaftliche Empfehlung drei Waldaufseher und drei Waldschützen durch Mehrheitsbeschluß aus der Ebinger Bürgerschaft gewählt, um den devastierten Walsieren der der der Walsieren der Schaft gewählt, um den devastierten Walsieren der Schaft gewählt. schaft gewählt, um den devastierten Waldungen besseren Schutz und sorgsamere Pflege angedeihen zu lassen. Die Waldaufseher, auch Waldinspektoren genannt, übernahmen obengenannte Pflichten des Bürgermeisteramtes, ihnen waren die Waldschützen unterstellt. Alljährlich wurden die Stadtwaldungen, insbesondere die jungen Häue, von den Waldinspektoren umgangen.

In einem Adreßbuch vom Jahr 1800 wird bestätigt, daß das Oberamt die Aufsicht über die Waldungen der Stadt führt, diese keinem Forstamt unterstehen und in einem

Freipirschgebiet liegen.

Mit der Neuorganisation der Forstverwaltung 1807 erfolgte die Gründung des Oberforsts Tuttlingen. Hiernach unterstand der Stadtwald Ebingen zum erstenmal direkt einer forstlichen Stelle. Als fünfte Hut des Oberforsts ist Margrethausen angegeben mit dem Vermerk: .. "und kommen hinzu die Markungen Ebingen, Bitz und sämtliche Amtsorte im Lautlinger Tal." Mit sämtliche Amtsorte im Lautlinger Tal." Mit der Auflösung des Oberforsts Tuttlingen am 3. 11. 1810 kam die Hut Margrethausen an das Oberforstamt Rottweil, sie wurde 1835/39 in Revier Balingen umgenannt bei gleichzeitiger Verlegung des Amtssitzes nach dort. In den Jahren 1875/77 wurden die Reviere Ebingen, Mühlheim und Wehingen gebildet gebildet.

Nach Auflösung der Forstämter alter Ordnung am 1. April 1902 wurde auch das Revier Ebingen ein selbständiges Forstamt.

Hier noch einiges über die Stiftungswaldungen auf der Markung Ebingen.

dungen auf der Markung Ebingen.
Seit Anfang des 15. Jahrhunderts bestanden in Ebingen verschiedene Pflegschaften, die zum Teil ein umfangreiches Vermögen hatten. Alle fünf Pflegen (St. Martins-, Hospital-, Siechen-, Frauen- und Stephanspflege) wurden 1813 zu einer Stiftungspflege zusammengefaßt, die somit auch die Pflegschaftswaldungen verwaltete.

In der Aufstellung der Stiftungswaldunen von 1819 sind nur noch zwei genannt, die Spitalhalde und die Martinshalde mit rung 16 ha Waldfläche. Über den Waldbesitz der anderen Pflegen fanden sich keine Urkunden, es erscheint jedoch wahrscheinlich, daß auch sie Wald zu eigen hatten. Flur-namen wie Stephanshalde und Siechenfeld deuten darauf hin. Einen weiteren Wald scheint die Spitalpflege im Spitalwäldle be-sessen zu haben. Die Spitalhalde wurde im Jahr 1883 von dem Besitztum der Stiftungspflege losgelöst und der Gemeinde über-eignet als Entschädigung für Baulasten am Spitalgebäude, Kranken- und Armenhaus, die die Stadt als Ortsarmen-Verband zu tragen hatte.

In der Martinshalde besaß die Stadt ein altes Nutzungsrecht, Bürgerholz zu schlagen ohne Ersatz an die Martinspflege bzw. die ohne Ersatz an die Martinspflege bzw. die spätere Stiftungspflege. Die Stadt übernahm 1849 diesen Waldteil der Stiftungspflege ohne Entschädigung gegen alljährliche Lieferung von 3 Klafter Brennholz und gegen die Verpflichtung, falls für das Krankenhaus weiteres Brennholz nötig sein sollte, dieses ohne Beschränkung auf einen gawissen Betrag aus der etfädtischer Walgewissen Betrag aus den städtischen Waldungen beizuführen.

Fortsetzung folgt

Ernstes und Heiteres aus dem Leben eines Schulmeisters

Von Pfarrer Gaß

(Schluß)

Mittlerweile war Schick übrigens auch Stundenhälter geworden. Der Pietismus war Stundenhälter geworden. Der Pietismus war auch nach Engstlatt gekommen und bei vielen dementsprechend das Bedürfnis nach dessen besonderen Erbauungsstunden erwacht. Verschiedentlich war man an Schick herangetreten, er möge doch die Leitung einer solchen "Stunde" übernehmen. Und auf Zureden des Pfarrers hatte er sich dann schließlich bereit gefunden Fersilich auf Zureden des Pfarrers hatte er sich dann schließlich bereit gefunden. Freilich, als man 1841 schreibt, wird gegen Johannes Schick, Schulmeister, Organist, Kantor, Mesner und Stundenhälter, am 10. Dezember, also kurz vor Vollendung seines 71. Lebensjahres, Anzeige erstattet vor dem Ruggericht, das der Oberamtmann in Gemeinden mit mehr als 1500 Einwohnern alljährlich, in kleineren Gemeinden alle 2 bis 3 Jahre an Ort und Stelle abzuhalten hat in Anwesenheit der

Gemeindevorsteher" (seit Einführung der Gemeindeverfassung vom 31. Dezember 1818: Schultheiß und Gemeinderat; früher: Vogt und Vierer). Bei Abhaltung des Ruggerichts werden die Bürger, angefangen bei den Ge-meindevorstehern, der Reihe nach gefragt, was ihnen an Mißständen oder Vergehen innerhalb der Gemeinde bekannt geworden sei. Und da klagt nun der Dorfschmied, "am sei. Und da klagt nun der Dorfschmied, "am Sonntag werde die Morgenglocke nicht mehr geläutet, was für ihn um deßwillen von Nachtheil seye, weil er als Schmied jährlich immer einmal Kohlen brenne und nicht mehr wie früher durch das Läuten an das Gebet erinnert werde". Bescheid: "Da das Läuten der Morgenglocke am Sonntag ohne Zutun des Gemeinderste einstitig aufgebo-Zutun des Gemeinderats einseitig aufgeho-ben worden sei und dieses Geschäft zu der Obliegenheit des Meßners, wofür er besol-det sei, gehört, so soll dieses wie früher wie-

der eintreten, was demselben zu eröffnen ist, und zwar unter Strafandrohung". Nun ist selbstverständlich gegen dieses Urteil ist selbstverständlich gegen dieses Urteil gar nichts einzuwenden: das "Ufamärgeläuten" schickt sich für den Sonntag nicht weniger als für den Werktag, besonders wenn es in die Besoldung eingerechnet ist, und vollends dann, wenn sich die Gemeinde-glieder dadurch tatsächlich ans Gebet erinnern lassen. Immerhin läßt ein sich an-schließendes Privatgespräch zwischen dem Richter und dem Schuldigen die ganze Angelegenheit doch in einem etwas anderen Licht erscheinen. Dem Oberamtmann muß irgend etwas aufgefallen sein. Drum hat er das Bedürfnis, nachträglich mit dem Schul-meister noch darüber zu sprechen. Von die-sem bekommt er nun die Auskunft: "Als ich hier anfing mit einer Besoldung von ganzen 120 Gulden im Jahr, war ich selbstverständlich gezwungen, auch Landwirtschaft zu treiben. Aufgestanden bin ich mit den Bautreiben. Aufgestanden bin ich mit den Bau-ern. Am Sonntag blieben diese länger lie-gen als am Werktag. So hab ichs auch ge-macht bis auf den heutigen Tag, und nie hat sich jemand bei mir darüber beklagt." Fragt der Oberamtmann: "Wie lange ist das her?" Bald 48 Jahre, Herr Oberamtmann." Die-sem gehts, wie es vielleicht dem Leser in-wiichen sund foggenen int er muß hell.

sem gehts, wie es vielleicht dem Leser inzwischen auch gegangen ist: er muß hell hinauslachen und verabschiedet sich vom Schulmeister in bester Stimmung. Auch nachher hat er dem Schulmeister keinen Schrieb in dieser Angelegenheit geschickt, geschweige eine Strafandrohung.

"Das Alter zwingt den Baum im Wald", auch wenn er auf Bitzer Boden herangewachsen ist und "im unteren Bezirk" das zähe Holz sich unter Sonnenschein und Sturm stattlich entwickelt hat. Am 9. Januar 1835 verliert Johannes Schick seine treue Lebensgefährtin, die ihm auf mannigfachste Weise 42½ Jahre lang in Freud und Leid eine für ihn unvergeßliche Gehilfin gewesen ist. Diese Wunde im Herzen des 70jährigen ist. Diese Wunde im Herzen des 70jährigen kann nicht mehr ganz verheilen und zehrt an seiner Kraft. Von seinen 13 Kindern sind an seiner Kraft. Von seinen 13 Kindern sind sieben der Mutter im Tod vorangegangen, darunter ein Sohn im Alter von 30 Jahren als Schulmeister in Knittlingen. Die vier überlebenden Söhne, zwei Schulmeister, ein in Engstlatt ansässiger Schreiner und ein Pfarrer, sind verheiratet. Die ältere der beiden Töchter ist im Todesjahr der Mutter ins Engstlatter Pfarrhaus eingerogen als Frau Engstlatter Pfarrhaus eingezogen als Frau des Pfarrers Haselmeier. So ists still geworden um den altgewordenen Vater, dem zu-nächst noch die jüngere Tochter haushält, bis sie im Jahr 1841 den Schulmeister von bis sie im Jahr 1841 den Schulmeister von Burgfelden heiratet. Nun weiß er alle seine Kinder versorgt und ist dankerfüllter Groß-vater von vorerst 20 Enkeln. Zunehmende Schwerhörigkeit läßt ihn erkennen, daß es jetzt Zeit ist, in den Ruhestand zu treten. "Wie gestochen" sieht das Schriftstück aus, mit dem er 1843 hiezu die Genehmigung des Konsistoriums erhittet. Diese wird gegeben Konsistoriums erbittet. Diese wird gegeben. Der Ausgediente zieht zu seiner jüngsten Tochter nach Meidelstetten, wohin deren Familie von Burgfelden her inzwischen übergesiedelt ist. Dort sitzt er vormittags über den Büchern von Rieger und Kapff. Nachmittags findet er seinen Zeitvertreib am Spaltklotz oder bei anderem nützlichen

Im übrigen will der alte Schulmeister Jo hannes Schick nichts anderes mehr sein als ein gelehriger Schüler in der Altersklasse der Übungsschule für Wanderer zur Ewig-keit. Der 17 Dezember 1947 ist zur Linde keit. Der 17. Dezember 1847 ist sein letzter Schultag dieser Art. Auf dem Gnadenweg wird ihm die Abschlußprüfung zum Nachweis der Reife erlassen. "Bestanden": Die-ses Wort fehlt im Abgangszeugnis, weil diese Note an zuständiger Stelle nicht üblich ist. Aber "Auf- und angenommen" steht drin. Der alte Schulmeister darf heim.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des "Balinger Volksfreund", der "Ebinger Zeitung" und der "Schmiecha-Zeitung".

1. Jahrgang

Donnerstag, 30. Dezember 1954

Nummer 12

Über den Sinn der Christrose

Von Friedrich Schnack

Die Christrose ist ein Kind der Berge, das in die Gärten der Ebene hinunterstieg. Die weiße Blume zur weißen Zeit, blühend in den Monaten November bis April, streckt ihre edlen Blatthände aus dem Schnee, an einen Pflanzengeist gemahnend, der aus der Unterwelt in den Erdentag herauflangt. Der griechische Märchenerzähler sagt: sie sei der Seelenbote des vom Herrn des Totenreichs geraubten griechischen Mädchens Persephone. Durch die Blume grüße die Entschwundene die oberirdische Heimat. Blumenlos und traurig sitze sie im Schattenland, das ohne Farbe und Duft ist, wo keine Biene summt, kein Schmetterling gaukelt, und gedenke der fremden Wälder und Felder, des Vergißmeinnichts an den Bächen, des Knabenkrauts auf den Wiesen und der hochlodernden Königskerze am Hang, die im Frühling und Sommer ihre Augen im Tau und Licht baden.

die im Frühling und Sommer ihre Augen im Tau und Licht baden.

Die christliche Legende hat der schnee-weißen Blume Heiligkeit zugesprochen, weil sie zur heiligen Zeit blüht, in den Weihnachtswochen. Die feierliche Blume aus dem Geschlecht der Hahnenfußgewächse ziert den Weihnachtstisch des Älplers. Die nikkende Blüte, keusch wie die Kälte und rein wie Schnee, heißt deshalb auch Weihnachtsrose oder Christwurz. Der Älpler pflückt sie auf seinen Bergen am Saum der Tannenwälder, wo sie zum Winterbeginn ihren weißen Stern entfaltet. Ihr Strahl wirkt kühl, die Gestalt gehärtet. Die Pflanzenseele ist unnahbar. Das Feuer des Sommers flutet nicht in ihrem Geäder. In der reinen und einsamen Höhe erträumt sie sich einen Winterfrühling. Versinnbildlicht sie nicht das Geheimnis der Geburt mitten im Winter, wenn die Sonne der Erde am fernsten steht? Erfüllt ihr Anblick nicht das Herz mit zag keimender, allerfrühester Hoffnung? Umfangen von Tod und Kälte, fröstelnd im Hauch der eisigen Gipfel, vor denen der Himmel erschauert, schimmert ihr Blumenlicht. Die Wälder stöhnen, Eishaar hängt von den Ästen, Kristalle und gläserne Zapfen funkeln im Gezweig, schneeverwunschen liegen die Pfade, auf seiner Eisorgel spielt der Bergbach, Flöten von Eis scheinen den Wunderklang der Weihnachtsmette anzustimmen, während die Christrose den silbernen Bergaltar ziert.

bernen Bergaltar ziert.

Diese weiße Blume und Wunderrose — wie gerne hätte sie Sybille, meine junge Blumenfreundin, in unseren Wäldern gefunden. Aber die Engel der Winternächte, die die Christwurz auf den Bergen aussäten, hat in die Wälder unserer Gegend nicht so reich und heilig beschenkt. Bei uns kommt sie im Freien nicht vor. Wollten wir sie besuchen, müßten wir in ihre Wildnis reisen, zum hohen Unterberg, zur Benediktenwand der Eiskapelle bei St. Bartholomä am Königsee. Dort ist sie daheim, auf steinigen, bebuschten Steilhängen, an den Waldrändern in Tannen- und Fichtenwaldungen. Sie ist kalkhold. Bei uns blüht sie nur in den Gärten. Unser Nachbar, der alte Schuldirektor, hat sie in seinen kleinen Hausgarten gesetzt zur Erinnerung an seine einstigen Bergfahrten.

Wir blicken durch den Zaun und betrachten die Blume im Schnee. Ihre spältigen Blätter sind überflockt. Ihr Bildnis rührt uns. Wie ruhig und zufrieden sie blüht! Sie hat sich schön gemacht, nun ist Weihnachten. Aber ihre weißen Blumenblätter sind keine echten, es sind Kelchblätter, Schaublüten, Fassungen für die echten Blüten, die kleinen gelblichgrünen, röhrenförmigen Blumenblätter im Innern der Schneerose. Manche der weißen Kelchblätter sind auf der Außenseite mit einem rosaroten Anflug überzogen, wie wenn die Kälte ihnen die Blattwänglein gerötet hätte. Die Runde der Innenblüten sondert aus ihren am Grund der Röhren liegenden Nektardrüsen einen süßen, doch giftigen Honigseim ab. Zahlreiche Staubgefäße entspringen den kleinen Blüten und schwingen gleich Ministränten den Weihrauch ihres Blütenstaubs, anbetend die sieben Wunden der Narben. Wenn sich die lederartige Samenkapsel bildet, fallen die weißen Blumenblätter nicht ab. Sie wiegen die Frucht in ihrer Blattwiege, entsagen dem jungfräulichen, schneeigen Schein und werden grün.

Die Christwurz ist von Dauer. Mit jedem Winter treibt der dünne, ästige Wurzelstock neu aus. Er hat die Farben der Schwarzwurzel und wird beim Trocknen noch dunkler — schwarze Nieswurz, Helleborusniger, heißt sie auch. Ihr Kern aber ist schnee-

weiß. Das Wurzelfleisch ist giftig, von brennendem Geschmack. Die Gebirgsbauern pulvern die getrockneten Wurzeln und schnupfen bei Katarrh das Mehl, das heftiges, angeblich befreiendes Niesen verursacht. Daher der Name Nieswurz. In dem bekannten Schneeberger Schnupftabak aus der Stadt Schneeberg im Erzgebirge soll es enthalten sein. Wichtiger ist die Anwendung der heilkräftigen Wurzel in der Homöopathie. In Form von feinen Tinkturen und flüssigen Gaben empfiehlt diese Heilweise die Wurzel bei Gehirnerkrankungen, geschwächter Herrschaft des Geistes über den Körper und bei schweren Gemütsverstimmungen – auch bei melancholischen Zuständen junger Mädchen in der Entwicklungszeit. Die Heilgewalt der dem Lichten und Weisen zugetanen Pflanze klärt das über Geist und Seele lagernde Gewölk und zerstreut die Schatten des Gemüts, so wie sie selbst durch ihre helle Blüte und Lebensoffenbarung in der Winterzeit den Gram der Welt und den Tod des Lichtes überwindet. Saftreich und voll Süße sind ihre Nektargefäße. Wenn an ersten warmen Vorfrühlingstagen die Bienen und Hummeln hungrig erwachen und zu frühen Flügen umherstreichen, finden sie auf den besonnten Berghängen der Alpenlandschaft die anlockende Blume und ihre gefüllten Krüge.

landschaft die aniockende Bluffe und Angefüllten Krüge.
Wie sei es nur möglich, meint Sibylle, daß sie am Gift der Pflanze nicht den Tod fänden? Ich antwortete ihr mit einem alten Satz: "Der Arzt und die Biene ziehen aus der Pflanze das Gesunde und Heilsame!"

Die größte Krippensammlung der Welt

1892 schenkte der Münchner Bankier Max Schmederer dem Bayerischen Nationalmuseum seine Sammlung von bayerischen, Tiroler, neapolitanischen und sizilianischen Weihnachtskrippen, die insgesamt 8000 Figuren zählte und den Wert von mehreren 100 000 Goldmark ausmachte. Schmederer hatte sie im Lauf von vielen Jahren auf zahlreichen Reisen durch Italien, Österreich und Süddeutschland erworben. Er war der erste, der in großem Umfang die figürlichen Darstellungen der Geburt Christi zusammentrug, und bis heute gilt sein Werk als die größte Krippensammlung der Welt.

Ein Zufall führte den Bankier zu seiner Sammlertätigkeit. Eines Wintertags mußte er wegen Krankheit das Bett hüten, "und weil ich die Natur entbehrte", so schreibt er später, "kam mir der Gedanke, eine Krippe aufzubauen. Die Freude an dieser meiner Krippe führte mich dazu, allmählich immer mehr Krippen zu erwerben. Bald legte ich auch auf den künstlerischen Wert der Figuren Gewicht. Ehe ich es selbst wußte, hatte ich auf diese Weise eine Sammlung gewonnen, die ich dann aus Freude und Interesse an der Sache im Lauf der Jahre vervollständigte und ausbaute.

Auf zahlreichen Reisen durch Italien spürte er viele neapolitanische und sizilianische Krippen vor allem aus dem 18. Jahrhundert auf, von denen einige mit ihrer ganzen Szenerie mehrere Meter Umfang hatten. Darüber hinaus brachte der "Krippennarr", wie ihn die Leute bald nannten, eine ganze Anzahl von Darstellungen biblischer Szenen mit: die Zimmermannswerkstatt von Nazareth, Stationen der Flucht nach Ägypten, den Kindermord von Bethehem und die Anbetung der Könige in vielen Variationen; auch ausgedehnte Gruppen himmlischer Heerscharen sowie umfangreiche Stadt- und Landszenen des täglichen Lebens aus Christi Zeit. Bezeichnend ist, daß die Sammlung Gruppen sowohl von unbekannten Meistern der Volkskunst, von bäuerlichen Handwerkern wie von überragenden Künstlern vereinigt. Unter ihnen der bekannte Italiener Sammartino mit seinen lebhaft bewegten barocken Terrakotta-

Auch nach der Schenkung dieser großen Sammlung an das Nationalmuseum fuhr Max Schmederer in seiner Sammlertätigkeit fort bis an sein Lebensende, und er vermachte noch viele wertvolle Stücke dem Museum. Durch Bombenschäden während des zweiten Weltkriegs hatte die Sammlung einige Verluste, vor allem aber erlaubt der beschädigte Museumsbau noch nicht die Ausstellung der gesamten Kunstschätze. Während nun die Krippenschau zur Weihnachtszeit, die den Münchnern längst Tradition wurde, mit nur einem Teil der Sammlung im Weißen Gewölbe stattfinden konnte, ermöglichten zahlreiche weitere, wertvolle Depotbestände Ausstellungen im Ausland. So fanden die Krippenschauen, die in Brüssel, Den Haag, Stockholm und Zürich veranstaltet und aus Schmederers Sammlung bestritten wurden, lebhaften Anklang.

Naturschutz und Landschaftspflege im Kreis

Von Forstmeister Kauffmann, Kreisbeauftragter für Naturschutz

Der Kreis Balingen umfaßt den landschaftlich großartigsten Teil der Schwäb. Alb vom Zellerhorn über Hundsrück, Böl-Alb vom Zellerhorn über Hundsruck, Bollat, Schalksburg, Lochenhörnle, Lochen und Schafberg bis zum Plettenberg. Die dahinter liegenden Gebiete von Nusplingen bis Onstmettingen stellen ebenfalls eine Alblandschaft von ganz besonderem Reiz dar. Sinn und Zweck des Naturschutzes ist es, diese Landschaft der Allgemeinheit in ihrem heutigen Zustand zu erhalten und zu pflegen.

Auf Grund des Reichsnaturschutzgesetzes von 1935 und der Naturschutzverordnung von 1936, welche heute noch gültig sind, hat das Landratsamt als untere Naturschutzbehörde im Benehmen mit dem Kreisbeauftragten für Naturschutz die wichtigsten Gebiete unter Schutz gestellt. Diese Maßnahmen sind im wesentlichen abgeschlessen

Das Naturschutzgesetz unterscheidet zwi-schen Naturschutzgebieten, Landschafts-schutzgebieten und Naturdenkmalen.

Naturschutzgebiete:

Naturschutzgebiete:

1. Staatswald Untereck auf Markung Laufen. Dieses 32 ha große Gebiet umfaßt in forstlicher, botanischer und landschaftlicher Hinsicht einzigartigen Wald, in seinem ältesten Teil einen für frühere Zeiten typischen Alblaubwald in Mischung mit riesigen Weißtannen und wenigen Eiben. Zu seiner Erhaltung hat die Staatsforstverwaltung jede Holznutzung untersagt, das frühere Jagdverbot jedoch wieder aufgehoben. Es handelt sich um ein ausgesprochenes Banngebiet. Banngebiet.

2. Irrenberg auf den Markungen Zillhausen und Pfeffingen. Dieses 16 ha große Gelände ungedüngter einmähdiger Wiesen mit seinen vielen Hecken und Einzelbäumen ist seinen vielen Hecken und Einzelbäumen ist botanisch und landschaftlich besonders schutzbedürftig. Es steht im Eigentum des Schwäbischen Heimatbundes. Verboten ist jede Beschädigung von Pflanzen, Sträu-chern und Bäumen, jede Düngung und Auf-

3. Zellerhornwiese bei Onstmettingen. Die 4 ha große Wiese ist botanisch und land-schaftlich wichtig. Verboten ist jede Be-bauung. Aufforstung und Düngung, sowie jede Beschädigung von Pflanzen, Sträuchern und Bäumen.

Landschaftsschutzgebiete:

Landschaftsschutzgebiete wurden in großer Anzahl geschaffen. In der Hauptsache handelt es sich um typische Landschaften, die in dem heutigen Zustand zu erhalten und zu pflegen sind. Der Auszug aus einem Gutachten von Prof. Dr. Schwenkel über die Onstmettinger Landschaft gibt hierüber Aufschluß:

Aufschluß:
"Die Landschaft auf Markung Onstmettingen mit ihren unbewaldeten Weidebukkeln und Abhängen, mit ihren Wacholderbeständen, Wildgebüschen und ihren zahlreichen Weidebuchen weist noch so viele echte Züge der Hochalb vergangener Zeiten auf und bietet Landschaftsbilder von so hervorragender Schönheit, daß sie verdient, mit besonderer Aufmerksamkeit gepflegt und hinsichtlich aller Eingriffe des Menschen überwacht zu werden."

Menschen überwacht zu werden."
Im einzelnen handelt es sich um folgende größere Gebiete: Plettenberg, Schafberg-Lochenstein, Lochenhörnle, Gräbelesberg mit Dobel, das Gebiet um Böllat, Schalksburg und Heersberg, das Lautlinger Hardt zwischen Ebingen und Meßstetten, das Degerfeld zwischen Truchtelfingen und Bitz, die ganze Markung Onstmettingen, sowie das Gebiet um den Ochsenberg.

Kleinere Gebiete sind in Tailfingen: der raunhardtsberg; Ebingen: Schafweiden

auf Kreuzbühl, Kühbuchen, Degerwand, beim Galthaus und die Fohlenweide; Lautlingen: Bühl und oberer Tierberg, Wald und Hecken auf Hirnau und Micheleswäldle sowie das parkartige Brunnental; Hossingen: Allmandflächen auf Bohl, Schäbel und Donnerfeld; Erzingen und Frommern: Hekken am Gaisberg bzw. Winkelshalde; Engstlatt und Ostdorf: das Eyachtal beim Eckwäldchen. wäldchen.

Weitere Landschaftsschutzgebiete sind die Sommerschafweiden, deren Schutz vor Übergriffen der Schäfer besonders wich-

Die Verordnungen zum Schutz dieser Landschaftsteile verbieten die Erstellung von Bauwerken und Drahtleitungen aller Art, Ablagern von Schutt, Eingriffe in die für das Landschaftsbild wichtigen Bäume, Hecken und Sträucher außerhalb Waldes, jeden Kahlschlag, sowie jede Aufforstung ohne Genehmigung des Landratsamts.

Zur Bekämpfung des Reklameunwesens in der freien Landschaft, insbesondere entlang der Hauptverkehrsstraßen, war es notwendig, diese unter Naturschutz zu stellen.

Die zunehmende Motorisierung beein-Die zunehmende Motorisierung beeint trächtigt den Naturgenuß der Wanderer immer mehr. Die Hauptwandergebiete wur-den daher für den Kraftfahrzeugverkehr gesperrt. Dafür werden Schwerpunkte für Kraftfahrer geschaffen, wie Raichberg und

Die Naturdenkmale als "Einzelschöpfungen der Natur" wurden in das Naturdenkmalbuch beim Landratsamt eingetragen. Im einzelnen sind es: Eiche beim Kohlgraben in Erlaheim, Karlseiche in Rosenfeld, Linde bei der Lorettokapelle in Binsdorf, zwei Linden im Schloßpark Geislingen, Linden beim Friedhof Dotternhausen, Nußbaum in Frommern, Vogelschutzgehölze in Laufen, zwei Buchen in Lautlingen, Linde und Buche in Pfeffingen, Hülbe bei der Kuhstelle in Winterlingen, Birkenwiese am Riedbach in Ebingen, Buche und Ulme in Nusplingen, Fichte, zwei Buchen und zwei Linden in Obernheim.

Nusplingen, Fichte, zwei Buchen und zwei Linden in Obernheim.

Der Pflanzenschutz ist wegen der reichen, teilweise alpinen Flora besonders wichtig. Leider muß festgestellt werden, daß verschiedene geschützte Pflanzen immer mehr verschwinden, ja beinahe ausgerottet sind, wie Frauenschuh, Arnika, Felsennelke und Märzenbecher. Andere sind infolge sinnlosen Abreißens stark gefährdet wie Küchenschelle, Trollblume und Maiblume. Menschlicher Unverstand oder Unkenntnis, sowie die Profitgier gewerbsmäßiger Sammler sind schuld daran. Der Schwäb. Albverein hat sich von jeher für die Belange des Naturschutzes, insbesondere für die geschützten Pflanzen eingesetzt. Sein regelmäßiger Streifendienst hat manchen Frevler belehrt und zurechtgewiesen. Auch in den Schulen wird die Jugend immer wieder belehrt, welche Pflanzen geschützt sind und deshalb nicht gepflückt werden dürfen. Das Verhalten des Einzelnen in und gegenüber der Natur ist aber eine Frage der Gesinnung, die nur mühsam anerzogen werden kann. Wenn es nicht gelingt, durch fortgesetzte Belehrung mit Wort und Bild einen grundlegenden Wandel zu schaffen, wird mit Sicherheit eine der geschützten Pflanzen nach der anderen verschwinden.

Auch beim Tierschutz sind schwere Schäden festzustellen. Der im Untereck früher horstende Uhu ist ausgerottet. Der Vogelfang wird nach wie vor ohne die vorgeschriebene Genehmigung ausgeübt. Wer weiß schon, daß z. B. Eidechse, Ringelnatter und rote Waldameise geschützt sind,

wie oft werden sie mutwillig vernichtet. Auch hier kann nur ständige Belehrung und Bestrafung helfen.

Landschaftspflege

Die immer weiter schreitende Industrialisierung bringt große Gefahren für Natur und Landschaft. Die schlimmsten Schäden der bei Kriegsende erstellten Ölschieferwerke sind beseitigt, Kultivierung bzw. Aufforstung der abgebauten Flächen sind im Gang. Das Zementwerk Dotternhausen mit seiner ständigen Rauchfahne bedeutet eine bedauerliche Störung des Landschaftsbildes. Der dazu gehörige Steinbruch auf dem Plettenberg wird ebenfalls als störender Eingriff empfunden und muß ständig überwacht werden. Die Verschmutzung der Gewässer ist unerträglich, die übermäßige Rußentwicklung der Fabrikschlote ist eine Landplage geworden. Es ist Aufgabe auch der Naturschutzbehörden, mit allen Mitteln dagegen einzuschreiten. Zur Sauberhaltung der Landschaft ist die örtliche Festlegung wichtig. Die Verschandelung der Landschaft durch Reklameschilder greift immer mehr um sich. Es ist zu hoffen, daß das künftige Naturschutzgebiet grundsätzlich jede Reklame in der freien Landschaft verbietet.

klame in der freien Landschaft verbietet.

Besonderes Augenmerk ist auf den überstürzten Bau von Siedlungen zu richten. Schematischer Reihenbau und rote Bedachung wirken ungünstig, dringend notwendig ist die Umpflanzung mit Bäumen und Grünflächen. Da sämtliche Bauten außerhalb Etters genehmigungspflichtig sind, ist ihre Begutachtung durch die Naturschutzbehörde überaus wichtig, ebenso erfordert die Anlage von Freileitungen aller Art sorgfältige Überwachung. Als Grundsatz hat zu gelten, daß die freie Landschaft der Allgemeinheit gehört, Wochenendhäuser und sonstige nichtlandwirtschaftliche Einzelhäuser dort also abzulehnen sind. ser dort also abzulehnen sind.

Aufforstungen größeren Umfanges dürfen künftig aus landschaftlichen und forstlichen Gründen nicht mehr mit reinem Nadelholz ausgeführt werden. Die Unsitte des Abbrennens von Rainen und Rodens von Hecken, •in der Zeit vom 15. 3. bis 30. 9. verboten, läßt sich nur durch strenge Bestrafung bekämpfen. In diesem Zusammenhang kann nicht eindringlich genug die planmäßige Erhaltung und Neuanlage von Hecken und Windschutzstreifen gefordert werden. Bei jeder Flurbereinigung wird diese Forderung grundsätzlich gestellt und meist auch berücksichtigt. Auch die Förderung des Obstbaus liegt im Interesse der Landschaftspflege.

Die Schafweiden bedürfen besonderer Pflege. Eingriffe, die nur im Benehmen mit dem Naturschutzbeauftragten erfolgen dürfen, sollen jede übermäßige Säuberung verhindern. Verwilderte Schafweiden, die allzu dicht bewachsen sind, sind von Zeit zu Zeit zu säubern. Dabei darf nicht schematisch vorgegangen werden. Wichtig ist der Ersatz der in den letzten Trockenjahren zahlreich abgestorbenen Weidebuchen durch Neupflanzung. Die bisherigen Pflanzungen waren erfolgreich, wenn Schutz gegen Schafverbiß erfolgte.

Der Artikel 86 der neuen Verfassung des Die Schafweiden bedürfen

verbiß erfolgte.

Der Artikel 86 der neuen Verfassung des Landes Baden-Württemberg lautet: "Die Denkmäler der Kunst, der Geschichte und der Natur sowie der Landschaft genießen öffentlichen Schutz und die Pflege des Staates und der Gemeinden." Dieser Auftrag ist bindend. Die amtlichen Naturschutzorgane: das Landratsamt mit der Kreisstelle für Naturschutz, der Kreisbeauftragte für Naturschutz, die vom Landratsamt ernannten Vertrauensmänner und die Naturschutzwarte des Albvereins können die erforderlichen Maßnahmen veranlassen und überwachen. Das dem Naturschutz gesteckte Ziel läßt sich aber nur erreichen, wenn alle mithelfen, die guten Willens sind.

Die wirtschaftl. Verhältnisse des Kreises vor 100 Jahren

Von Fritz Scheerer

Heute weisen die meisten Gemeinden des Kreises Balingen einen starken industriellen Charakter auf. Mit einem dichten Netz verschiedenartigster Unternehmen der Textil-, Metall-, Leder- und anderer Industrien ist der heutige Kreis bedeckt (rund 300 Betriebe). Durch rastlosen Fleiß, Geschicklichkeit und Sparsinn der Einwohner wurde hier in friedlicher Arbeit in den letzten 100 Jahren Großes erreicht. Ganz tiefgreifende Veränderungen hat dieser Zeitraum mit sich gebracht. Gerade in unserem Gebiet zeigt sich aber, wie der Mensch die Ungunst der geographischen Lage zu überwinden und auf das Werden der Kulturlandschaft einen entscheidenden Einfluß auszuüben vermag; denn die Wurzeln der Industrie liegen weder in der Anknüpfung an vorhandene Rohstoffe, noch in einer ursprünglichen Ausnützung von Wasserkräften, noch weniger in der Gunst der verkehrsgeographischen Lage.

Nachdem in großen Teilen des Unterlandes schon in den 50er und 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts Hunderte von Kilometern Eisenbahnlinien dem Verkehr übergeben wurden, waren im Kreis Balingen zu dieser Zeit die Voraussetzungen für ein leistungsfähiges Gewerbe und für einen blühenden Handel nicht vorhanden, da eine Eisenbahn fehlte. So zieht sich wie ein roter Faden das Bestreben, in den Verkehrsverhältnissen eine Änderung zum Besseren herbeizuführen, über zwei Jahrzehnte hin. Die Eisenbahnfrage ließ die interessierten Kreise, besonders die beiden Städte Balingen und Ebingen und die damals gegründeten Gewerbevereine (Balingen 1861) nicht mehr zur Ruhe kommen. Ihre Eingaben an die Ständekammern, die Kammerberichte, besonders die Berichte von M. Mohl im Jahr 1853, sowie die Zollvereinszählungen, durch die in Württemberg seit 1834 zuverlässiges statistisches Material vorliegt, geben uns ein anschauliches Bild über die damaligen Wirtschaftsverhältnisse des Kreises Balingen. Allerdings müssen wir uns bei dieser Betrachtung auf den Kreis beschränken, wie er vor 1938 bestanden hat.

Im Jahr 1852 betrug die Gesamtbevölkerung dieses Kreises 31643 auf einer Gesamtfläche von 32189,4 ha, von denen etwa ein Fünftel Wald, ein Zehntel Weiden, ein Zehntel einmähdige Wiesen (nur einmal im Jahr gemäht) und nur ein Sechzehntel zweimähdige Wiesen waren. Beim Wald überwiegt der Nadel- den Laubwald (3:2).

Das Holz aus den Waldungen der Hochfläche (meistens Buchenholz) wird größtenteils "in dieser kalten Gegend" zur Heizung benötigt, da noch keine Stein- und Braunkohlen für Hausbrennzwecke eingeführt werden. So muß Ebingen z. B. 1853 aus dem Hohenzollerischen 150 Klafter Brennholz und aus den Amtsorten 150 Ztr. Holzkohlen einführen, während der Gemeinderat von Onstmettingen im selben Jahre berichtet, daß "aus der Umgegend von Onstmettingen, Tailfingen, Truchtelfingen, Pfeffingen wohl 500 bis 600 Klafter Holz nach Tübingen und Stuttgart auf der Achse verführt werden." Das Nutzholz vom Eyachtal gibt in den Sägmühlen in Laufen, Dürrwangen, Frommern, Balingen, Engstlatt und Ostdorf meist Schnittware. Die bedeutendste Sägmühle ist die von Andreas Lang in Laufen (auch Besitzer der dortigen Kunstmühle), "welcher den Bretterhandel im großen betreibt und allerwärtshin Absatz hat." Das Langholz vom Kleinen Heuberg, von Ostdorf und Engstlatt bis gegen Balingen (nach einem Bericht des damaligen Revierförsters von Entreß-Fürsteneck etwa 10 500 fm jährlich) wird per Achse auf die Floßeinbindstellen nach Mühringen an der unteren Eyach und nach Sulz am Neckar geführt. Die Flößerei

auf der Eyach führte dem Neckar jährlich 20 Flöße im Gesamtwert von 60 000 fl. zu.

20 Flöße im Gesamtwert von 60 000 fl. zu.
Die geringere Fruchtbarkeit der Böden,
die vielen einmähdigen Wiesen und die
zahlreichen Weiden auf der Hochfläche lassen es erklärlich scheinen, daß für die verhältnismäßig zahlreiche Bevölkerung (1852:
Ebingen 4526, Balingen 3127, Tailfingen 1707
Einwohner) die Schrannen eine im
ganzen nicht unbedeutende Getreidezufuhr
haben. Auf die Schrannen zu Ebingen und
Balingen wurden 1862 zugeführt

	Ebingen			Balingen	
Kernen	13	138	Ztr.	428	Ztr.
Roggen		298	Ztr.	_	Ztr.
Gerste	1	610	Ztr.	754	Ztr.
Dinkel			Ztr.	10 180	
Haber	10	235	Ztr.	2 364	Ztr.
Hülsenfrüchte		285	Ztr.	52	Ztr.
Mischlingsfrüchte	3	462	Ztr.	75	Ztr.
	21	2170	17/4-22	12 052	174.00

31 378 Ztr. 13 853 Ztr.

Daraus geht hervor, daß in Ebingen hauptsächlich Kernen und Haber, in Balingen aber mehr Dinkel auf den Markt kommt. Große Mengen des Habers von Ebingen gehen bis nach Rottweil und Villingen, der Kernen wird größtenteils in den Kunstmühlen von Ebingen und Laufen verarbeitet. Groß ist der Bedarf der zahlreichen Brauereien in Ebingen (etwa 40) und Balingen (5) an Gerste, so daß aus der Rottenburger und Riedlinger Gegend Gerste und Hopfen bezogen werden mußte. Ein Fuhrmann aus Pflummern bei Riedlingen kommt in der Sudzeif zwei- bis dreimal wöchentlich mit Gerste nach Ebingen und nimmt als Rückfracht Steine von Rosenfeld und Binsdorf nach Riedlingen, und der Fruchthändler Jakob Mayer von Winterlingen betreibt einen sehr regen Getreidehandel in Richtung Rottweil und Villingen.

Viel umfangreicher war der Vieh handel, da in den wiesenreichen Tälern sehr viel Vieh aufgezogen und für die Bestellung des teils schweren Bodens viel Ochsen-Gespanne benötigt wurden. Aus Balingen gingen allein nach Straßburg, Mainz und Köln jährlich an fetten Ochsen 400 Stück, welche größtenteils in den Bierbrauereien gemästet wurden. Namentlich der Bierbrauer Lang in Balingen zeichnete sich in diesem Zweige aus. Außer diesen 400 Mastochsen gingen weitere 600 fette Ochsen aus dem Kreis in derselben Richtung oder nach der Schweiz und nach Frankreich. Sehr viel Schmalvieh wird auf den bedeutenden Viehmärkten bis in die Pfalz verhandelt. Am umfangreichsten war aber der Handel mit fetten Schaferden Nahrung und "mit Hilfe des Wiesenfutters der Thäler findet die Mästung der Hammelherden und ein Handel mit fetten Schafer nach Frankreich und der Schweiz statt, wie vielleicht aus keinem anderen Bezirke des Landes. Das Oberamt Balingen ist also in eminentestem Grade ein Land der Viehzucht und der Viehmastung". Adlerwirt Jakob Jetter aus Balingen kaufte die Hämmel auf oder bezog sie aus bayrisch Schwaben und lieferte so jährlich bis 9 000 Stück nach Frankreich, besonders nach Paris, ebenso Schwanenwirt Michael aus Engstlatt etwa 5 000 Stück, so daß jährlich etwa 22 000 Hämmel von Balingen über Straßburg und noch "etwa 30 000 Stück geringeres Hammelvieh nach der Schweiz verkauft werden."

Schon vor 100 Jahren ist in den Städten Ebingen und Balingen eine rege Gewerbetätigkeit festzustellen. Der älteste Industriezweig war die Zeug- und Tuchmacherei. Der dazu nötige Flachs wurde auf den heimatlichen Fluren gebaut und die Schafe der zahlreichen Weiden lieferten die Wolle, die vom Zeugmacher zu "Weiberröcken"

verarbeitet wurde. Neben rein leinenen Stoffen wurden auch mit Baumwolle vermischte, sogenannte Wiefling (Wieflingröcke) hergestellt, die dann blau oder schwarz gefärbt wurden. Die erzeugte Ware wurde auf den Messen in der Schweiz für die ländlichen Trächten des Berner Oberlandes und in der Baar abgesetzt; nachdem die verschiedenartigsten Kammgarnstoffe (Camelotte, Oberländer Zeuge, Lasting, Golgas) nicht nur handwerks-, sondern auch schon industriemäßig hergestellt werden.

gas) nicht nur handwerks-, sondern auch schon industriemäßig hergestellt werden. Die Golgasdruckerei für Frauenkleidung (Ober- und Unterröcke) hat Caspar Walker zu Mühlhausen in Thüringen kennengelernt und in Balingen eingeführt. Er färbte, druckte, appretierte wöchentlich 20 Stück. Die Zettel bestehen aus handgesponnenem Kammgarn (Kämmen und Handspinnen der Wolle ein bedeutender Erwerbszweig in der Gegend von Onstmettingen), der Schuß aus Maschinenstreichgarn, welches sie in den Spinnereien von Johannes Mauthe zum Löwen (Ebingen), der 1836 den 1. Rundstuhl in Deutschland aufstellte, eine mit Holz gefeuerte Dampfmaschine besaß und 1861 460 Feinspindeln hatte, und von Fr. W. Binder in Laufen, der die Wasserkraft ausnützte. Auch in Ebingen werden auf 20 Webstühlen von Jak., Joh. und Ad. Kaufmann, von Georg Philipp Rieber und von den Gebrüdern Wehinger solche ganz wollene Zeuge aus Kammgarn fabriziert, während in der Wolltuchmacherei von Maag, Notz, Krimmel nur 7—8 Webstühle standen. Ein guter "Faconweber" (Lohnweber) verdiente bei Fr. Wiedmann in Balingen wöchentlich 3 Gulden, also täglich 30 kr.

den, also täglich 30 kr.

Dauerhaften Baumwollstoff machten besonders die Manchesterröcken" verarbeitet Wurde. In Balingen waren Manchesterfabrikanten Walker und Kaufmann Blickle mit 61 Handwebstühlen. Viel bedeutender war dieser Industriezweig in Ebingen, wo J. M. Landenberger, der spätere Kammerabgeordnete, 180—200 Handweber beschäftigte, 1863 eine mechanische Weberei mit 52 Maschinenwebstühlen mit einer Dampfmaschine betreibt und eine eigene Färberei besitzt. Nicht minder bedeutend sind die Firmen Andr. Landenberger zum Hirsch, Joh. und Ad. Kaufmann, Friedrich Ludwig Haux, Joh. und Ad. Blickle, Ludwig Maag, Linder und Schmid usw., die Samt und Manchester (urspr. zwei verschiedene Erzeugnisse) herstellen. 1861 sind 1440 Handwebstühle in Ebingen im Betrieb. Daneben arbeiten noch in Tieringen, Oberdigisheim, Hossingen, Meßstetten, Bitz, Tailfingen, Onstmettingen und anderen Orten gegen 150 Manchesterweber für Ebingen.

Eine große Bedeutung hatte in Balingen, Ebingen und Tailfingen die Strumpfwirkerei, die die Hugenotten nach Deutschland gebracht hatten. Die Blütezeit der Strumpfweber, die vor allem Strümpfe und Unterhosen aus Baumwolle in 5- bis 6-fachem 30er-Garn herstellten, war um 1840, "wo in jenen Jahren in Ebingen über 300 Strumpfwirkstühle liefen" und wo für die 19 großen (größere: Mauthe zum Löwen, Jakob Ott, Joh. Wehinger, F. W. Binder) und kleinere Ebinger Fabriken zwischen 400—500 Strumpfwirker und 1000 Strickerinnen und für die acht Balinger Fabriken (W. Wild, Kienzle, Sting, Schuler usw.) 500 Personen tätig sind. Ein Strumpfwirker verdiente täglich 36 kr., die mit Stricken beschäftigten Personen 20 kr., wenn sie "fest" arbeiteten, die Stopperinnen bis 16 Kreuzer. Ein kärglicher Lohn, bei dem sie nur durchkommen konnten, wenn sie einen Allmandteil von mindestens ½ Morgen, eine Ziege oder 2—3 Stück Vieh besaßen und in Ebingen aus dem Gemeindewald 1 Klafter Holz und 50 Wellen Bürgergabe erhielten, und daß ihnen die Erlaubnis zum Sammeln von Leseholz den Verkauf der Bürgergabe gestattete. Ums Jahr 1842 wurde in Tailfingen ein großer Teil der Strumpfweber-

stühle auf weiße Kinderhauben (Erstlingshauben) umgestellt.

An die Stelle der Strumpfweberei trat vor genau 100 Jahren teilweise die Fabri-kation halbbaumwollener-halbschafwollekation halbbaumwollener-halbschafwollener, gerippter Stoffe für Beinkleider usw., und das war der Anfang einer neuen Industrie, der Trikotfabrikation. In Ebingen sind es die Firmen C. Rümelin, Matth. Rominger, Casp. Rehfuß, Linder, Krimmel z. Bären, Friedr. Beck, Mauthe z. Bären. In Tailfingen gilt Jakob Gonser als der Gründer der Trikotindustrie. Die Gewerbeliste von Onstmettingen führt 1861 schon 67 Webstühle an. Wenn auch in den 60er Jahren wegen Baumwollmangels eine Steckung in der Entwicklung der Trikotindustrie eintrat, so hat sie doch in den folgenden Jahrzehnten ihren Siegeszug im Kreise angetreten.

"Es ist keine Stadt im Lande, selbst Tutt-

Kreise angetreten.
"Es ist keine Stadt im Lande, selbst Tuttlingen nicht, welche in der Fabrikation von
Schuhmacherwaren die gleiche Bedeutung
der Fabrikation, nach dem Verhältnisse der
feinen zur gemeinen Ware, erlangt haben
dürfte" wie die Stadt Balingen. Schon im
Jahr 1810 besuchten Balinger Meister die
Messen in der Schweiz, und im Kataster von
1824 sind 50 Meister mit einigen Gehilfen
aufgeführt. Am Ende der 50er Jahre werden in Balingen 14 Schuhfabrikanten mit den in Balingen 14 Schuhfabrikanten mit je 30—40 Arbeitern und 20 mit durchschnittje 30—40 Arbeitern und 20 mit durchschitt-lich 20 Arbeitern genannt, welche teils in Balingen, teils im Umkreise bis auf 5—6 Stunden für die Balinger Betriebe arbeiten Stunden für die Balinger Betriebe arbeiten. Auch Geislingen weist mehrere und Ostdorf einen Betrieb auf. Die Fabrikation teilt sich in die Herstellung "feiner Ware (Herren-, Damen- und Kinder-Chaussure mit gewöhnlichem und Glanzleder, Zeugen und Elastiques) und in Marktschuhmacherei". "Fr. Wagner war der Erste, welcher für Deutschland arbeitete, so fein wie jetzt", denn er stellte ganz feine Ware nach Pariser Art her und verkaufte sie auf den Messen in München, in Frankfurt, am Oberser Art her und verkaufte sie auf den Messen in München, in Frankfurt, am Oberrhein und in der Schweiz. Gottl. Falkenstein, Andreas und Georg Link, Strasser und noch viele andere beschäftigten rund 1200 Personen, wobei ein guter Arbeiter täglich 1 fl., ein Nähmädchen 30 kr. verdiente und die Bedienung einer Nähmaschine drei Personen benötigte. Das erforderliche Leder wird zum Teil in Balingen gegerbt (24 Rotgerber und 2 Weißgerber), teils von Italingen, Backnang u. a. Orten oder von den beiden bedeutenden Lederhandlungen (Blickle, Röller) von den Heilbronner und Frankfurter Messen bezogen. Die Ebinger Schuhmacher (1861: 75 Schuh-Die Ebinger Schuhmacher (1861: 75 Schuhmacher mit 75 Gehilfen) stellten größtenteils "gemeine rauhe Ware" her.

von Balinger Gerbern oder aus München, Ingolstadt usw. und lieferte jährlich 30 Ztr. Handschuhe (bis nach Tirol).

In Ebingen ist dagegen die Schlingen macherei (Peitschenschlingen), die ihre Erzeugnisse besonders durch die Hausierhändler des Killertales in ganz Deutschland, in der Schweiz und in Italien vertreiben läßt, die Dreschflegelhäupterherstellung und die Hutfabrikation von Bedeutung. Bedeutung.

Über den handwerksmäßigen Betrieb hinober den handwerkshabigen Betrieb nin-aus gingen schon sehr früh in Balingen (Chr. Sting und J. Brucklacher) und Ebin-gen die Geschäfte der Messerschmiede, deren Feder- und Stahlmesser sehr begehrt waren. Die meisten arbeiteten für Gebrüder Dittmar in Heilbronn oder lieferten in die Schweiz. Die zahlreichen Kupferschmiede (Balingen 5, Ebingen 3 Meister) stellten Backformen, Wasser-Gölten usw. her. Von Onstmettingen aus hat das Mechaniker-Gewerbe in Balingen und

Ebingen Eingang gefunden. In Balingen ist es Claudius Haasis, in Ebingen Sauter und Keinath, in Onstmettingen Gottl. Kern, J. Boß, Conzelmann und Keinath (1864 in Keinath, in Onstmettingen Gottl. Kern, J. Boß, Conzelmann und Keinath (1864 in Onstmettingen 16 Meister und 26 Gehilfen), die "physikalische, mathematische, chemische etc. Instrumente, vor allem Waagen verfertigen". "Der Absatz findet in- und außerhalb des Zollvereins statt und beträgt für Onstmettingen im ganzen etwa 30 000 fl. jährlich". In Balingen arbeitet weiter die um diese Zeit entstandene Firma Roller und Mehrer besonders in Nähmaschinen, und in Ebingen wurde 1861 die Firma Groz durch König Wilhelm I. mit dem großen Septemberpreis für die Verbesserung der Rundstuhl- und Strickmaschinennadeln und deren Einführung in Württemberg ausgezeichnet. Württemberg ausgezeichnet.

Nicht besonders aufgeführt wurden die Erzeugnisse der zahlreichen Handwerksbetriebe, der vielen Mahlmühlen (Ebingen 6, Balingen 5); der Walkmühlen, der Farbholzmühle in Ebingen (Blauholz und Sumach für die Manchesterfabrikation), der Malzfabrik in Ebingen, der "Drogueriewarenhandlung" von Daniel Groz Sohn usw., Winterlingen als Hauptsitz der Stikkerei und der Fuhrleute. Wir sehen aber die beiden damaligen größten Städte des Kreises mit einem Kranze von Gemeinden umgeben, wo allüberall durch den unermüdlichen Fleiß der Bevölkerung eine ansehnliche Industrie in der Entstehung begriffen ist. Bei verschiedenen Industriezweigen wird sogar in jener Zeit die Grundlage für die spätere Weltberühmtheit gelegt.

Zur Geschichte des Stadtwalds Ebingen

Von Edgar Maag, Forstassessor

(1. Fortsetzung)

3. Waldnutzung und Holzversorgung

a) Holznutzung
Berechtigungen am Wald
Die Brennholzgabe: Jeder Bürger und
jede Witfrau erhielt als Bürgerholz einen
Klafter Brennholz und das dazu gehörige

Jedes Frühjahr wurden vor 1756 durch Bürgermeister und Vierer, nach 1756 durch die Waldinspektoren der Walddistrikt be-stimmt, in dem das Holz geschlagen werden konnte. Der Name Holzhalde, der gedeutet wird nach dem reichen Waldbestand, scheint auch darauf hinzuweisen, daß dort der älteste Holzhieb für die Bürgernutzung stattfand, er ist der Stadt am nächsten gelegen

und gut aufgeschlossen.

Die Aufbereitung des Holzes geschah durch die Bürger selbst, oft wurde das Maß überschritten und allerhand Bétrug geübt, wie im Abschnitt Forstrecht zu ersehen ist. wie im Abschnitt Forstrecht zu ersehen ist. Diese Mißstände stellte Knapp im Jahr 1766 ein: "Bei Anwesenheit des Herrn Hofmeister Knapp von Einsiedel, welcher befugt ist, allhiesige devastierte Waldungen von Zeit zu Zeit zu visitieren, ist in Ansehung dessen, daß in dem Holzmach die größte Ohnordnung, Betrug und Vortheil im Aufsetzen vorgegangen, resolviert worden, daß besondere Holzmacher aufgestellt, welche alles Holz fällen, machen und aufsetzen, zu dem Ende beaydigt werden sollen und, da dem Ende beaydigt werden sollen und, da man dann erst das Holz unter der Burgerschaft verloosen und austheilen, damit aber vorheuer den Anfang zur Probe machen

Leider hat sich diese Maßnahme nicht ehalten, denn schon im nächsten Jahr feh-Leider hat sich diese Maßnahme nicht gehalten, denn schon im nächsten Jahr fehlen die Hauerlöhne in der Stadtrechnung wieder und die Gerichtsprotokolle weisen seitenlange Verfehlungen bei der Aufbereitung des Brennholzes auf. Erst ab 1790 wird das Bürgerholz dann regelmäßig durch Holzhauer aufbereitet.

(Aufhebung der Bürgerholzgabe: Im Som-mer 1907 beschäftigt sich der Gemeinderat mit der Einstellung der Bürgerholzgabe. Die Stadt ist inzwischen so gewachsen, daß eine restlose Ausplünderung der Waldungen zu befürchten stand. Der Antrag wurde ver-tagt und am 20. September 1907 endgültig der Beschluß gefaßt, den seitherigen Bür-gernutzen einzustellen.)

Holznutzung durch die Gemeinde, Holzbearbeitung

Für Gemeindezwecke und zum Verkauf wurde alljährlich Bau- und Brennholz gehauen, das vorhandene Zahlenmaterial kann leider nicht zur Bestimmung der jährlichen Nutzung herangezogen werden, da das Bauholz an die Bürger frei ausgegeben wurde und demzufolge in den Rechnungen nicht erscheint: Ebenso fehlen bis 1790 ge-naue Angaben über das geschlagene Brennholz. Die Bearbeitung des Holzes erfolgte in einer Sägmühle in Ehestetten (Landbuch

in einer Sägmühle in Ehestetten (Landbuch 1623). Es wurden Bauholz, Flöcklinge und Bretter geschnitten, aus starken Stämmen, hauptsächlich der Buche, Brunnentröge gehauen, Nadelholz mit einem Durchmesser von 20—25 cm zu Brunnenteucheln erbohrt. Einer Notiz in den Gerichtsprotokollen zufolge, die als Ortsbestimmung für unbefugtes Holzhauen diente, brannte man außerdem im Grießenloch Holz. Die Meilerstellen sind allerdings nicht mehr bekannt. Auch der Flurname Kohlplatte auf dem Bitzer Berg weist auf Köhlerei hin.

Holzkauf in umliegenden Gemeinden

Schon zu Beginn des 17. Jahrhunderts sind in den Bürgermeisterrechnungen, zwar noch vereinzelt, Belege über Holzkäufe zu finden. Dabei handelt es sich meist um Eichen oder Tannen. Mit der Verschlechterung des Waldzustandes stiegen im Lauf der Jahrzehnte die Holzkäufe langsam an, bis regelmäßig eine bestimmte Menge, die sich nach dem jeweiligen Bedarf richtete, jedes Jahr gekauft wurde. An erster Stelle steht die Tanne, es folgen Fichten und als Qualitätsholz relativ viel Eiche, die hauptsächlich verbaut wurde. Das Holz bezog die Stadt vorwiegend aus dem Eyachtal, von Lautlingen, Laufen, Dürrwangen, Frommern und Bickelsberg. Weitere Eichen kamen von Winterlingen, Vöhringen, Brennholz aus den Burladinger Wäldern: So ist 1780 in den Bürgermeisterrechnungen unter "Ritt und Rayßkosten" eine Reise nach Hechingen verzeichnet, um 3000 Klafter Brennholz zu kaufen. Schon zu Beginn des 17. Jahrhunderts holz zu kaufen.

b) Weide

b) Weide

Die weiten Weideflächen der Alb sind nicht ursprünglich, sie sind im Lauf der Jahrhunderte aus Wald entstanden, vielleicht z. T. aus Steppenheidegebieten der Jungsteinzeit und Bronzezeit. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts wurde das Vieh — Pferde, Kühe, Kälber, Stiere, Schafe und Schweine — im Wald geweidet. Durch die Beweidung, die das Aufkommen des Jungwuchses verhinderte, im Verein mit der Holznutzung, lichteten sich die Wälder immer mehr, Triften entstanden. Wenn dann die wenigen übrig gebliebenen Bäume im Alter abgingen oder gefällt wurden, so war der Endzustand, die Weide, auf der vielleicht noch einige breitkronige, schattenleicht noch einige breitkronige, schatten-spendende Buchen belassen wurden, er-reicht. Der Umfang des Weidebetriebs war beträchtlich. (Im Jahr 1810 wurden 243 Pferde, 1320 Stück Rindvieh, 1277 Schafe, 207 Ziegen, 187 Schweine ausgetrieben.) Fortsetzung folgt

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Ver-einigung im Kreis Balingen, Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des "Balinger Volksfreund", der "Ebinger Zeitung" und der "Schmiecha-Zeitung".